

**N ü c k b l i c k**  
eines  
**evangelischen Predigers**  
in der  
preussischen Provinz Sachsen,  
auf mehr, als funfzig Lebens- und mehr  
als dreißig Amtsjahre.

---

Inspicere, tanquam in speculum, in vitam aliorum  
Atque ex aliis sumere exemplum sibi, suades.  
**Terentius.**

---

Nach dem Tode des Verfassers  
Herausgegeben  
von  
**dem ältesten Sohne.**

---

**Salberstadt,**  
in Commission bei Lindequist & Schönrock.  
**1841.**





## V o r w o r t

---

Der Verfasser dieser Selbstbiographie hat nur Weniges drucken lassen, nicht weil es ihm an Beruf und Anlaß, Schriftsteller zu werden, gefehlt, oder weil er es ganz unterlassen hätte, sich schriftstellerischen Arbeiten zu widmen, welche vielleicht der Mittheilung nicht unwürdig gewesen wären; sondern weil er stets an einen wirklichen Schriftsteller solchen Maßstab anlegte, und das beurtheilende Publikum in solchem Maße achtete, daß er Alles, was von ihm erschien, nur mit einer unüberwindlichen Zaghaftigkeit hingab, herzlich die leichtfertige und nur dem Zeitgeiste dienende Vielschreiberei mißbilligend. Viel lieber wollte er von den mittheilenswerthen Ideen und Erfahrungen, wenn er solche vor Andern je gehabt und gemacht, in seines Amtes Werke und Arbeit leben und zehren. Er wies die Aufforderungen seiner Freunde, aus dem Schatze seiner Lebens- und Amtserfahrungen so manches, was sie für allgemein interessant hielten, mitzutheilen, lange selbst da noch zurück, als die Seinen, als liebe Jugendfreunde und Böglinge das von ihm als Geschenk und Andenken forderten; denn er weiß, wie schwer es sei, über sich selbst auf eine angemessene Weise sich auszusprechen. Auf der andern Seite giebt er zu, daß vor dem, dessen Leben allgemeines Interesse genug hat, eine solche Mittheilung wohl angenommen werden

wird, da an guten autobiographischen Arbeiten von Geistlichen noch kein Überfluß vorhanden ist. \*) Eben deshalb aber, weil der Verfasser zweifelte, daß sein Leben solcher Darstellung werth und seine Kraft der Aufgabe gewachsen sei, nahm er lange Anstand, dasselbe mitzutheilen. Wie aber unsre Ereignisse im Leben so oft Einfluß auf unsre Entschlüsse haben, so leitete eine Krankheit, während welcher er viele Nächte schlaflos hinbringen mußte, seinen Geist auf die Vergangenheit zurück. In wunderbarer Klarheit lagen damals viele Abschnitte und Gegenden seiner Lebensbahn vor seinem Blicke da. Da entstand und reifte der Entschluß in seiner Seele, sein Leben, wenn Gott ihm wieder die nöthige Kraft geben werde, in seinen Hauptperioden darzustellen. Während der langsamen Genesung beschäftigte er sich, um sich über die drückende Gegenwart hinwegzuhelfen, mit diesem Versuche; denn das mußte die Arbeit bleiben, theils weil er keine Vorarbeit hatte und also Alles aus der Erinnerung entnehmen mußte, theils wegen der eigenthümlichen Schwierigkeit der Aufgabe.

Das Interesse einer solchen Biographie kann aber ein doppeltes sein, ein allgemeines und ein besonderes, je nachdem sich die Zeit in einem Leben spiegelt, oder je nachdem es nur einen Zweig menschlicher Thätigkeit vergegenwärtigt. Beides wird aber nur dann der Fall sein, wenn die Darstellung, ohne breit zu werden, möglichst speciell ist; denn eine ganz allgemein gehaltene Lebensbeschreibung spiegelt nichts wieder. Das Specielle aber muß im Charakter oder in der Lebenslage dessen, der von sich spricht, als mittheilungswürdig und darstellbar begründet er-

\*) Die sehr speciellen Unterschiede, die die Wunder seines Lebens darstellende Fische, und die Lebensbeschreibung von König sind im Ganzen genommen mit Beifall aufgenommen worden.

scheinen. Darum ziemt dem Autobiographen ein freimüthiges Urtheil, welches jedoch nie in unberufenes Absprechen ausarten darf. Es kommt nicht darauf an, ob das ausgesprochene Urtheil über Menschen und Thatfachen herrschenden Partheien gefalle oder mit geltend gewordenen Ansichten übereinstimme, wenn dasselbe nur der Stellung entspricht, in welcher der Erzähler zu dem, was er beurtheilt, gestanden hat oder noch steht. Specieell aber muß schon darum ein solches Lebensgemälde sein, weil sonst Falschheit eintritt, und der Leser theilnahmlos über eine Oberfläche hingeleitet, da er sich doch so gern in die Geschichte des Andern, als Abbild des allgemein menschlichen, worin Jeder sich selbst wiederfindet, vertiefen möchte. —

Der Verfasser hofft nun, obenbezeichnetes doppeltes Interesse anzuregen; denn im Allgemeinen schon ist der Zeitabschnitt, auf welchen er zurückblickt, einer der wichtigsten. Wie hoch wird ihn einst die Weltgeschichte stellen! Und so wunderbar es auch Manchem klingen mag, der auf das Leben und Wirken eines einfachen Schulmannes und Predigers, als auf etwas Unerhebliches herabzublicken sich gewöhnt hat; es läßt sich doch behaupten, und nachweisen, laß sich auch in solchen die Zeit vielfach spiegeln müß, so daß seine Biographie nichts weiter sein kann, als die Darstellung des Allgemeinen im Besondern. Ueberdies hat es das innere Leben und das Wirken desselben mit drei Gegenständen zu thun, welche in allen ihren Richtungen und Schicksalen der Zeit vielfältig anheim gegeben sind, nämlich Wissenschaft, Erziehung und Religion. Kann man nun in Beziehung auf die Wissenschaft von einem Manne, der unbeachtet und oft gleichsam in einem dunkeln Winkel wirken muß, nicht verlangen, daß er auf ihrer Höhe stehe; ja, darf er es auch nicht einmal wagen, sich dahin zu stellen, immer

müssen die Schicksale jener drei großen und allgemein wichtigen Angelegenheiten ihn mittreffen. Was er erlebte, wird dann eben dadurch wichtig und interessant, daß es diese Einwirkungen nachweist, und diese Erfahrungen bilden dann ein Eigenthum, woran er andern mittheilen kann. Es kommt hierbei aber freilich vornehmlich darauf an, daß Jemand überhaupt Erfahrungen theils sammeln, theils mittheilen könne, daß er fähig sei, frei von Vorurtheilen und Leidenschaft aus dem Strome der Zeit aufzutauchen, mit ruhigem und klarem Blicke um sich zu schauen, und in jenem Tone, dem man Glauben und Milde anhört, zu erzählen. Dazu gehörte aber, außer den nöthigen Gaben, hauptsächlich wahrhaft christliche Frömmigkeit, weil nur im wahren Christen ein rechtschaffenes Wesen, Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe ist, während der selbstische und eigenliebige Mensch sich zum Gözen macht, und trotz aller künstlichen Wendungen und Bemäntelungen sein eigner Lobredner wird. Unbillig aber würde es sein, wenn man die Darstellung eigener Bestrebungen und Erfolge für Ausflüsse der Eigenliebe halten wollte. Wer für ein großes Ziel begeistert, demselben männlich zustrebt, darf auch sagen, welche Hindernisse und welche Hilfen er gefunden habe, und wie weit er gekommen sei. Der Fromme aber wird dabei nur immer das sagen, was dem Leben der Frömmigkeit in Andern förderlich ist; denn allerdings giebt es eben so schädliche, als widerliche Selbstbekenntnisse, welche einer unsrer geistreichsten und reinsten Schriftsteller mit Leicheneröffnungen vergleicht —

Darauf freilich muß der, welcher sein Leben darstellt, und somit sein tiefstes Innere anschließt, gefaßt sein, daß er nicht immer begriffen werde; aber Zusammenhang, wahre Ordnung und Harmonie wird in seine Darstellung nur kommen durch Wahrheit; denn jeder Leser hat einen leisen Takt und

eine genaue Wageschaale für Wahrheit und Recht in sich, welche einen Faden zu leicht findet, der von ihnen abweicht. Diese Ansichten und Grundsätze haben den Verfasser bei Abfassung seiner Lebensbeschreibung geleitet, und er hofft sie dadurch denjenigen zu empfehlen, welche eine solche Arbeit nach jenen Haupterfordernissen würdigen. —

Bis hier Vorwort des Verfassers; nur wenige Worte noch des Herausgebers.

Nachdem der nun in dem Herrn entschlafene Verfasser diese Autobiographie in einigen Monaten, im Jahre 1837, frisch aus dem Innern aufs Papier gezeichnet, und bei zunehmender Genesung beendet hatte, stellten sich ihm der Schwierigkeiten mehre in den Weg, diese Blätter durch den Druck zu veröffentlichen; sehr gehäufte Arbeiten und oft wiederkehrende Krankheiten hinderten ihn, theils die Reinschrift zu befragen, theils sich um einen Verleger zu bemühen; und so unterblieb bisher der Druck. Der Herausgeber, der seinen verstorbenen Vater während seiner vier letzten Lebensjahre zur Seite gestanden, ist oft Zeuge davon gewesen, welche freundliche Theilnahme das langjährige Leiden des theuren Verewigten in den weiten Kreise derer, die ihn kannten und liebten, gefunden hat, und bietet diesen die letzte Arbeit des Verfassers als freundlichen Abschiedsgruß des dahingegangenen Freundes.



# I n h a l t

## der einzelnen Lebensperioden.

---

	Seite
<b>Erste Periode:</b>	
Das Vaterhaus, die Kindheit, der erste Unterricht.	1—15
<b>Zweite Periode:</b>	
Schule und Unversität . . . . .	16—57
<b>Dritte Periode:</b>	
Schulamt und öffentliche Prüfungen bis zur Er- langung eines Pfarramtes. Von 1804—1807.	57—83
<b>Vierte Periode:</b>	
Berufung in's Pfarramt, Antritt und Verwaltung desselben bis zum Jahre 1815. . . . .	83—140
<b>Fünfte Periode:</b>	
Der Feldzug und das Amt des Brigadepredigers 1815.	140—200
<b>Sechste Periode:</b>	
Von der Heimkehr aus dem Feldzuge bis zur Ver- setzung in eine Stadtpfarre. 1819. . . . .	201—221
<b>Siebente Periode:</b>	
Die jüngste Vergangenheit von 1819—1837 . . . . .	221—245

---

### Erste Periode.

---

## Das Vaterhaus. Die Kindheit. Der erste Unterricht.

Ich bin in der Nacht nach dem Johannistage 1783 meinen Eltern als das fünfte Kind unter acht geboren. Mein Vaterland ist Preußen; mein Geburtsort ein großes Dorf in dem damaligen Fürstenthume Halberstadt, in einer fruchtbaren und angenehmen Gegend gelegen. Mein Vater war dort allein Schullehrer, so daß sich die Zahl seiner Schüler und Schülerinnen oft auf 300 belief. Zugleich lastete auf ihm der Kirchendienst, die Gemeinschreiberei und die nothwendige Selbstbewirthschaftung der mit der Stelle verbundenen Grundstücke. Außerdem wurde bis zum Jahre 1790 seine Thätigkeit noch auf eine ungewöhnliche Weise in Anspruch genommen; er hatte es nämlich zwanzig Jahre lang mit einem Prediger zu thun, der ihm zwar stets wohlwollte, aber ihn auch auf mancherlei Art gebrauchte, besonders als Organ, um auf die Gemeinde einzuwirken, so weit er es für nöthig hielt. Dieser Mann gehörte zu den sogenannten vornehmen Predigern, deren es damals viele gab, die fast immer einem höheren Umgangskreise oder ihren Studien angehörten, und welche zum Theil sogar durch Zu-

rückgezogenheit von der Gemeinde in einem höheren Ansehen zu stehen meinten. Der Prediger meines Vaters war allerdings kenntnißreich und gebildet, auch versank er nie in Versäumnisse, welche ihm hätten Verantwortung zuziehen können; aber wirkliche Seelsorge und specielle Aufsicht konnte er schon seiner Lebenslage nach nicht ausüben; denn er war unverheirathet, wohlhabend, oft auswärts in Gesellschaft, und wurde etwa vier Jahre vor seinem Tode sogar geabelt. Daß nun aber doch, wie es geschah, die Kirchenbücher genau geführt wurden, dazu trug mein Vater wesentlich bei, der nie aus der Gemeinde wich, indem er die nöthigen Data sammelte, und sie von Zeit zu Zeit zur Eintragung vorlegte; selbst den Gottesdienst, besonders des Nachmittags, hielt er oft allein zur Zufriedenheit der Gemeinde. Zu solchen Leistungen gehörte natürlich eine ungewöhnliche Kraft und Persönlichkeit, und diese waren in meinem Vater vorhanden. Er war von Person groß und kräftig, hatte ein sehr männliches Ansehen, ein sprechendes Gesicht, und richtete oft durch seinen scharfen Blick mehr aus, als Andere durch Drohungen und Strafen. Seine Bewegungen zeigten Anstand und Würde, seine Sprache ein Organ von seltenem Wohlklange. In seinem Thun war er stets energisch, ohne viele Worte zu machen, streng, wie gegen sich selbst, auch gegen Andere. Er hatte in Helmstedt und Halle Theologie studirt, und unterrichtete schon als Hülfslehrer am halle'schen Waisenhause, als sein Vater und Amtsvorgänger am 19. December 1770 mit mehreren andern Personen auf der Rückkehr von einem nahen Städtchen, von einem plötzlich entstandenen heftigen Sturme in der Finsterniß mit hohem Schnee überschüttet, das Leben verlor. Die hinterlassene Witwe, die verwaissten Schwestern und die Gemeinde wünschten, daß mein Vater als einziger Sohn, wenigstens einstweilen in des Vaters Stelle eintreten, und der verlassenen Familie Stütze werden möchte. Der Markgraf von Schwedt, als Dompropst Patron der Stelle, gab seine Zustimmung,

und das Directorium des Waisenhauses rieth ihm, wie Freilinghausen sich ausdrückte, dem Wink der Vorsehung zu folgen und versprach ihm, wenn er weiter verkehren sollte, am Hause ihn wieder anzustellen. Allein die Vorsehung wollte es anders; denn nach manchem vergeblichen Versuche, ein geistliches Amt zu erhalten, verzichtete er um so mehr auf eine Beförderung, als die Einkünfte seiner Stelle bei guten Körnpreisen, denen einer mäßigen Pfarre gleichkamen. Doch würde ein heftiger Candidat der Theologie einer so lästigen Stelle schwerlich gewachsen sein; allein die Schulpvorbereitung meines Vaters hatte ihn dazu geschickt gemacht; er war ein ausgezeichnete Sänger und Organist, und hatte sich als specieller Zögling und einer der besten Primaner Struensee's, des sehr strengen, aber geschickten Schulmannes, eben so als Literat, als zum Schulmanne vorgebildet.\*) Zudem hatte der Unterricht, welchen mein Vater an der deutschen Schule des Waisenhauses ertheilt hatte, nicht wenig dazu beigetragen, daß er wohlgerüstet in sein schweres Amt eintrat. Mein Vater gehörte also nicht zu jenen verdorbenen Studirten, die sich wegen mangelnder Kenntnisse oder gänzlichen Mangels an Kanzelgabeln hier und da ins niedere Schulamt verlieren, und sich vor ihren Amtsgenossen nur durch plummes Ungeschick oder brutale Unmaßung auszeichnen. Ich verdanke seinem Hausbuche die Nachrichten über ihn, und in seinem schriftlichen Nachlasse habe ich Aufsätze von ihm in lateinischer Sprache gefunden, welche mich durch ihren Inhalt und ihren Ausdruck mit Bewunderung erfüllten, und mehrere Predigten von ihm zeichneten sich durch Bibelsprache und wahre Simplicität aus.

Unter seinen acht Kindern waltete er immer als strenger Hausvater; das Princip der Furcht stand bei

\*) An Struensee's Schülern jener Zeit vermiste man die erst später eintretende Seminarvorbereitung zum Schulamte nicht, und die Provinz besaß in ihnen sehr wackere Schulmänner zum Theil.

ihm nach Struensee's Vorblbe oben an; oft aber war er auch mild und freundlich, indem er sich mit uns Knaben besonders Abends unterhielt, oder wohl gar unsere Spiele leitete. Die Mutter, eine sehr fromme, schlichte und fleißige Hausfrau, war das verfühnende Wesen im Hause, und suchte des Vaters Strenge durch ihre Liebe und Freundlichkeit stets zu mildern; sie ermahnte und warnte immer nur im Stillen, wann sie uns zu Bett brachte, beten ließ oder des Morgens weckte.

Was nun mich betrifft, so nahm der Vater eine besondere Stellung an; er zog mich zwar äußerlich durchaus nicht vor, sondern behandelte mich fast strenger, als meine Geschwister, weil ich sehr lebhaft und bis in mein achttes Jahr überaus heftig war. Ich erinnere mich, in dieser Periode einige derbe Züchtigungen des strengen Vaters empfangen zu haben, gewiß wegen unseugbarer Unarten, indem ich damals gegen meine Geschwister und selbst gegen andere Kinder sehr jähzornig war, auch die Grenzen zwischen dem Mein und Dein oft nicht respec-tiren, sondern mir alles, was mir gefiel, aneignen wollte, und dabei listig genug verfuhr. Die darüber einlaufenden Beschwerden weckten in meinem Vater ohne Zweifel die Befürchtung, als ob in mir ein junges Genie à la Cartouche und Käsebieb aufblühe, welches er bei guter Zeit austreiben müsse. Oft machte ich in meiner Lebhaftigkeit allerlei Anschläge und dumme Streiche, von denen einige ernsthafte Folgen hatten, die mich dann mit großem Schmerze und aufrichtiger Reue erfüllten. Eben so wohnte mir eine große Waghalsigkeit bei, wovon folgendes Beispiel zeugt. Ich hatte bemerkt, daß auf einem vorspringenden Steine in unserem Brunnen ein niedliches Bäumchen gewachsen war. Ich wünschte dasselbe zu haben, bevor es einem Andern zu Theil, oder beschädigt werden möchte. Das Bäumchen stand aber an drei Fuß unter dem Rande des Brunnens, weshalb ich auf den tollkühnen Einfall kam, überzustei-gen und mich hinab zu bücken. Weil ich aber befürchtete, ich könnte

hinabstürzen, hatte ich mir einen Strick um den Leib gebunden, und diesen einigen Knaben, die außerhalb des Geländers standen, in die Hände gegeben, damit sie mich halten und nöthigen Falles heraufziehen könnten. Ich ahnete gar nicht, unrecht, ja meinte vielmehr eine Heldenthat zu thun. In dem Augenblicke, wo ich eben auf dem Rande des Brunnens ritt, um überzustei-gen, kam zum Glück mein Vater dazu, und sahe mit Erstaunen die ganze Anstalt. Der Vater strafte mich den Andern zum Exempel, und schreckte mich dadurch für immer von solchen halbschreienden Experimenten ab. Ein anderer Fall aber versetzte meinen Vater in heftigen Zorn, weil ich ihn, wie er meinte, vor der Gemeine compromittirte. Einige Knaben hatten das Geschäft, zu Mittag zu läuten und anzuschlagen. Sie hatten mich einige Male mitgenommen, und ich hatte große Lust, das Läuten einmal allein zu probiren. Als ich daher einst die Thurmthür offen fand, stieg ich hinauf und fing an zu läuten, allein meine Kraft war dem Werke nicht gewachsen; der Anebel schlug immer nur auf einer Seite an, mit einem Worte, ich stürmte, ohne es zu wissen, als ob wo Feuer wäre. An 500 Menschen versammelten sich alsbald, und wollten wissen, wo das Feuer sei; der Vater kam außer sich herbei, und da er glaubte, daß ich es aus Uebermuth und in der Absicht gethan habe, die Gemeine zu necken, so züchtigte er mich sehr nachdrücklich, ehe ich mich erklären konnte.

Ungeachtet dieser Streiche wendete sich des Vaters Aufmerksamkeit, da ich mich vor meinem älteren Bruder durch rege Wißbegier und ein glückliches Gedächtniß auszeichnete, bald vorzugsweise auf mich. Ich war sein steter Begleiter auf seinen Spaziergängen in Feld und Wiesen; er floßte mir auf solchen Wegen Liebe zur Natur ein, und bald freuete ich mich gar sehr über das Grün des nachbarlichen Waldes, über den blühenden Baum und über den Waldgesang; ich beobachtete mit wahrer Lust die Schwalben, die sich unter unserem Dache an-

baueeten, und ein Nothkehlchen, das ein Knabe mir geschenkt, war mein größter Schatz. Einst trug der Vater mir auf, nach den Bienen zu sehen, und ihm zu sagen, wenn sie schwärmen sollten. Ich aber war, des Geschäftes überdrüssig, als ich das Lärmen der spielenden Kinder von der Straße hertönen hörte, von dem mir angewiesenen Posten gegangen. Der Vater holte mich zurück und beschämte mich dadurch, daß er mich mit der Naturgeschichte der Bienen, ihren wunderbaren Kunsttrieben, ihrer Staatseinrichtung und ihrem Nutzen bekannt machte. Seitdem war es mir nie wieder lästig, der Bienen zu warten, und ich zählte die schönen Sommertage, wo sie am thätigsten waren und schwärmten, und wo ich, das Buch in der Hand, auf sie acht gab, zu den unterhaltungsreichsten meiner Jugend. Noch ist es mir, als höre ich das friedliche Summen der Thiere, und ihre lebendige Aufregung, wenn sie schwärmten. Und doch sollten gerade diese Thierchen mir bald die derbste Lection für meine Unüberlegtheit geben. Eines Tages wurden einige Stöcke sehr unruhig; ich rief also den Vater, weil ich meinte, sie wollten schwärmen. Der Vater kam, und sagte verdrießlich: das sind Raubbienen! Er traf darauf einige Vorkehrungen, um diese abzuhalten, und entfernte sich wieder. In vollem Ärger über diese Bienen corsaren stellte ich mich ziemlich nahe heran, und schlug mehrmals mit einer Gerte nach ihnen. Da wandten sich die Bienen gegen mich, und im Nu hatte ich ein Duzend Stiche im Gesichte, besonders um die Augen herum. Auf mein klägliches Geschrei kamen die Eltern herbei, führten mich ins Haus und bedeckten mein Gesicht mit nasser Erde. Einige Tage lang lag ich blind. Ich erinnere mich deutlich, daß ich seit dieser Zeit in allen Dingen vorsichtiger handelte.

Die Mutter beschäftigte sich viel mit der Cultur beider zur Stelle gehörigen Gärten; sie gewann an Gemüse mehr, als sie gebrauchte und konnte daher vieles nach der Stadt schicken. So hatte sie jedes Jahr eine bebeu-

tende Einnahme von den verkauften Kohlspflanzen, noch mehr aber brachte ihr der Verkauf junger Maulbeerbäume, welche sie aus Saamenkernen zog, und erhielt dazu selbst Aufmunterung von der Staatsbehörde. Wir mußten ihr bei solchen Geschäften oft hülfreiche Hand leisten, und wir thaten es gern, und ich ins besondere habe seit der Zeit immer eine große Liebe zum Gartenbau gehabt. —

Ich erinnere mich nicht, daß irgend ein bedeutendes Unglück des Hauses oder Ortes das Stillleben der Familie unterbrochen hätte; doch fällt in mein fünftes Lebensjahr ein Naturereigniß, das mich mit Staunen erfüllte. Es war Sonntags Morgen, ich spielte mit meinem jüngeren Bruder in der Stube; die ganze Familie war in der Kirche, und nur die Magd zu Hause geblieben, um die Küche zu besorgen. Da stürzte diese plötzlich händeringend in die Stube, und ängstlich nach dem Fenster blickend, fiel sie auf das Knie und betete laut. Jetzt wurde ich aufmerksam, warum sie weine, stieg auf einen Stuhl, um durch das Fenster auf den Hof zu blicken, dies war indessen kaum möglich; Regenstrahlen, die armselich dicht neben einander niederstürzten, ließen mich kaum soviel erkennen, daß ein gewaltiger Strom den Gartenzaun durchbrach, das Thor zum Hofe fortriß und daß alle leichteren Gegenstände auf dem Hofe mit fortgetrieben wurden. Mein Gefühl war weit näher der Verwunderung, als dem Entsetzen. Etwa eine Viertelstunde mochte es sonach fortregnen, dann folgte ein ungewöhnlich starker Blis und fast zugleich ein entsetzlicher Donner; der Regen ließ nach, und nach einer halben Stunde war der Himmel wieder hell. Jetzt kamen die in der Kirche eingeschlossen gewesen Leute, konnten aber ihre Wohnungen zum Theil nicht erreichen, weil der Bach, welcher den Ort in der Mitte durchfließt, zu einem großem Strome angeschwollen war und die Brücke zertrümmert hatte. Es war ein Wolkenbruch gewesen, der auch Halberstadt getroffen, wo die Holtemme in die Stadt drang, viele Gebäude beschädigte, andere einriß

und selbst Särge aus den Gräbern wühlte. Dieses Ereigniß schwebt mir jetzt noch lebhaft vor.

In meinem siebenten Jahre sahe ich eine Feuerbrunst, deren Bild nie aus meiner Seele schwinden wird. Meinem Geburtsorte gegenüber, so daß wir aus dem obern Stocke des Hauses hinblicken konnten, liegt das Dorf Wulferstedt in der Entfernung einer halben Stunde.

Am 21. April 1790 erscholl, Morgens 7 Uhr, bei uns die Nachricht, daß ganz Wulferstedt brenne, und bei dem ersten Hinblicke auf die Gegend sahen wir die Feuerwolke so nahe, als brenne unser eigener Ort. Wir gingen in das obere Stockwerk unseres Hauses, und sahen nun, wie sich die Flamme tausendfach über den ganzen Ort, dessen meiste Dächer mit Rohr gedeckt waren, hinwälzte. Über 100 Gebäude standen zugleich in Flammen. Wir hörten das donnerähnliche Rösen der Flamme, das Knacken der zerspringenden Ziegeln, das Getrach der einfallenden Balken, das Brüllen des Viehes, den Nothruf bedrängter Menschen. Mein Vater und mit ihm die meisten Einwohner eilten den armen Nachbarn zu Hülfe. In wenigen Stunden brannten 115 Gehöfte mit 300 Gebäuden nieder. Bald sahen wir nur noch Flammen aus den Trümmern aufschlagen, Kirche und Pfarre, weil sie seitwärts liegen, vereinzelt dastehen, und die nackten Schornsteine den grausenvollen Sieg des Elementes, wie gespensterhafte Denkmäler, bezeugten. Die Rauchsäule glich einem Gewitter, wenn die Sonne dagegen scheint, eine Schicht des Gewölkes über der Anderen, mit breitem Flammenrande gezeichnet; sie reichte bis vor Magdeburg und streute meilenweit die Asche. \*) Wie muß der Brand von Moskow, wie das brennende Magdeburg an jenem unglücklichen 10. Mai ausgesehen haben!

\*) Noch jetzt wird alljährlich in jener Gemeinde eine auf jene Begebenheit sich beziehende Predigt gehalten.

Mein Vater war ein begeisterter Bewunderer Friedrichs des Großen, und ich erinnere mich dunkel noch des Eindruckes, den die Nachricht von Friedrichs Tode auf ihn machte. Ein alter invalider Soldat aus dem siebenjährigen Kriege brachte jene Trauerbotschaft aus der Stadt. »Der alte Fritz ist todt!« rief er in die Thür hinein; »aber,« setzte er hinzu, »wenn die Preußen noch so sind, wie wir bei Prag und Lissa waren, dann ist er nicht todt.« Der Vater sagte mit einer Thräne im Auge: »Nun, wir haben es erwartet, und doch thut es uns wehe, weil wir zu lange an ihn gewöhnt sind.« Er schwieg den ganzen Abend still, und als in den folgenden Tagen das Trauergeläute begann, konnte er seine Wehmuth kaum verbergen. Durch des Vaters Erzählungen von Friedrichs Siegen und Seelengröße war in mir ein Patriotismus erregt, der nie wieder erstickt ist, und das Gefühl, ein Preuße zu sein, ist von Jugend auf ein Lebensgefühl für mich geblieben, welches alle anderen an Dauer und Stärke übertrifft. —

Eben jener alte Krieger, der die Nachricht von Friedrichs Tode gebracht hatte, wurde nicht müde, von seinem großen Könige zu erzählen, indem er uns Knaben in der Schulstube versammelte, wenn Ferien waren, und wir verloren keines seiner Worte, wenn er über den Sieg bei Leuthen und Rossbach jubelte, oder sich über die verlorene Schlacht bei Kollin ärgerte, wo er dann voll Eifer für die Ehre seines Friedrich allemal die Schuld dem Prinzen Moritz von Anhalt beilegte. Er besaß eine Geschichte des siebenjährigen Krieges im Babelstyle geschrieben, (man denke!) mit vielen Kupfern verziert. Daraus mußte ich ihm Sonntags Nachmittags oder Abends vorlesen, und mir war es, als läse ich in den Büchern der Makkabäer. Ich theilte den Enthusiasmus des alten Mannes, und schon damals stand das Bild Friedrichs des Großen auf dem Altare meines von Bewunderung und Verehrung für ihn erfüllten Herzens. —

Als später, nach dem Ausbruche der französischen Revolution, die Preußen im Jahre 1792 durch unsere Gegend und theilweise selbst durch den Ort marschirten, gerieth ich durch alles, was ich hörte und las, in heftige Bewegung. Nachdem die Nachricht von der Hinrichtung des Königs uns mit tiefem Abscheu erfüllt hatte, erschreckte uns die Eroberung von Mainz und die Einnahme von Frankfurt, und um jene Zeit empfanden wir zum ersten Male Angst vor den Franzosen, besonders bei den Namen Custine, welche sich jedoch wieder verlor, nachdem jene Orte wieder erobert und die Siege bei Königslautern und Pirmasens erfochten waren. Das Schreckenssystem erfüllte meinen Vater mit Traurigkeit, und als er Robespierre's Sturz in den Zeitungen gelesen, befahl er, daß uns ein Kuchen gebacken werden sollte. —

Nun zu mir zurück. In meinem achten Jahre erkrankte ich an der Ruhr, zu welcher das Nervenfieber hinzukam. Vorher sehr wohl genährt, kam ich so herunter, daß ich kaum gehen konnte. Der Vater trug mich in's Bett, und holte mich wieder Morgens ab; überhaupt nahm er sich meiner auf das Liebevollste an. Ich medicinirte wenig; aber der Vater führte mich anfangs in den Garten, dann ins Feld; als ich einigermaßen erstarke, bereitete er mir Bäder, und stellte mich dadurch, wie durch seine stete Aufsicht (ich mußte seitdem sogar neben seinem Bette schlafen,) wirklich ganz wieder her. —

Meine ersten Kenntnisse hat mir der Vater beigebracht, indem er sich mit mir unterhielt, welches mich immer in eine feierliche Stimmung versetzte, als erwölfe er mir eine Ehre. Lesen und Schreiben sind Fertigkeiten, deren Anfang so früh fällt, daß ich nicht bestimmt sagen kann, wann ich es noch nicht gekonnt. Im fünften Jahre las ich vor, und ich besitze noch jetzt ein Buch, in welches ich unter das Bild des Götzen Moloch in jener Zeit geschrieben habe: »Wäre ich dabei gewesen, wartet nur, ich hätte die Kinder weggenommen!«

Ich erinnere mich, daß mir ein Stückchen oder gar ein Bogen weißes Papier unendliche Freude machte, weil ich dann meine Neigung, recht zierlich zu schreiben, befriedigen konnte. Nach und nach bildete sich meine Hand ganz nach der des Vaters, und schon im elften Jahre waren beide schwer von einander zu unterscheiden. Dies überraschte meinen Vater einst auf eine frappante Weise; er hatte nämlich die Seelenliste des Ortes, welche alljährlich in duplo eingereicht werden mußte, angefertigt, wurde aber durch andere dringende Arbeiten an der Abschrift gehindert. Da beschloß ich, ihm zu Hülfe zu kommen; ich ließ mir also ein Buch Papier, das ich geschenkt bekommen hatte, von der Mutter einheften, und klinkte dasselbe nach dem abgesehenen Schema. Hierauf stand ich eine ganze Woche lang sehr früh auf, schrieb vor dem Anfange der Schule die Liste ins Reine, und legte sie zu des Vaters Arbeit. Als er sich nun dabei machen wollte, fand er die Arbeit schon vollendet, und er schenkte mir dafür einen blanken Thaler, den Ersten, welchen ich je besaßen, und meinte dabei, es werde Niemand merken, daß nicht alles von meiner Hand sei.

Was ich nun weiter lernte, erwarb ich mehr durch Nachahmung und Selbstbeschäftigung, als durch Unterricht. Im Lateinischen machte ich den Anfang ohne Buch, indem mir der Vater Vokabeln sagte, und kleine Sätze, in welchen jene vorkamen, die ich dann sofort mündlich in's Lateinische übersezen mußte. Dann mußte ich alles schriftlich machen, die Deklinationen und Conjugationen nach gegebener Anweisung nach Stamm und Endung selbst bilden, und niederschreiben. Ich war schon ziemlich weit, als ich Lange's Grammatik und den Celsarius in die Hände bekam. Später schenkte mir ein Verwandter einige Bücher, worüber ich große Freude empfand; es waren Rochow's Kinderfreund, Gleim's, Lichtwer's und Gellert's Fabeln und Campe's Sittenbü-

lein. Ein glückliches Gedächtniß \*) ließ mich Alles behalten, was ich aufmerksam las. Geographie lernte ich dadurch, daß ich die Charten im Schreiberschen Atlas so lange betrachtete, bis ich nicht bloß die darin angegebenen Namen, sondern auch die ganze Situation durch Anschauung mir eingeprägt hatte. Als ich später nach Fabri wirklich unterrichtet wurde, war mir alles leicht, weil ich es zum Theil schon selbst heraus gefunden hatte. —

Die Geschichte war der Stoff der Erzählungen meines Vaters, die er uns in seinen wenigen Mußestunden am Abende, des Sommers in der Laube, mittheilte. Nicht bloß von den Helden und Kaisern unseres Volkes erzählte er, von Herrmann, Wittekind, Karl dem Großen, von dem Vogelfeller und Otto, von dem Rothbart und Löwen, von Lylli und Wallenstein, von Gustav Adolph und Herzog Bernhard, von Christian und Mansfeld, sondern auch von dem Bauernkriege, von Bonifazius, dem herrlichen Glaubensboten, von der Stiftung der Klöster und Bisthümer, von den verschiedenen Erfindungen und Seefahrten. Dabei kam er bisweilen von der allgemeinen Geschichte auf die Geschichte unseres Ortes, und wußte genau, wie es im Bauern- und dreißigjährigen Kriege hier zugegangen sei. Er erzählte von der Pest, zur Zeit als die Türken vor Wien rückten, wie damals im Orte fast alles ausgestorben sei, und wie unser H. nach dem dreißigjährigen Kriege ein glänzender Badeort, unter Leitung des berühmten Meibomius, gewesen sei \*\*). Er nannte die Königin von Schweden, die Landgräfin Amalie von Hessen als Badegäste, bezeichnete uns den Ort, wo der eingestürzte Johannisbrunnen gewesen, und welche von den Quellen noch zu erkennen seien, auch wo die Zelte gestanden für mehrere Tausend

\*) Der Berewigte hat dieses bis an seinen Tod behalten und oft durch die Treue desselben seine Freunde in Erstaunen gesetzt.

Anmerkung des Herausgebers.

\*\*) Er schöpfte hierbei aus Salzmans Erzählung im Kirchenbuche des Ortes.

Badegäste. Selbst die Geschichte der adelichen Geschlechter des Ortes und der Umgegend wußte er meist sehr genau. War er bisweilen in besonders guter Laune, so gab er uns auch einige Volksagen, z. B. vom Rübzahl, vom Hakeberge, von der wilden Jagd, von der Domburg im Hake und der Danelshöhle im Huy zum Besten, wobei dann besonders die Schwestern ganz Ohr waren. —

Bald machte ich auch im Französischen, mit Pepliers und Hilmar Cüras Hilfe, und im Griechischen nach der alten hallischen Grammatik den Anfang. In allen übrigen Disciplinen mußte ich dem Unterrichte in der Dorfschule beiwohnen. Sie war in zwei Klassen getheilt, wovon die Oberklasse 22, und die Unterklasse 11 Stunden wöchentlich unterrichtet ward. Die neue 1792 erbaute Klasse, welche 40 Fuß lang und 30 Fuß breit war, bot dem Cötus hinlänglichen Raum dar. Der Anfang war im Winter um 7 Uhr, im Sommer um 6 Uhr Morgens. Da es im Winter oft nicht hell genug war, so ward bei einiger Beleuchtung nach Gesang und Gebet immer von einer Abtheilung das Wochen-Pensum aus Bibel, Catechismus und Gesangbuch hergesagt und erklärt. Religion war die Seele des ganzen Unterrichtes und ihr gehörte immer die meiste Zeit. Vier Stunden wöchentlich waren dem Realunterrichte, und zwei dem historischen (biblische Geschichten und Religionsgeschichte) gewidmet. Bei dem Real-Unterrichte wurde zwar auf das eingeführte Lehrbuch und den lutherischen Catechismus hingewiesen; aber alles auf die Bibel gegründet, und zwar so, daß die Aussprüche, Lehrerzählungen und biblischen Beispiele, welche einer Lehre zum Grunde gelegt wurden, zuerst gelesen und erklärt, sodann die Lehre daraus gefunden und entwickelt wurde, worauf die Wiederholung folgte bis zur klaren Auffassung. Des Vaters Grundsatz war dabei, es müsse keine Bibel lehre dem Schüler vorenthalten, und weil sie nicht mit den Ansichten des Einzelnen oder der Welt übereinstimme, untergeschlagen, aber

auch kein Einwurf der Welt gegen die Bibellehre ihm verschwiegen werden, damit er gegen Alles gewaffnet sei, was ihm später gefährlich werden könne; dann falle der Reiz der Neuheit weg, und Unglaube und düsterhafte Menschenweisheit werde ihm unbedeutend und kleinlich vorkommen. \*)

Jeden Tag ward in der Bibel gelesen, denn damals waren, außer dem Rochowschen Kinderfreunde, Bibel und Gesangbuch die einzigen Lesebücher. Da aber die Zahl des Stius so groß war, so lasen immer drei zugleich. Merkte der Vater einen Schwachen, so mußte dieser das Ganze noch einmal allein lesen. Dabei wurde am Schlusse des Verses auf Fehler im Nichtiglesen und in der Betonung aufmerksam gemacht. Stets wechselten die historischen und die Lehrbücher der Bibel, und diejenigen Ausdrücke, welche einer Erklärung bedurften, erhielten dieselbe kurz. So lernte ich verstehen, was ich las.

Der Schreibunterricht wurde in der Oberklasse theils nach der Vorschrift des Vaters im Buche, theils nach dem von ihm geschriebenen, numerirten Vorlegeblättern, theils in dictirten Sätzen gegeben. Die Vorlegeblätter und Diktate enthielten zugleich Stoff zu gemeinnützigen Kenntnissen; zu deren Mittheilung es ohnehin an Zeit fehlte. Der Schreib- und Rechenunterricht wechselten in zwei Abtheilungen der Oberklasse mit einander ab, so daß beide gleichmäßig mit einander beschäftigt wurden. Der Sprachunterricht beschäftigte sich mit Übungen in der Rechtschreibung und den ersten grammatikalischen Regeln. Die Diktate enthielten oft bürgerliche Aufsätze, Geschäftsbriefe, Rechnungen, Quittungen, Contrakte, u. s. w. Der Umfang der Schule forderte einen sehr

\*) Der selige Vater hat mir oft bezeugt, daß dieser Grund eines biblischen Christenthums, der in seiner Jugend gelegt wurde, auch in den Zeiten, wo in der Wissenschaft der Rationalismus auf ihn von allen Seiten einbrang, unerschütterlich in ihm geblieben sei.

festen Lehrgang, und eine strenge Disciplin, und die Kinder verstanden jeden Blick und jedes Zeichen des Lehrers. Als ich die Schrift von Natorp las: »Der Lehrer unter tausend Schülern,« stand das Bild meines Vaters wieder recht lebendig vor meiner Seele. Die Persönlichkeit des Lehrers und die ununterbrochene Aufsicht, die er ausübte, machte Züchtigungen zur Seltenheit; das erste Kind fand den Lehrer schon in der Klasse, und er verließ erst dieselbe, wann das letzte Kind weg war. Das Zusammensein beider Geschlechter hat, so viel ich mich entsinnen kann, nie eine Frivolität veranlaßt. —

Als ich elf Jahre alt war, schrieb ich fast ganz orthographisch richtig, machte kleine Aufsätze, rechnete, was eine Dorfschule lehren kann, hatte die Hauptwahrheiten der Bibel der Hauptsache nach inne, und liebte die Kirche mit der wärmsten Empfindung heiliger Ehrfurcht. Im Lateinischen kannte ich die Formlehre aus Langens Grammatik, kannte dessen Colloquia beinahe auswendig, hatte einzelnes von Phaedri Fabeln, die Biographien des Cornelius Nepos und aus Caesar gelesen, und zuletzt das Lesebuch von Geddecke angefangen, dessen kleines Wörterbuch ich auswendig lernte.

In Rücksicht auf meinen Umgang, war der Vater in den letzten Jahren dieser Periode sehr streng. Er wollte, daß ich nicht mehr mit den Bauerknaben verkehren sollte, weil er ihre Rohheiten fürchtete. Aber auch von den Söhnen des Wächters im Orte hielt er mich fern, weil er ihre Ausgelassenheit und Frivolität nicht leiden mochte. So war ich zwei volle Jahre auf den Kreis meiner Brüder beschränkt, welches seine Nachtheile auch an mir offenbarte, indem ich später eine große Empfindlichkeit bei jedem nicht ganz freundlichen Zusammentreffen mit fremden Knaben zeigte. In Darlegung meines Wissens war ich fast zu dreist, weil ich mich fühlte, und unter meinen Geschwistern keinen über mir stehen sah.



## Die Schule und die Universität.

Bis dahin war noch nie bestimmt die Rede davon gewesen, was aus mir werden sollte, wenn man nicht dahin einige kindische Äußerungen rechnen will, wornach ich bis ins siebente Jahr Husar, als ich hernach den Robinson gelesen, Seefahrer, und endlich Prediger werden wollte. Ich hatte einst mit glücklichem Pathos, als wir »Kirche« spielten, statt der Predigt, Joachim Langens Vorrede zu seiner Grammatik, welche ich auswendig gelernt hatte, deklamirt, der Vater hatte mich ungesehen gehört, und seit der Zeit war es gewiß, daß ich Prediger werden sollte. Von welchen Seltsamkeiten hängt doch die Wahl des Berufes, und die Laufbahn der Menschen so oft ab!

Doch brachte ein Zufall meine Zukunft zwischen mir und dem Vater zur Sprache. Am 20. August 1794 nahm mich der Vater mit nach Helmstedt, wo er sechs- und zwanzig Jahre vorher studirt. Nicht der Markt der Wissenschaften führte ihn damals hin, sondern der Kornmarkt, und darnach richtete sich auch unsere Equipage; denn Nachts, auf den Kornsäcken sitzend, fuhren wir ab, stiegen vor dem Thore ab, und gingen voran. Ich hatte noch keine Stadt gesehen; daher kam mir das eben nicht bedeutende Helmstedt, besonders der große Platz des Holzberges, wie eine Zauberwelt vor. Während der Vater seinen Kornhandel abschloß, besah ich die Stadt, die ansehnliche Stephanskirche von außen, das Füläum und den schönen mit Linden bepflanzten Wall rings um die

Stadt. Dieser Tag machte Epoche in meinem Leben; es läutete um 7 Uhr auf dem schönen Universitätsthurme, und nun sah ich die Studenten, ihre Mappen unter dem Arme, über den Platz eilen. Da sagte der Vater: »sieh, das sind Studenten, und ich denke, du sollst auch mal einer sein.« Er sah ihnen aufmerksam und mit stiller Wehmuth nach, als gedenke er der vorigen Tage, die er auch hier verlebt hatte. Wie vor sich hin sagte er dann halblaut: »ja, ja, so geht's; ein ehemaliger helmstädtter und hallischer Student vermäkelt hier sein Korn.« Ich aber freute mich, die Studenten zu betrachten, die meist in lustigen Ranking, leicht gekleidet, lustig dahin hüpften. Mir schlug vor Freude das Herz, daß ich auch ein solcher Student werden sollte. Und wirklich dachte von nun der Vater ernsthaft daran, mich auf eine hohe Schule zu bringen. Da er aber schon meinen ältern Bruder auswärtig zu erhalten und acht Kinder zu ernähren hatte, so war die Hauptfrage die, wie die Kosten bestritten werden sollten. Sein erster Gedanke war auf das Domgymnasium in Halberstadt, wo er selbst gewesen war, gerichtet. Er ließ sich von dortigen Anverwandten einen genauen Anschlag des Bedarfs eines Domscholaren machen, und — er fand ihn unerschwinglich. Auch glaubte er, daß der Aufenthalt an einem Orte, wo ziemlich viele Verwandte wohnten, für mich wegen der daraus entstehenden Versäumnisse oder Zerstreuungen weniger heilsam sein werde, als an einem andern, wo ich mich nur unter fremden Leuten befände.

Da entschied wiederum schnell für mich ein zufälliges Zusammentreffen. Ein Schul- und Universitätsfreund, der in Schöningen Cantor und Lehrer am Gymnasium war, besuchte meinen Vater in den Osterferien 1796. Als er hörte, daß ich auf Schulen gebracht werden sollte, schlug er dem Vater vor, mich auf das Schöninger Gymnasium zu bringen, bedauerte sehr, daß er verhindert sei, mich in seinem Hause aufzunehmen, erbot sich aber, mich bei guten Leuten recht wohlfeil unterzubringen,

und mir, bis ich den für geborene Preußen existirenden Freitisch erlangen werde, bei gut gesinnten Familien wöthentlich Reihetische zu verschaffen. Der wackere Niedermann, der mir noch immer als ein Vorbild pünktlicher Ordnungsliebe vor der Seele dasteht, hielt sein Wort. Schon nach Verlauf von acht Tagen kam die Nachricht, daß Alles, insonderheit mein Unterkommen in dem stillen Hause des Organisten für 5 Thaler jährliche Miete besorgt, und die Reihe meiner Tische bei ausgezeichneten Familien voll sei. Mit einem Aufwande von etwa 40 Thalern werde mein ganzer Jahresunterhalt bestreiten werden können. Es war Sonntags, als der Brief ankam, und schon am andern Morgen war mein kleiner Koffer und ein Bett gepackt, und ich wurde mit der Ankündigung geweckt: »Steh auf, zieh Dich rasch an, Du sollst heute fort.« Ich konnte von Niemandem, als vom Prediger Abschied nehmen, und wurde so über alle schmerzhaften Empfindungen gleichsam weggerissen. Es war ein heiterer Frühlingstag, und die Reise durch eine schöne Gegend ließ mich gar nicht zu dem Ernste kommen, worin das Nachdenken über die Wichtigkeit des Schrittes, das Vaterhaus zu verlassen, und mich meinem Berufe ganz zu widmen, mich hätte versetzen müssen. Mit jener Exaltation, die mir in solchen Fällen immer eigen ist, und die mich die Zukunft im schönsten Lichte erblicken läßt, langte ich an dem Orte an, welchen ich nie gesehen, und wo ich nun sechs Jahre hindurch die Zeit meiner Entwicklung verleben sollte. Die freundliche Lage des Städtchens, die weite Aussicht, welche es gewährte, und die Art, womit so viele Familien mir dort wahrhaft uneigennützig Gutes erwiesen, sagten dieser Stimmung zu. Zwei Umstände jedoch, welche beide ihre Wurzel in einer allzu slavischen Furcht vor meinem Vater hatten, verbitterten mir meine Jugend. Da ich täglich bei angesehenen Familien speiste, so legte mir dies die Sorge auf, dort auch immer anständig gekleidet zu erscheinen. Ich wurde gewahr, was ich bisher noch gar

nicht gewußt hatte, daß ich zwar reinlich, aber doch ärmlich und gar zu altmodig gekleidet war. Ich bemerkte sehr bald, daß ich dadurch auffiel, und manche Mitschüler, ja selbst mein Klassenlehrer, sagten mir es unverholen ins Gesicht; die Ersteren mit manchem herben Spotte, der Letztere in der Wohlmeinung, mich vor dem Aufsalen zu bewahren. Nun aber wagte ich gar nicht, an meinen Vater Anforderungen der Art zu machen, weil er, ein entschiedener Feind der damaligen Kleidertracht, in welcher er eine beklagenswerthe Befremdung mit dem Franzosenthume sah, immer meine Kleidung nach seinem Schnitte machen ließ. Auf diese Weise kam ich zwischen meiner Umgebung und meinem eignen Gefühle, selbst zwischen den Lehrern und dem starren Willen des Vaters auf eine sehr peinliche Weise in die Mitte zu stehen. Ja so groß war meine Pietät gegen ihn, daß ich Niemandem sagte, daß er die Ursache sei, warum ich so einhergehe. Das andre Leiden entstand für mich aus dem allzu ängstlichen Streben nach Fortschritten, welches bald augenscheinlich in Ehrgeiz ausartete. Ich war nur zufrieden, wenn ich Alles auf's Beste gemacht hatte, wenn ich keinen Tadel erfuhr, sondern Beifall ärtete. Im Hintergrunde stand wieder der Vater; denn immer dachte ich mir, wie er kommen, mich examiniren, und sich nach mir erkundigen werde; und da erfüllte mich schon der Gedanke an die Möglichkeit, nicht zu bestehen, mit größter Bestürzung.

Die Frage, welche sich mir oft aufdrängte: ob es gut wäre, daß ich gerade diese Schule besuchte, habe ich mir nie recht entscheidend beantworten können. Zuweilen und selbst in der Erinnerung erschien sie in nicht vortheilhaftem Lichte, und doch traten wieder viele Lokalvortheile hervor, welche jeder andern Schule gefehlt haben würden. Die Schule hatte, genau genommen, nur zwei Klassen, und in jeder Klasse zwei Abtheilungen. Wenn nun gleich in Tertia die Elemente des Lateins getrieben wurden, so gehörte doch diese Klasse schon der

Bürgerschule an. Unter zwei Jahren kam man selten durch Sekunda, und unter vier Jahren nicht durch Prima. Dies war auch der Fall bei mir; ich ward der Letzte in Sekunda bei meinem Eintritte, wo ich in den Sprachen die Gegenstände und Autoren wieder fand, die ich zu Hause getrieben und gelesen, nur daß die erste Abtheilung weiter war, als ich, und der wissenschaftliche Unterricht nicht genetisch und formell, sondern materiell und in wirklichen Disciplinen gegeben wurden. Im Lateinischen wurden hier Phädrus, Cornel, Cäsar, Ovids Metamorphosen, auch Gedekes's Chrestomathie gelesen. Ganz neu war mir nur die Prosodie und Metrik, die ich noch nicht getrieben hatte, die ich mir aber bald aneignete. Im Französischen fand ich Hilmar Cüras Grammatik und Gedekes's Lesebuch; im Griechischen die alte harkische Grammatik, welche später mit der Buttmannschen vertauscht wurde, und Gedekes's Lesebuch. Das Rechnen und die Elementar-Geometrie wurde nicht sonderlich gelehrt; Deutsch dagegen nach Uebung und in lebendiger Übung, sehr gute Geschichte, Naturkunde aber zu sehr docirt, ohne daß man sich darum bekümmerte, wie viel oder wie wenig der Schüler auffasse. Die Geographie ward sorgfältiger getrieben.

Ich stand bei den Lehrern gut und nicht gut; gut wegen meines Fleißes und Fortschrittes, nicht gut wegen meiner großen Empfindlichkeit und wegen meiner vermeintlichen Sucht nach dem Auffallenden, und da ich beharrlich über die eigentliche und wahre Ursache des Lekteren schwieg, so ward ich als ein Mensch von sonderbarem Wesen behandelt. Der ordentliche Klassenlehrer in Sekunda war zwar ein Mann von guten Kenntnissen, aber sehr reizbar und leicht gestört. Er maß das Verdienst seiner Schüler nach Zahlen, indem er eine positive und negative Fleiß- und Sittentafel zur Schau aufstellte, wonach er auch verfuhr. Der andere Lehrer, welcher auch in Prima unterrichtete, war ein sehr gründlicher, fleißiger, dabei ordnungsliebender Mann, von vieler

Gravität, aber zu steif und sein Lehrgang abgemessen, wie der Schlag eines Pendels.

Im Französischen kam ich zufällig über den Horizont meiner Klasse hinaus; denn in dem Hause, wo ich wohnte, wohnte auch der Lehrer von Quarta, welcher ebenfalls studirt hatte und den Titel eines Bakkalaureus führte. Er hatte gute Kenntnisse und Bücher, und war besonders in der französischen Sprache fertig. Er gab mir ein Jahr lang jeden Morgen vor der Schule eine Stunde im Französischen, so daß ich nach Verlauf desselben jeden Schriftsteller, mit Hilfe des Lexikons, lesen, einen Aufsatz machen, die Regeln der Grammatik richtig anwenden, und mich nothdürftig mündlich ausdrücken konnte. Dieser rasche Fortschritt erfreute meinen Vater sehr, zumal er ihn erst gelegentlich entdeckte, indem ein Emigrant eines Tages als Tabletträger in das Vaterhaus kam, und ich, in den Freien anwesend, mich mit ihm französisch unterhielt. Von dieser Zeit kontrollirte der Vater meine Fortschritte nicht mehr, sondern er sahe es als gewiß an, daß ich thue, was ich könne. —

Der Rektor, ein Mann von größter Lehrgabe, ausgezeichnetem Vortrage, gründlichem philologischen und theologischen Wissen, und von seltenem Lehrtakte unterstützt, schien seine ganze Aufmerksamkeit auf mich zu richten, wenn er Sonnabends den wöchentlichen Unterricht in Sekunda mit einer summarisch prüfenden Conversation schloß. Aber gerade er, dem sonst die Freundlichkeit vom der Stirne leuchtete, und der bei seinem Unterrichte sich oft einem ergötzlichen Humor überließ, behandelte mich sehr streng, weil ich ihm von dem Klassenlehrer als sehr empfindlich geschildert war.

Noch muß ich der in diese Zeit fallenden Confirmation und des Religionsunterrichtes gedenken. In Sekunda mußten wir Dr. Zuffi Gesanti einfältige Fragen mit den beigefügten Bibelprüchen auswendig lernen. Der Unterricht ward aber nach Dietrichs Glückseligkeitslehre gegeben. Bei dem Pfarrunterrichte, welchen der sehr

würdige fünfundsiebzigjährige Generalsuperintendent ein Vierteljahr hindurch nach Gesenius Catechismus (jedoch nach einem abweichenden Lehrgange, den ich später theils bei Campe, theils im hannoverschen Catechismus wieder gefunden habe) täglich von 10 — 12 Uhr erteilte, fand ein so abgemessenes Wesen statt, daß der Unterricht glatt auf der Oberfläche dahin fuhr. Das Feierliche in der Erscheinung des ehrwürdigen Greises, selbst das Höfische in seinem Benehmen (er war in seiner Jugend Führer des Erbprinzen gewesen) leiteten die Aufmerksamkeit von seiner Belehrung ab. Ich habe keine Stunde erlebt, wo der Acker unsrer Herzen tief gepflügt wäre, um den Saamen des göttlichen Wortes hinein zu streuen. Doch feierte ich eben bei dieser Gelegenheit einen Sieg über mich selbst, über meinen Ehrgeiz und über meine Empfindlichkeit. Man konnte nicht nach Prima kommen, bevor man nicht confirmirt war. Ich war damals Erster in Sekunda, mithin auch der oberste Confirmand. Der General-Superintendent hatte mich auch als solchen bemerkt, indem er sich bei schwereren Fragen an mich wendete. Nun aber wurde in Schöningen, wie leider noch immer überall, auf die Oberstelle bei der Confirmation ein hoher Werth gelegt, und da zwei meiner Mitschüler, die dicht unter mir saßen, solchen Familien angehörten, die ihre Söhne gern oben gesehen hätten, so faßte ich in der letzten Woche vor der Confirmation den Entschluß, mich freiwillig unter beide zu stellen. Ich theilte ihnen mein Anerbieten mit und sie ließen sich das nicht zweimal sagen. Als mich der General-Superintendent nicht mehr auf der obersten Stelle sah, blickte er mich mit einiger Befremdung und fragend an. Ich wußte einen Augenblick nicht, ob ich ihm nicht Aufschluß schuldig sei, da er glauben mußte, ich habe die Stelle durch Unfleiß oder Unsittlichkeit verloren. Doch verwarf ich alsbald jede Nebenrücksicht und war über diesen Sieg über mich so froh, daß ich nun erst mit rechter Heiterkeit den Tag der Confirmation verlebte. Am Abend dieses Tages sagte

eine der mitconfirmirten Töchter: »Wir wissen recht gut, daß Sie sich freiwillig unten hingestellt haben. Nun, Sie denken wahrscheinlich: wer sich selbst erniedrigt, soll erhöht werden, und die Letzten werden die Ersten sein!« Ich wußte nicht, ob sie mich trösteten und loben, oder mich einer Demuth voll Stolz zeihen wollte. —

Bei dieser feierlichen Gelegenheit ward ich zum ersten Male nach neuem Schnitte und gut gekleidet, so daß ich mir auch in dieser Hinsicht als ein neuer Mensch vorkam, und meine Lehrer diese Veränderung mit Wohlgefallen bemerkten.

In derselben Woche, am 20. April 1797, ward ich nach Prima versetzt. Die Klasse zählte zwanzig Schüler, unter denen ich bei weitem der Jüngste war. So sehr mir das Herz vor freudiger Erwartung des neuen Lebens schlug, als mich der Rektor einführte, so ward mir doch die erste Zeit in dieser Klasse durch den entsetzlichsten Pennalismus getrübt, der damals in derselben herrschte. Einer der älteren und stärksten meiner Mitschüler, der bald zur Universität abgehen wollte, nahm sich meiner an, erklärte sich zu meinem Vertheidiger und schützte mich vor jeder groben Mißhandlung. Seit dieser Zeit hörte jede Belästigung dieser Art für mich auf, indem ich auch an Jahren, Kräften und Kenntnissen mit den Andern nachher in Gleichgewicht trat.

Der Sprachunterricht in Prima war, so weit er auf Lektüre der Classiker beruhete, sehr gut. Im Lateinischen wechselten die Dichter Horaz und Virgil ein Jahr ums Andere, in den Extrastunden Terenz und Ovid's Heroiden, als Historiker Livius und Tacitus, und permanent wurde Cicero gelesen. Der Rektor erklärte den Horaz, Virgil, Tacitus und Cicero, so daß ich gern noch heute zuhörte. Es war das Glück meiner Jugend, diesen ausgezeichneten und geschmackvollen Lehrer zu haben. Aber er hatte etwa 6 — 8 Schüler aus der Klasse auswählen und sie allein unterrichten müssen; denn nur eine solche Selecta folgte ihm; den Andern stand er zu hoch. Im

Griechischen kam nach Verhältnis Jeder schlecht aus Sekunda. Die Formenlehre in der Grammatik und Gebcke's Lesebuch lernte man dort kennen, nichts weiter; und hier in Prima sollte man den Plutarch, Xenophon, Thucydides und Homer lesen. Welch ein gewaltiger Sprung! Ich gestehe, daß ich diese Aufgaben anstarrte und nicht wußte, wie ich ihnen beikommen sollte. Hilfsmittel hatte ich gar nicht; erst später bekam ich Dillenius Wörterbuch und ganz zuletzt, durch die Güte eines Stubenburschen, den Schneider. Ich wußte nicht, wie ich mich vorbereiten sollte; da ließ mir der schon erwähnte Bakkalaureus den Hagenschen Homer mit der lateinischen Übersetzung. Es war gewiß ein großer Fehler von mir, daß ich diesen benutzte; indessen empfand ich schon großes Vergnügen, daß ich wenigstens den Sinn dessen, was ich las, zum Voraus erforschte. Ich gab nun Acht auf die Erklärung des Lehrers, und besonders auf die homerischen Formen und die des ionischen Dialektes, welche zufällig der Lehrer im zweiten Semester, ehe er den Herodot anfang, genau darstellte. Ich erwarb mir bald einen homerischen Sensus, (worauf Wolf so viel hielt) und da ich die Odyssee ganz und die Iliade bis ins 10te Buch las, war ich später im Stande, Wolfs Vorlesungen mit Nutzen beizuwohnen. Das Hebräische übernahm nach Erblindung des Direktors, welcher darin bisher unterrichtet hatte, ebenfalls der Rektor, und zwar nach Weckherlin's Grammatik und Chrestomathie; aber leider habe ich es auf der Schule nie recht weit gebracht, und erst auf der Universität habe ich bei Pott und Vater das Versäumte nachgeholt. Von den vier Stunden, welche dem Französischen gewidmet waren, gehörte eine der Grammatik, zwei der Lektüre von Gebcke's Chrestomathie und eine der Lesung der Henriade von Voltaire, und ich kam in dieser Sprache ganz gut mit fort. Die Wissenschaften wurden meist zu akademisch, d. h. immerfort docirend getrieben. Der Schüler hatte Ebert und Eschenburg zu seiner Hilfe. In der Geschichte leiteten uns Mangelsdorfs Tabellen. Sehr gut lehrte

der Rektor die römischen Alterthümer, und der Konrektor die Geschichte, wo er besonders darauf hielt, daß die Thatfachen, wie sie sich subsumirten, durch Einrücken nach seiner Angabe mit kurzen Worten im Hefte bezeichnet wurden, mit den Jahreszahlen auf dem Rande. Freilich war der Überblick nicht synchronistisch, aber doch klar, und in Mangelsdorf konnte man Alles nach jeder Richtung überschauen. Der so nöthige Unterricht in der alten Geographie fehlte ganz.

In der Mathematik lernte ich nicht viel, theils weil ich wirklich nicht sonderliche Lust dazu hatte, theils weil der Unterricht zu dürftig war; ich habe später diese Versäumnis bitter bereut. Den Religionsunterricht gab in Prima der Rektor anfangs nach Schulze's (in Blankenburg), dann nach Niemeyer's Religionsbuche würdig und zweckmäßig; nur von dem neuen Testament wurde nicht genug Gebrauch gemacht.

Lateinische Ausarbeitungen über selbst gewählten Stoff, verlangte der Rektor alle Monate, so auch dergleichen Deutsche; die Korrektur dieser Arbeiten zeugte von seiner Sorgfalt, großen Gewandtheit und von seinem guten Geschmacke; aber die Schüler ließen es sehr an dem nöthigen Fleiße fehlen, und viele, zu schwach, um eigne Gedanken lateinisch niederzuschreiben, pflügten mit fremdem Kalbe.

Unter den Bildungsmitteln, welche dem Schüler zu Gebote standen, ist zuerst die ziemlich gute Schulbibliothek zu nennen. Aber aus einem kleinen Beitrage der Schüler war nach und nach eine Sammlung neuerer Werke, besonders historischer, entstanden, welche ich als Primaner gern benutzte, und ich verdanke dieser Anstalt die Freude, so manches werthvolle Werk zu lesen und besonders meinen Blick auf die Geschichte zu lenken, über die Literatur auszudehnen. Ja selbst zu der Garde, wie wir scherzhaft die alten Folianten nannten, fühlte ich mich hingezogen, indem ich mich einige Ferien hindurch mit Graevii thesaurus antiquitatum Romanarum schleppte. —

Im zweiten Jahre meines Primanerkursus ereignete sich etwas, was mir hätte höchst nachtheilig werden können. Ein Verwandter ließ mir nämlich mehre Übersetzungen der Classiker, namentlich Ramler's und Schmidt's Horaz, Vossens Odyssee und Aeneide, Garve's Bearbeitung von Cicero's Pflichten, und Grose's Übersetzung des Livius. Ich begnügte mich jedoch, das Selbstgearbeitete mit diesen Übersetzungen zu vergleichen, und gab sie im folgenden Semester wieder zurück. Schon damals wollte es mir scheinen, als sei es nicht Nothwendigkeit, sondern Manier bei Voss, unsere Sprachformen so gewaltsam zu behandeln und gleichsam zu verrenken.

In den beiden letzten Jahren wandten sich manche Mitschüler, theils Sekundaner, theils Primaner mit dem Wunsche an mich, daß ich ihnen Nachhülfe geben möchte. Auch war um diese Zeit mein jüngerer Bruder auf die Schule gekommen, welcher der Nachhülfe sehr bedurfte. Ihm und dem Sohne eines Beamten und einigen andern Sekundanern half ich bei der Präparation, und machte mit ihnen einen vollständigen grammatischen cursus nach Bröder durch. Ich fand bald das: docendo discimus! \*) an mir bestätigt, und hatte außerdem noch den ersten kleinen Verdienst, der mich so sehr freute, und der mir und meinem Bruder sehr zu Statten kam. Besonders wichtig für meine eigene Fortbildung wurde der Umgang mit einem Primaner, dem Sohne sehr wohlhabender Eltern, welcher früher auf einer andern Schule gewesen und sehr in den alten Sprachen zurückgeblieben war. Dabei glückete er vor Verlangen, den Inhalt der alten Classiker kennen zu lernen, und erbot sich, die besten Ausgaben derselben anzuschaffen, wenn ich mich mit ihm zur Lösung der Alten vereinigen wolte; ich willigte ein; er gab wirklich viel Geld aus, um gute Hülfsmittel anzuschaffen. Er saß halbe Nächte mit mir durch, um nachzuholen, was er früher versäumt, und schon nach

\*) d. h. durch Unterrichten lernt man selbst.

einem Jahre hatte ich die Freude, daß die Lücken seiner mangelhaften Vorbildung immer mehr verschwanden. Im letzten Jahre machten wir uns sogar an diejenigen Classiker, welche nicht in der Classe gelesen wurden.

In dieser Zeit hatte ich bei unserem Rektor das Englische angefangen, und nach Einübung des Lesens und der grammatischen Regeln übersetzten wir einige Bücher des Vicar of Wakefield; aber leider hatte ich auf der Universität nicht Zeit und Gelegenheit, die Sprache fortzusetzen, was ich sehr bedauere. Vor meinem Abgange von dieser Schule nahm ich die dritte Stelle in Prima ein.

Zwei Umstände sahe ich als besonders bildend für meinen Sinn und meine Sitten an, welche mir auf immer einen regen Abscheu vor Rohheit und Unanständigkeit eingeflößt haben. Der erste war eine ausgesuchte gute Tischgesellschaft. Nichts schleift den Jüngling, der des Familienlebens entbehren muß, mehr ab, als eine gute Gesellschaft. In den ersten Jahren aß ich, was mich freilich genirte, bei sehr anständigen, zum Theil sogar vornehmen Familien; vier Jahre lang aber nahm ich an dem auch für preussische Landeskinder von der Witwe des Herzogs von Braunschweig, Friedrich Ulrich, gestifteten sehr guten Freitische Theil. Das Consistorium in Halberstadt, dem die Mitaufsicht und Collation zustand, hatte mir und meinem Bruder zur Erleichterung des Vaters dieses Beneficium verliehen. Ich speiste bei demselben Freunde meines Vaters, welcher Veranlassung gegeben hatte, daß ich hierher gebracht wurde, mit fünf andern Convictoristen. Der Mann war ohne Kinder; er und seine Frau sahen uns als ihre Kinder an. Alles ging anständig, heiter, unverbrüchlich ordentlich und sehr reinlich zu. Dazu kam, daß auch einige unverheirathete Lehrer und hier angestellte junge Juristen mit uns speisten. Nicht selten erschienen auch Damen mit am Tische, welche die Familie besuchten. Ich zähle dieses zu den seltenen Glücksfällen, welche einem Jünglinge

auf Schulen zu Theil werden. Ich habe einige Male an andern Orten gesehen, wie cynisch und unschlätzig es in den Garküchen zugeht, wo eine große Anzahl von Jünglingen nicht aßen, sondern unter den burschikosesten Freiheiten ihr Mittagsmahl verschlangen. Diese Erfahrung bewog mich später, meinen ältesten Sohn mit höheren Unkosten bei einer anständigen Familie in Kost zu geben. — Der andere meiner Sittenbildung vorthellhafte Umstand war der Umgang mit der sehr lebenswürdigen und zahlreichen Familie eines hochgeachteten, obrigkeitlichen Beamten, der ein herrlicher Hausvater und seit Jahren Witwer war, weshalb seine erwachsenen Töchter den Haushalt führten. Das Haus gehörte zu denen, in welchen ich anfangs wöchentlich auf der Reihe speiste; unter den Söhnen waren mehrere meine Mitschüler, wodurch ich zugleich ihr Gespieler wurde, insonderheit als ich mich der jüngsten, achtjährigen Tochter, für welche es außer der ganz überfüllten Volks-Töchter Schule, wohin der Vater sie nicht schicken wollte, am Orte keine Gelegenheit gab, etwas zu lernen, so annahm, daß sie mehr durch Anweisung, als durch Unterricht binnen zwei Jahren soweit kam, daß sie ihre Gedanken niederschreiben, fertig lesen, und nothdürftig rechnen konnte. Das Kind war sehr gutartig, und die Familie sehr liebevoll und dankbar gegen mich. Nicht bloß schreibt sich von diesem ersten Unterrichte, den ich einem Mädchen gegeben, das hohe Interesse her, womit ich mich diesem Unterrichte später immer wieder gewidmet habe, sondern die innigste Würdigung weiblicher Unschuld und Natur. Dazu trug viel der Umgang mit zwei erwachsenen Schwestern meiner jungen Schülerin bei, wovon ich die Eine als eine mütterliche Freundin, die mir manchen heilsamen Rath und Wink gegeben hat, und in Beziehung auf mein Äußeres manche Hülfe angedeihen ließ; die Andere aber, wiewohl sie mehrere Jahre älter war, als ich, als eine Schwester ansehen lernte, welche wegen ihrer edlen Gestalt und Haltung, ihres ausdrucksvollen Gesichtes, ihrer schönen Talente

und ihrer Geistesbildung, so wie wegen ihrer Würde, womit sie junge Leute im Umgange zwar sehr freundlich behandelte, aber in der ehrerbietigsten Entfernung hielt, das Ideal wahrer Weiblichkeit geworden und geblieben ist, welches mich durchs Leben begleitet. — Zur Ehre der Schüler sei gesagt, daß nur sehr wenige rohe Subjekte oder wirkliche Taugenichte dort waren. Es herrschte viel Ehrgefühl, wozu die Freiheit, die jeder genoß, und die große Autorität der Lehrer, besonders des Rektors, wesentlich beitrug. Zu den Unterhaltungen im Sommer gehörten sogar dramatische Aufführungen, zum Besten der Armen, welche sehr gefielen und stark besucht wurden. Ich zog mich wegen Mangel an Zeit bald davon zurück; doch verdanke ich diesen Übungen die große Parrhesie im Vortrage, die mir von jeher eigen gewesen ist. Sonach blicke ich mit Dank gegen Gott und Menschen auf die Zeit, welche ich auf dieser Schule verlebte, welche leider in westphälischer Zeit, ihrer Güter wegen, aufgehoben worden ist. Auch kann ich wohl ohne Reue an jene Zeit zurück denken, da ich mich nie eines Excesses schuldig gemacht habe; nur einmal gerieth ich in eine peinliche Inquisition vor der Lehrerconferenz. Der Fall war folgender:

In Sekunda herrschte leider bisweilen noch die Bakeldisziplin. Einer der Lehrer hatte meinen Bruder, der sehr munter und witzig war, wegen einer Äußerung, die er im Späße vorgebracht, gezüchtigt. Ich hörte dies, als ich aus Prima kommend an der offenstehenden Thür von Secunda vorüber ging. Der Primus W., der neben mir stand, sagte: es ist doch schmachlich, daß aus der Nachbarklasse immer noch die Schläge herüber schallen. Es ist mir dabei zu Muth, als wie dem Freunde des Sylla, als er im benachbarten Zimmer die Schläge hörte, wodurch die Widersacher seines Wirthes getödtet wurden. Diese Worte und der Unwille, womit mich der Gedanke an solche Behandlung erfüllte, verleiteten mich in die Klasse zu gehen, und den Klassenbalken zu zerbrechen und aus dem Fenster zu werfen. Arglos ging ich nach Hause, und

glaubte den Sekundanern einen recht großen Liebesdienst erwiesen zu haben; aber schon am andern Morgen kam die Sache heraus. Nach der Schule beschied mich der Rektor vor die Konferenz. Aber durch meine Dreistigkeit, Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit ward das Ungewitter, welches über meinem Haupte schwebte, abgewandt.

»Wie sind Sie zu einer Handlung gekommen, die ich von Ihnen durchaus nicht erwartet hätte?« fragte mich der Rektor. Ich bekannte, Unrecht gethan zu haben, in der Aufwallung, welche von der Liebe zu meinem Bruder und auch davon herrührte, daß ich eben erst in Rousseau's *Emilie* gelesen, wie unmenschlich solche körperliche Züchtigungen, besonders zartgebauter Kinder seien, und erwähnte, was der Primus kurz zuvor von Sylva und seinem Freunde bemerkt habe. Da sahen sich die Lehrer mit einem ganz veränderten Gesichte an; der Rektor aber sagte: »Sie dürfen über die Disciplinarmittel nicht urtheilen! Rousseau hat Vieles gesagt, was falsch ist. Sie müssen sich mehr von der Achtung leiten lassen, welche Sie den Lehrern schuldig sind, als von Ideen, womit Sie nicht durch die Welt kommen. Witten Sie es also dem Herrn M. N. ab!« — Dieser reichte mir die Hand, und die Sache war abgethan; ich aber fand bei reiflicher Überlegung, daß ich wieder in die Unbesonnenheit verfallen war, in welcher ich in meiner frühen Jugend so manchen dummen Streich gemacht hatte. Hiermit sei es genug von der Schule und dem Schulorte, welche beide in zwei bekannten Schriften geschildert sind. \*)

Ob ich aber das Erforderliche gelernt hatte, sollte sich nun ausweisen. Ich war siebzehn Jahre alt, und nach dem damaligen preussischen Canton-Reglement war ich militairpflichtig. Ich war noch nicht ausgewachsen, und eher zart, als stark; dennoch machte meine Befrei-

\*) In Lafontaine's *Sonderling* und in der *Biographie Lafontaine's* von Gruber.

ung vom Militairdienste, behufs der Studien, Schwierigkeiten, weil die Commission mich als Regimentschreiber anzustellen gedachte, und weil wirklich strenge Verordnungen ergangen waren, welche zum Zwecke hatten, zu verhindern, daß Militairpflichtige sich nicht durch Studiren ohne wirklichen Beruf ihrer Dienstpflicht entzögen, und die Zahl der Studirten ohne Noth mehrten. Vor allen Dingen verlangte die Behörde das Reisezeugniß von einer gesetzlich angeordneten Examinations-Commission. Da nun diese auf der Schöninger Schule damals noch nicht bestand, so ward ich im Herbst des Jahres 1800 mit den Abiturienten der halberstädter Domschule schriftlich und mündlich geprüft, und erhielt das Zeugniß unbedingter Reise. Nur im Hebräischen stand ich Nachtigal's Schülern weit nach, und in der Mathematik konnte ich meine Aufgabe nur mangelhaft lösen; doch wurde diese Schwäche übersehen.

Das Domcapitel hat mir hierauf für die Dauer meiner Studien in Halle den Provinzial-Freitisch und ein kleines Stipendium conferirt. Da indessen der Consensus zum Studiren nicht sogleich erfolgte, so mußte ich gleichsam ad interim nach Helmstedt gehen, um dort so lange zu studiren, bis es mir vergönnt sein werde, die Universität Halle zu beziehen. Mit nur funfzehn Thälern in der Tasche, (weil ich noch kein Stipendium hatte, und der Vater mir nicht mehr geben konnte,) kam ich auf einem Wagen dort an, welcher Schmiedekohlen holen sollte. Das erste Mal brachte mich ein Fuhrwerk der Ceres, das andere Mal ein dem Vulkan dienendes nach diesem Musensitze; ich aber hätte lieber den Apoll zum Führer dahin gehabt. Wirklich schien mir dieser Gott nahe sein zu wollen; denn ich zog auf die Collegienstraße. Nachdem ich von Betrois, als damaligem Prorektor, immatrikulirt war, benutzte ich die Tage vor Anfang der Collegien, mich mit dem Orte und der Umgegend näher bekannt zu machen. Alles entzückte mich; auch der Ton der Studenten, der Munterkeit ohne Roh-



heit ausdrückte, und das schlichte, alteutsche Wesen der Bürger gefiel mir sehr. Dann ging ich zu den Professoren, deren Wohnungen ich mir schon vorher als heilige Stätten gleichsam hatte zeigen lassen. Henke nahm mich überaus wohlwollend auf; er verschaffte mir, als ich ihm meine Armuth entdeckt hatte, den Freitisch, obgleich ich ein Ausländer war, und Erlaß der Honorare. Er sprach mit mir über die Disciplinen und die Ordnung, worin ich sie hören sollte und ich erinnere mich des Hauptinhaltes sehr wohl. »Man muß freilich Vieles nehmen, sagte er, wann, wo und wie es zu haben ist; aber man verdirbt viel, wenn man die Pferde hinter den Wagen spannt. Die Meisten wissen erst, wann sie abgehen, wo sie hätten anfangen sollen. Der Herr Dr. Mößelt hat eine Anweisung für Theologiestudirende geschrieben, und an preussische junge Theologen insonderheit hat Herr Dr. Niemeyer jetzt eine Zuschrift gerichtet, die ich Ihnen empfehle. Ich würde Ihnen beides mittheilen, wenn ich es nicht gerade weggegeben hätte. Was aber die Art des Studirens betrifft, so sein Sie nicht erpicht auf dicke Collegienhefte. Die helfen wenig, nicht jetzt, noch künftig; bei allem Reichthum an solchen papiernen Schätzen kann man doch recht arm an wirklicher und gründlicher Kenntniß bleiben. Am wenigsten werden Sie bei mir zu vielen Heften kommen, mein Vortrag ist nicht dazu eingerichtet; denn ich mag die dictatores perpetuos so wenig auf dem Katheder, als in den Republiken leiden. Ich weiß von Ihren Herren Lehrern, \*) daß Sie auf der Schule fleißig gewesen sind, und deshalb will ich Ihnen einen Rath geben, wie Sie wenigstens in Beziehung auf die beiden Disciplinen, die Sie bei mir hören wollen, (Exegese des neuen Testaments und Kirchengeschichte,) es anzufangen haben. Studiren heißt selbstthätig sein; wer bloß Collegia hört, thut für seinen Geist weniger, als der, welcher ist und trinkt für seinen Kör-

\*) Henke war Ephorus der Schule zu Sönnigen.

per. Thun Sie so, als sollten Sie selbst über das, was gelehrt wird, ein Collegium lesen. Mit einem Worte, präpariren Sie sich besonders für die Exegese.« Hierauf folgte eine treffliche Anweisung zu einer solchen Vorbereitung und sehr lehrreiche Winke zur Benützung literarischer Werke. Als ich weggehen wollte, ging er an seinen Schreibtisch, und nahm einige Bücher in die Hand. »Hier haben Sie,« sagte er, »die beiden ersten Theile meines Handbuches der Kirchengeschichte; so weit bin ich mit der dritten Ausgabe. Was haben Sie für eine Ausgabe des neuen Testaments? Besitzen Sie Griesbach's Synopsis der Evangelien?« Auf meine Erwiderung, daß ich nur die gewöhnliche hallische Ausgabe des neuen Testaments besäße, schenkte er mir das neue Testament von Knapp und das von Bengel, und entließ mich der freundlichen Aufforderung: »Wenn Sie des Rathes oder auch der Hülfe bedürfen, so kommen Sie wieder zu mir!«

Erstaunt und gerührt über so viel Edelmut und väterliche Fräulichkeit in einem Manne, der die Würde selber war, ging ich weiter, indem ich mir gelobte, seinem Rathe zu folgen; ich habe ihn in Helmstädt und Halle nicht aus den Augen verloren.

Von ihm ging ich zu Pott, bei welchem ich die Psalmen hören wollte. Er bemerkte sehr wohlmeinend, daß es gewiß ersprießlich sei, daß ich vorher seine Vorlesungen über die hebräische Grammatik höre, weil er oft darauf zurück komme. Von ihm gings zu Schulze, dem berühmten Verfasser des *Artesidemus*. Dieser scharfsinnige Denker erschien mir als ein schlichter, gerader Mann. »Wer Philosophie treiben will,« sagte er zu mir, »muß das Denken nicht scheuen; er muß auch fleißig sein, und nicht ermüden, sonst wird er zu nichts durchdringen. Sein Sie daher stets mit dem Geiste gegenwärtig. Haben Sie schon irgend etwas Philosophisches getrieben? Kennen Sie die Philosophie nach ihren Hauptdisciplinen?« Ich antwortete ihm, daß ich Ebert's Handbuch und Ernesti's *Initia doctrinae solidioris* durchstudirt,

auch in den Ferien eine alte Fundamentphilosophie von Baumeister gelesen hätte. — »Nun, das ist alles freilich ein wenig alt,« sagte er lächelnd, »mir aber doch lieber, als wenn Sie Herrn Kiewewetter gelesen hätten. Lesen Sie doch, wenn Sie erst ein Wenig hinein gekommen sind, eine Geschichte der Philosophie, etwa das Handbuch von Tennemann, und versuchen Sie es auch mit meiner Kritik der gesamten theoretischen Philosophie.« Nach einigen wohlwollenden Zusicherungen seiner Unterstützung entließ er mich.

Auch Wiedenburg, dem ich empfohlen war, Lichtenstein und Nemer nahmen mich sehr freundlich auf, und boten mir Alles an, was mir nützlich sein könnte. So hörte ich bei Wiedenburg den Horaz und war Zuhörer bei den Übungen seines philologischen Seminars, bei Lichtenstein den Jesajas und bei Nemer die Geschichte der Religionen.

Und wie lernte ich nun diese Männer als akademische Docenten, und in ihrer gesamten Wirksamkeit kennen, so weit mein Blick hinreichte, sie zu erkennen und zu würdigen? Es wäre überflüssig, von berühmten Männern zu sagen, wer sie waren, und was sie leisteten; daher schildere ich nur den Eindruck, welchen sie auf mich gemacht haben.

Henke ist als entschiedener, aber tief gehender Rationalist bekannt; er verfuhr sowohl in seiner Erklärung des neuen Testaments, als in der Behandlung der Kirchengeschichte subjektiv, und alles vom Standpunkte der Gegenwart aus betrachtend. Unhaltbare Hypothesen und Erklärungen, insonderheit über die Person und das Leben Jesu jedoch verwarf er. Bei der Gregese lag sein Eigenthümliches in der geistigen und moralischen Würdigung der Bibelstellen, worin er das sittlich-religiöse Element fand. Da sprach er mit einer Tiefe und Begeisterung, die man in solcher Vorlesung nicht erwartet hätte. Seine ganze Erscheinung und Persönlichkeit hatte etwas Großartiges. Eine breite, gewaltige Stirn, ein durchdringen-

des, fast schlaues Auge, starke Stimme und Betonung, und ein sichtbar werdendes Arbeiten des Geistes gaben seinem Vortrage Reiz und Nachdruck; der Eindruck desselben war immer siegreich. Auch frappanter Witz, der aber die Würde nie verletzte, würzte seine Vorträge. Gegen Bosheit und giftige Verfälschung der Wahrheit brach er bisweilen in Unwillen aus; absprechende Vornehmthuererei behandelte er ironisch und sarkastisch. Es war bei ihm in Allem nichts Ungenommenes, keine leere Manier, nirgends hohle Convenienz, Alles Geist, Wahrheit und Leben. Wo er unter andern Theologen erschien, überragte er sie, nicht weil er's wollte oder suchte, denn er war sehr bescheiden, sondern weil sein Wesen es so mit sich brachte. Sein Bildungsgang war höchst einfach, aber ungestört fortschreitend gewesen. Er war Alles durch Selbstthätigkeit geworden. Als Kanzelredner fehlte ihm zwar eine gewisse evangelische Milde, jenes sanfte *Di* der Rede, welches sie so weich und wohlthuend macht; aber sie war stets klar, sein Styl klassisch, und Wort und Vortrag stark und gewaltig; man hörte in ihm und sahe Donnerton und Wetterstrahl, und Wahrheit, ohne Übertreibung. Was seinen Charakter betrifft, so sind nicht Allen alle Züge desselben bekannt. Er kämpfte für evangelische Lehrfreiheit gegen alles Menschengethum in Lehre und Kirche, gegen jede Papstgewalt und jeden Gewissenszwang, und war der tolerantste Mann im Umgange mit Menschen aller Religionen und Partheien. Er wies alle Superstition zurück, und verwarf Biblio- und Christolatrie, und war doch der frommste Christ. Er war unermüdlich thätig, ohne Anspruch und Ehrgeiz; bei großen Vorzügen stets sehr bescheiden und unveränderlich treu gegen seine zahlreichen Freunde unter Hohen und Niedrigen. Alle seine Ämter und Würden waren ihm gegeben ohne sein Gesuch; zahlreiche, sehr vortheilhafte und ehrenvolle Berufungen hatte er abgelehnt; als er Generalsuperintendent wurde, lehnte er die

Ordination \*) ab, und meinte in Bezug auf die Verwaltung der Sakramente: »Der Herr hat mich nicht gesendet, zu taufen, sondern das Evangelium zu verkünden.« (1. Cor. 1, 17.) und in Bezug auf die Fähigkeit, Andere zu ordiniren: »Der Geist ist es, der lebendig macht; ich aber glaube, den Geist Gottes zu haben.« (Joh. 6, 63. 1. Cor. 7, 40.) — Wie anziehend und geistreich sein Vortrag war, beweist, daß viele Juristen seinen Vorlesungen über die Kirchengeschichte unausgesetzt bewohnten. Und wirklich war sein völlig freier Vortrag über jedes Lob erhaben; überall Geist und Kraft, edelster und treffendster Ausdruck, und bei aller Fülle doch lichtvolle Debnung. Er sprach immer stark, nervös, körnig, oft frap-pant; selten weich, wie etwa dann, wann er auf die Leiden Christi kam. Sein Schriftstyl war bekanntlich rhetorisch, sehr konstruirt, der lateinische schön, aber schwer und der Periodenbau geschlungen. Ich erinnere mich jedoch, daß wir eine Darstellung seines Lebens und Wirkens von seinen Schülern Vollmann und Wolf haben, und darum für jetzt genug von ihm.

Pott, \*\*) damals in seinen besten Jahren, von Person weniger kräftig, als Henke, weshalb man nicht hätte ahnen sollen, daß er seinen Gehilfen so lange überleben werde, gehört als Erget der Koppeschen Schule an und seine Arbeiten in diesem Geiste sind bekannt, besonders die Auslegung der katholischen Briefe, und die erst später erschienene Erklärung der Corintherbriege. Man konnte in ihm den gründlichen, gebildeten Philologen nicht verkennen. Sein Vortrag folgte einer sehr präzisen und äußerst genau disponirten Ausarbeitung; er war lebendig, aber nicht so frei und bildend, als Henke's. Diejenigen, welche auf Hefte hielten, fanden bei ihm eine reichere

\*) Er dachte vielleicht an die Ordination der katholischen Priester, als Bedingung der Verehrung der geistlichen, apostolischen Gaben, wodurch ihnen ein character indelebilis aufgedrückt wird.

\*\*) starb zu Göttingen im Jahre 1838.

Arzte, als bei Henke. Seine Vorlesungen über die hebräische Grammatik und über die Bücher des alten Testaments waren von großem Nutzen. Sie halfen selbst denen, welche die Schule mit geringen Vorkenntnissen verlassen hatten. Von seinen Vorlesungen über Dogmatik und Moral habe ich nur die Hefte gesehen; es ist mir aber so später vorgekommen, daß dem, der Henke's lineamenta fidei christianae und Pott's Vorlesungen über die Dogmatik kannte, Wegscheider's Dogmatik in Geist und Form als eine bekannte erscheinen mußte, und daß Pott in seiner hebräischen Grammatik, besonders in der Behandlung des Zeitworts, vieles gesagt hat, was man noch nicht bei Vater, wohl aber ganz ausgeführt bei Gesenius findet.

Schulze, bei welchem ich Logik und Metaphysik hörte, diktirte kurze Paragraphen, worin jedes Wort genau abgewogen war, als Grundlage des Vortrags. Das ganze Heft erreichte noch nicht die Stärke von zehn Bogen. Die Sphäre des Transcendentalen, wohin er führte, die tiefsten Tiefen und höchsten Höhen der Speculation, wohin man folgen sollte, forderten dem Ungelübten große Anstrengung ab. Wirklich war Gefahr der Ermüdung, theils weil sein Vortrag fast in momentanem Kanztone gehalten, und die Richtung durchaus skeptisch und vollkommen negativ war. Nirgend ein Dogmatismus oder auch nur eine Spur eines eigenen Systemes, wie es in seinen letzten Jahren mehr positiv hervorgetreten sein soll. Von Kant faßte ich bei ihm, wiewohl er stets mit Achtung von dem berühmten Königsberger Philosophen sprach, unwillkürlich eine geringere Vorstellung, als ich nachher bekam, da ich in Halle die Schriften des großen Mannes studirte.

Wiedeburg, Professor der Eloquenz, las damals über den Horaz, und ging mit den Seminaristen die Satyren des Juvenal durch. Im Seminare, wo er keine fortlaufenden Vorträge hielt, sondern nur zu Hülfe kam, leitete und berichtete, nützte er sehr viel. Aber

dem Professor der Eloquenz mangelte die eloquentia, der mündliche Vortrag. Die Vorlesungen über den Horaz waren anfangs so besucht, daß das Auditorium kaum die große Zahl der Zuhörer faßte; aber nach etwa sechs Wochen hatte sich die zufließende Fluth in die Ebbe verwandelt, und nur wenige dauerten aus bis an's Ende. Die Vorlesungen waren zwar mit großer Gelehrsamkeit und Umsicht ausgearbeitet, aber es fehlte das freie Walten des Geistes, welches den Vorlesungen Wolf's so großen Reiz verlieh. Zu jener Zeit studirte Wiebburgs sehr liebenswürdiger Sohn, welcher nach Rußland ging, später zurückkam, und Direktor des neu organisirten Pädagogii zu Helmstedt wurde. Er war auch mir einer der liebsten Commilitonen. —

Nemers Vorlesungen gewährten mir die angenehmste Unterhaltung, und ich las, gleichsam um mich auf dieselben vorzubereiten, gleichzeitig Meiners Geschichte aller Religionen. Er zeigte uns Abbildungen der Verwandlungen des Wischnu; die eine erregte in mir Verwunderung und fast Abscheu, und deshalb sagte ich zu meinem Nachbar: »eine merkwürdige Darstellung eines erschienenen Gottes!« Nemer hatte diese Bemerkung gehört und verstanden; er wandte sich mit großer Freundlichkeit an mich und sagte: »sollte wohl nicht Vielen der Gott am Kreuze erst auch so erschienen sein und noch erscheinen?«

Lichtenstein, dieser grundgelehrte, humane Mann, las Nachmittags über den Jesajas. Sein Vortrag war frei, aber zu ungebunden. Die Massen seines sprachlichen und historischen Wissens drangen so auf ihn ein, daß er sich ins Unendliche verlor. Er hat im Ganzen sechs Kapitel des Propheten durchgenommen.

Auch Beirois, einer der merkwürdigsten helmstedter Professoren, durfte ich nicht unbeachtet lassen. Bei der Immatrikulation war er mir vorgekommen, als stamme er aus einer längst vergangenen Zeit. Er hieß wegen merkwürdiger Verschmelzung des tiefen und vielseitigen

Wissens, mit Aufschneiderei der helmstädtische Paracelsus. Im botanischen Garten las er Abends publice Botanik; da sah und hörte ich ihn zuerst. Sein Anzug hatte sich seit 50 Jahren nicht verändert. Sein Verfahren in seinen Vorlesungen war meist polemisch, er zerarbeitete sich in Bekämpfung von Irrthümern, in die Niemand mehr verfiel, und für Lehren und Meinungen, die Niemand annehmen konnte. Stupende Gelehrsamkeit, selbst auch in den alten Sprachen, war ihm nicht abzusprechen; aber voran stand in jedem Augenblick Eitelkeit und Eigenliebe. Ein Freund nahm mich einst mit in die Stunde, wo er Physik las. Gerade stand er bei der Lehre von den Metallen; es kam die Behauptung vor, daß es chemisch gemachtes Gold gebe, welches auch dem Auge als solches erkennbar sei. Er gab zu verstehen, daß er selbst Gold machen könne, es aber aus politischen Gründen unterlasse. Hierauf rief er seinen alten Diener und dieser brachte kochend etwa eine berliner Meße voll Goldstücke, und schüttete das Ganze auf den Tisch. »Suchen Sie nun, meine Herren,« sagte Beirois, »Sie werden das gemachte Gold bald finden.« Niemand rührte etwas an; er aber wühlte in den Schätzen und zeigte einige Stücke vor, die er für chemische Produkte erklärte. —

Durch einen Hausburschen, einen sehr fleißigen Juristen, wurde ich auf die Vorzüglichkeit der helmstädtischen Juristenfacultät aufmerksam gemacht. Immer hatte diese in Deutschland in hohem Ansehen gestanden, und die schwierigsten Prozesse wurden ihr zur Begutachtung vorgelegt. Aber gerade damals bestand die ganze Facultät aus den ausgezeichnetsten Männern in jedem Fache. Das römische Recht lehrten Dize und Günther, das Staatsrecht Häberlin, das deutsche Privatrecht Eisenhardt, das Lehnrecht Schmeller, das Criminalrecht Bischof.

Während meines Aufenthaltes in Helmstedt fiel unter den Studirenden kein einziger Ercess vor; es mochte dies wohl daher kommen, daß kurz vorher die Mitglieder eines der schlimmsten Ordens, der Harmonisten,

sämmtlich relegirt waren. Ohne Kopfhängerei und Schmutz, aber auch ohne Renomisterei und Wildheit waren hier fast alle auf edle Art froh und lustig, und was noch mehr sagen will, fast Alle fleißig; zum Theil wohl, weil, was bei einer Anzahl von zweihundert Studenten wohl möglich war, ihr Fleiß beachtet wurde.

In der Universitätskirche predigten die Mitglieder des unter Henke's Leitung stehenden Predigerseminars; ich versäumte keinen Gottesdienst, am wenigsten, wenn Henke, etwa am Bußtage und bei feierlichen Gelegenheiten, selbst predigte. Auch den später nach Schwerin als Generalsuperintendenten berufenen Dr. Glaser hörte ich gern.

Aus der Universitätsbibliothek benutzte ich vorzüglich Henke's Magazin, aber auch manche andere exegetische und kirchenhistorische Hülfsmittel. Am schwersten ward mir die Vorbereitung auf die Psalmen und den Jesaias, weil es damals noch kein ganz brauchbares Lexicon gab, ich selbst aber (man wird lächeln!) kein andres hatte, als Buxtorf und Reineccii janua. Erst in der letzten Woche bekam ich Knapp's Psalmen und D. Paulus Commentar über den Jesaias in die Hände. Zu meiner Erheiterung las ich Engel's Philosophen für die Welt, dessen: Herr Lorenz Stark, und eine Reihe von Tffland's Schauspielen, z. B. die Jäger.

Meine Vergnügungen bestanden in der ganzen Zeit nur im Spazierengehen auf dem schönen Walle, und einige Male wanderte ich nach dem nahegelegenen Harbke zu einem lieben Anverwandten. Nach dem Helmstädtter Brunnen bin ich, aus Furcht vor Aufwand, nur einmal gekommen.

Michaelis 1801 erhielt ich endlich den Consens zum Studiren. In ihm lag zugleich der Befehl, nach Halle abzugehen, da er dahin lautete. Henke bedauerte zwar, daß ich Helmstädt schon verlassen müßte; doch setzte er hinzu: »gehen Sie mit Vertrauen dorthin, es war ja Halle von jeher ein klassischer Boden für die Theologie.

Benutzen Sie insonderheit Nöstels Vorlesungen und Schriften. Mit Wolf, der jetzt seines Gleichen nicht hat, werden Sie sich gewiß bekannt machen. An Eberhard finden Sie einen wahrhaft aufgeklärten Mann und einen klaren Denker. Es wird mir sehr lieb sein, von Ihnen ferner Gutes zu erfahren!« Wahrlich, ich ging mit schwerem Herzen. Henke gab mir ein lateinisches Privatzeugniß, worin er sich ausführlicher über mich äußerte, als ich erwartet hatte, zum Zeichen, daß er sehr lebhaften Antheil an mir genommen habe. —

Ich benutzte einige Ferienwochen, bevor ich nach Halle abging, um mich auch einmal im Predigen zu versuchen. Es war viel von mir gewagt, daß ich, blutjung, vor einer so zahlreichen Gemeinde, als die meines Geburtsortes war, auftreten wollte. Noch dazu stand mir, da mir der Nachmittag des Armrebankefestes eingeräumt wurde, nicht einmal die Wahl des Textes frei. Dieser wurde damals für dieses Fest und den Bußtag noch von dem Consistorium vorgeschrieben. Es war die Stelle aus dem 11ten Psalmen (Vers 2.) »Groß sind die Werke des Herrn; wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran.« Zuerst ging mir Alles chaotisch durch den Kopf; ich hatte nur Predigten gehört, noch sehr wenige gelesen und noch keinen Versuch gemacht, eine selbst zu entwerfen oder auszuarbeiten. Gewöhnlich pflegen junge Leute in diesem Falle ohne Bedenken etwas Fremdes zu halten, und ihre erste Predigt ist also nur ein Versuch, etwas auf der Kanzel vorzutragen und her zu deklamiren. Dies war bei mir unmöglich, theils weil ich nichts Fremdes hatte, theils weil der Vater, der mir immer eine Autorität blieb, das gewiß gemerkt hätte. Ich suchte unter des Vaters Predigtbüchern; aber was fand ich da? Schuberts Postille, worin freilich viel Biblisches und Populäres stand; Übersetzungen aus dem Englischen von Burdet und Elliotson, sechs Bände von Mosheim, in denen jede Predigt ein opus bildet, und eine Sammlung von Predigten von Tiede, Hirsfeldern und Cramer. Ich fand nichts und

brachte eine halbe Nacht zu, etwas auszufinnen. Und dennoch sollte ich die Freude haben, daß meine erste Predigt, obgleich sie viele deklamatorische Stellen enthielt, gelang und gefiel. Das Thema lautete: »Wie die Änte vorzüglich die Größe Gottes in der Natur predige.« Im ersten Theile wies ich dies nach, und im zweiten Theile zeigte ich, was das von uns fordere. Im Eingange ging ich aus von dem Worte im Hesekiel 3, 22.: »Mache dich auf und gehe in das Feld, da will ich mit dir reden!« Ich zeigte kurz, daß die Natur ein Tempel sei, worin Gottes Größe und Herrlichkeit gepredigt werde; besonders aber sei dies in der Änte der Fall.

Der Prediger, dem ein bedeutendes Talent für die Kanzel zu Gebote stand, und sehr gern gehört wurde, hatte die Güte, mich wegen Ausarbeitung, Sprache und Vortrag zu beloben, und sogar dem Vater Glück zu wünschen. Ich weiß zwar wohl, daß Eltern sich auch über die unvollkommensten Erstlingsleistungen zu freuen pflegen; aber ich hätte mit einer verfehlten Arbeit vor dem Vater, der recht gut wußte, welche Ansprüche man an eine Predigt machen müsse, nicht bestehen können. Ich besitze diese Arbeit noch jetzt, und da vermißte ich freilich das Compakte, die prägnante Kürze und die Schärfe des Ausdrucks; aber ich finde doch schon Bibelsprache und eine Lebendigkeit, welche nur das erste Jugendfeuer hervorbringt. Diese Predigt brachte mir indessen nicht bloß geistlichen Segen; ein sehr reicher und wegen seines edlen Charakters weit und breit bekannter Domainen-Beamter in der Nähe, welcher unverheirathet war, machte sich die Freude, untermittelte junge Leute, besonders Studierende, zu unterstützen. Schon früher hatte er mir in den Ferien öfter etwas abzuschreiben geschickt und mir meine Mühe jedesmal mit einem Friedrichsd'or bezahlt. Jetzt hatte er erfahren, ich habe zum ersten Male und mit Beifall gepredigt; daher schickte er, ließ durch seinen Bedienten sich mein Concept ausbitten und mich zu sich einladen. Ich fand eine sehr vornehme Gesellschaft, und blöde, wie ich

leider war, wollte ich erst gar nicht eintreten; aber der edle Menschenfeind bat mich zu Tische, richtete von Zeit zu Zeit das Wort auch an mich, um mich zu veranlassen, mich zu äußern, und als die Gesellschaft in den Garten gegangen war, rief er mich in ein Nebenzimmer, gab mir drei Doppellouisd'or mit den Worten: Ich weiß, lieber W., Ihr Vater hat ein schweres Amt und eine starke Familie; grüßen Sie ihn von mir und machen Sie es ferner gut! —

Wahrlich, das war einer der größten Momente in meinem Jugendleben, wo eine schwere Sorge von meinem Herzen fiel, und der innigste Dank gegen Gott und den edlen Geber lockte mir eine Thräne in das Auge, die auf die Hand des liebevollen Greises fiel, als er sie mir zum Abschied reichte.

Am 17ten October 1801 sollte ich nach Halle abreisen; Tages zuvor kündigte mir der Vater an, er wolle Halle noch einmal sehen und mich hinbringen. Meine Sachen waren schon vorausgeschickt, und so gingen wir (ich konnte dem damals 54jährigen Vater kaum folgen!) am ersten Tage acht Meilen, bis Könnern, wo mehrere hallische Mufensöhne eintrafen, die die Ferien zu Hause zugebracht hatten.

Als wir am andern Morgen in Halle angekommen waren, ging der Vater alsbald mit mir auf's Waisenhause; denn hierher gedachte er mich zu bringen; dort sollte ich wohnen und wirken. Aber wie es denn geht, nach 31 Jahren fand er Niemand mehr, der ihn kannte; ein Inspektor erinnerte sich mehr seiner Person, als seines Namens ganz dunkel. Dieser meinte selbst, es sei wohl besser, daß ich für jetzt in der Stadt wohne, und könne mich ja später zum Unterricht am Hause melden. Ich sahe es dem Vater an dem Gesichte an, daß eine untergegangene Welt ihm auf dem Herzen lag. — Nachdem ich in der Märkerstraße, in dem ehemaligen Baumgartenschen Hause, im Hintergebäude wohlfeil genug untergebracht war, ging ich zuerst zu Eberhard, bei dem, als Ephorus

des halberstädtischen Freitischers, ich mich mit einer Provission zu melden hatte. Er war ein Halberstädter, und mein Vater hatte ihn in früher Jugend gekannt; er ging deshalb mit zu ihm hin. Meinen Vater nahm der schon ältliche Mann freundlich auf, aber gegen mich äußerte er halbmrürrisch, daß er an seinen hiesigen jungen Landsleuten gar wenig Freude habe, da die Meisten sich durch Unfleiß und Renommisterei auszeichneten. Diese Bemerkung erregte mir mancherlei Besorgnisse.

Der sanfte Maas nahm mich, als Landsmann, sehr wohlwollend auf; er unterhielt sich auf seine ruhig freundliche Art über philosophische Studien mit mir, und ich nahm sogleich Logik und Metaphysik bei ihm an, obgleich ich sie schon bei Schulze gehört hatte. Später hörte ich bei ihm noch Aesthetik, empirische Psychologie und Moralphilosophie.

An diesem Tage meldete ich mich nur noch bei — einem Speisewirthe, fand aber den Tisch in jeder Rücksicht weit unter denen, die ich bisher gehabt. Die Speisen waren zwar schmackhaft, aber unzureichend; es war etwa für jeden eine halbe Portion berechnet. Hierdurch änderte sich meine ganze Diät; denn bis dahin hatte ich Mittags meine Hauptmahlzeit gehalten, und Abends wenig genossen, wobei ich mich sehr wohl befand; aber von nun an mußte ich Abends meinem Magen sehr zu Hülfe kommen. —

Da der Vater in der folgenden Nacht mit der Post zurückfuhr, so ging er mit mir durch die Stadt, auch nach den Salinen, und ich schlief zum ersten Male in Halle recht sanft und fest, weil ich den ganzen Tag auf den Füßen gewesen war. Mit sehr wehmüthigem Herzen sahe ich den Vater am andern Morgen frühe abfahren.

In dem Hause, wo ich wohnte, hatten noch sieben Studenten ihr Quartier; aber die Meisten derselben waren noch verreist; ich verwendete diesen Tag, mir Alles zurecht zu stellen und das nöthige Winterholz anzuschaffen. Als ich heute ausging, sahe ich Halle zum ersten

Male in jener Gestalt, worin es sich Viele immer denken, nämlich eingehüllt in feuchten Nebel und Kohlendampf, woran ich bisher nicht gewöhnt war. Ich setzte meinen Weg nach dem botanischen Garten, dann nach Siebichenstein fort, und die schöne, wahrhaft romantische Umgebung tröstete mich über die Atmosphäre der Stadt, die mir an sich so unfreundlich erschienen war.

Nach und nach sahe ich Studenten, einzeln und in Gruppen; aber bei ihrem Anblicke sehnte ich mich unwillkürlich nach Helmstedt zurück; denn viele gingen hier sehr burschikos einher, fast so, wie ich mir einen Renommisten vor dreißig Jahren angethan vorstellte. Ich versichere, daß ich solche ellenlange Haare, solche Pluderhosen, solche die Straßen fegenden Glauschröcke, solche hochgethürmte Stürmer bei keinem helmstädtischen Studenten gesehen hatte; kurz, ich sahe hier eine Burschenwelt vor mir, an deren Anblick ich mich erst gewöhnen mußte. Ein Halberstädter, der nicht zu den von Eberhard bezeichneten gehörte, und den ich am Tische wiederfand, schilderte mir das Wesen und Treiben der meisten damaligen Studenten ungefähr so:

Es ist eine Anzahl, von etwa zweihundert sehr fleißigen Studenten hier, besonders die, welche bei Wolf hören, auch viele Juristen und Mediciner. Unter den Theologen sind leider die Schlimmsten; da giebt es Viele, welche im vierten und fünften Semester noch kein Collegium gehört haben. Ein Drittel der sogenannten Kränzianer, d. h. derer, welche den engern Ausschuss der Landmannschaften bilden, studirt gar nicht, kann auch nicht, weil sie stets genug mit weit wichtigeren Angelegenheiten, als commerciren, schlagen, trinken, kneipen und Taback rauchen zu thun haben. Manche haben weder Papier, Feder und Dinte, noch Bücher. Der Besuch der Collegien kann bei der Frequenz nicht gehörig kontrollirt werden. Durch Fleiß, Kenntnisse und Ordnung kommt hier Niemand bei den hiesigen Studenten zu Ansehen; sie fragen nur nach dem Comment. Andre besuchen zwar

regelmäßig die Vorlesungen; aber der selbstthätige Fleiß fehlt; sie lassen es beim Hestschreiben bewenden; die Wenigsten präpariren sich, und das Repetiren besteht bei Vielen im Durchlesen der Hefte, die oft Unrichtigkeiten enthalten, und worin Haupt- und Nebensachen nicht unterschieden werden. —

Eine solche Schilderung konnte mich nicht eben erfreuen, wenn ich bedachte, daß ich dadurch in sehr unangenehme Berührungen kommen konnte. Dazu erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß mit mir in demselben Hause ein Landsmann wohne, der mir schon sonst als der erste Kenotmiff und die beste Klinge der ganzen Universität genannt war; es stand mir schon vor der Seele da, wie ich durch solche Nähe um meine ganze Zeit kommen könne. Noch war dieser mein künftiger Hausbursch nicht aus den Ferien zurück; aber er wurde jeden Tag erwartet. Einige Tage darauf begegnete er mir auf der Treppe; ich blieb unwillkürlich bei seinem Anblicke stehen. Er rebete mich sogleich im tiefsten Basse an: »Du bist W., meinen Namen wirst Du wohl schon wissen!« Er hatte eine grüne Jacke mit drei Reihen blanker Knöpfe, mit Epaulets und rothem Kragen, weiße Lederhosen, ungeheure steife Stiefeln mit Pfundsporen an, ein Casquet auf dem Kopfe und einen stattlichen Schläger mit blankem Griffe an der Seite. »Nun,« sagte er sanfter, »ich will eben zu einem Commerce; aber ich habe noch Zeit, komm mit auf meine Stube!« Ich folgte ganz geduldig, voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Als er auf die Stube kam, wo, was ich nicht erwartet hatte, alles sehr ordentlich war, warf er den Schläger an die Seite, und ergriff ein Paar sehr lange Pfeifen, welche er stopfte, und wovon er mir eine reichte. Ich dankte ihm, weil ich noch nie geraucht hatte. »Nun so laß es heute,« sagte er sehr vernünftig, »aber lerne es bald, man giebt sonst überall Dementi.« Darauf nahm er eine wichtige Miene an, und fragte mich: »Weißt Du denn, bei wem Du hier bist?« — Bei dieser Frage

war mir so zu Muth, wie es Jedem gewesen sein muß, der aus unbekannten Gründen vor ein Vehmgericht citirt war. — Ich verneigte mich stillschweigend, worauf er fortfuhr: »Du bist hier bei dem Senior Deiner Landmannschaft; aber ich will Dich nicht bereden, in die Verbindung zu treten. Ich weiß, Du mußt studiren, das thue, denn solche ocksende Häuser (!) muß es auch geben; ich wollte, ich könnte fleißig sein, aber ich bin einmal zu weit davon abgekommen. Ich werde Dich jederzeit in Schutz nehmen; aber sei mit Deinen Landseuten freundlich!« Ich sah wohl, daß ich hier eine kräftige Natur und einen biederen Charakter vor mir hatte, und reichte ihm die Hand zum Zeichen meines Vertrauens. Und so ist es zwischen uns geblieben. Es führte ihn seine Burschenbahn zuletzt auf Karzer und Festung; aber er hat mich immer als Freund behandelt, und in verschiedenen Epochen seines bewegten Lebens immer wieder aufgesucht.

Nun ging ich zu Mößelt, Knapp, Niemeyer und Vater, um die theologischen Collegia anzunehmen. Mößelt behandelte mich sehr freundlich. Niemeyer machte beim ersten Anblicke einen eigenen Eindruck auf mich. Es war in und an ihm eine andere Würde, als die Henke's; sie war ein Nir, eine nicht bloß von innen stammende, eine von der Stellung zur Welt gegebene. Der Gelehrte und Theologe trat mir mit der Haltung und dem Ansehen eines hochstehenden Staatsmannes entgegen. Das war der Eindruck, den dieser praeceptor Germaniae auf mich machte. Vater war sehr erfreut, daß ich Henke gehört, der bei ihm sehr hoch stand.

Ich hörte bei Mößelt neutestamentliche Exegese; bei Knapp Kirchengeschichte, später Dogmatik, verbunden mit Dogmengeschichte; bei Niemeyer Hermeneutik, Moral und Einleitung in das alte und neue Testament; bei Vater hebräische Grammatik und den Pentateuch; später noch bei Dr. Güte den Jesajas. Alle diese Herren erließen mir die Hälfte des Honorars. Ich hatte viel von



Wolfs kurzem satirischen Wesen gehört; aber ich erkannte in ihm einen Mann, der ganz in der Wissenschaft lebte, und der gewiß jeden nach dem Standpunkte behandelte, auf welchem er ihn fand. Er war freundlich gegen mich, und sehr heiter gestimmt. Ich hörte bei ihm die Ilias, mehrere außerlesene Oden des Horaz, mehrere Reden des Cicero, und die Alterthumskunde. Die Honorare erließ er mir ganz und gern.

Jetzt erst ward ich zum Prorektor Jacob, (welcher nachher nach Rußland berufen, dort geadelt und zum Staatsrath ernannt wurde, und zuletzt nach Halle wieder zurückkehrte,\*) Beaufs der Immatrikulation, beschieden. Ich empfing aus seiner Hand die Matrikel, und zwar mit einer sehr ernstern Warnung, mich in keine Verbindungen einzulassen, wozu ich aber nicht die geringste Versuchung empfand.

Und wie fand und erkannte ich nun meine akademischen Lehrer? Stehe hier eine kurze und dankbare Erinnerung an sie, die sämmtlich nicht mehr sind, und sich nun schon einer vollkommenern Anschauung der Wahrheit freuen!

Nächst, dieser hallische Melanchthon, in seiner äußeren Erscheinung, in seinem sanften Antlitze, Blicke und Tone, Liebe und Frömmigkeit ausdrückend, voll Wahrheitsliebe und Redlichkeit, urtheilte nur mit der größten Humanität über die Leistungen Anderer, und äußerte und erklärte sich über Glaubenssachen mit einer solchen Vorsicht, daß Viele ihn für zu passiv hielten, zeigte sich aber dennoch in wichtigen Fällen als muthiger Vertheidiger der Wahrheit und Lehrsicherheit. Im mündlichen Vortrage war der ehrwürdige Nestor etwas zu redselig geworden, so daß nicht Alle den Kern dessen, was er sagen wollte, sogleich herauszufinden wußten. Wie er in seinen Schriften eine ganz gereifte Gelehrsamkeit,

\*) Auch der Herausgeber dieser Biographie wurde Michaelis 1825 von diesem hochgeachteten Gelehrten immatrikulirt.

Präcision und Clafficität des Ausdruckes zeigte, ist bekannt. Bei der Exegese war sein hermeneutischer Grundsatz, man müsse dahin streben, die Bibel aus der Bibel zu verstehen. Seine theologische Bücherkenntniß konnte nur das Resultat eines Fleißes sein, der sein ganzes Leben hindurch nicht nachgelassen hatte. Als Mitdirektor des theologischen Seminars zeigte er stets eben so viele klare Besonnenheit, als Milde. — Möchten doch Manche der heutigen Pänker, die vom Geiste abfallend zum Buchstaben und zur Menschenfakung zurückkehren, sich das Bild dieses würdigen Lehrers zurückerufen, dessen Sinn und Wirken so viel wahre Frömmigkeit beurkundete! — Sein Schüler und nachheriger College Niemeyer hat sein Leben geschrieben, eine der gelungensten Biographien, welche wahrhaft erbauet. Unter seinen Zuhörern befand sich damals sein einziger Sohn; gewiß belebte dies unwillkürlich noch den Vortrag des väterlichen Lehrers.

Knapp, als biblischer Theolog, das conservative Princip der Universität, lebte nur seinem Berufe als Gelehrter, als akademischer Lehrer und als Mitdirektor der Frankeschen Stiftungen. In den einundfunfzig Jahren seiner Amtsführung und öffentlichen Wirksamkeit ist er sich, wie in Ordnung und Einfachheit des Lebens, so auch in seinen Ansichten und Grundsätzen immer gleich geblieben.\*) Mit Ausnahme der Moral und der praktischen Theologie las er über alle theologische Disciplinen, und zwar mit einer Kraft und Wissenschaftlichkeit, die Allen auf gleiche Weise gewachsen war. Wie Pott, folgte er zwar dem Hefte, aber nur halb diktirend, und sein Vortrag, obwohl bei schwacher Stimme, blieb doch stets deutlich und faßlich, dabei stets aufregend und interessant. Seine Sprache war so wissenschaftlich, daß sie für jede Disciplin wie eigenthümlich geschaffen schien. Die Einflüsse der Zeitphilosophie auf das Christenthum in materieller und formeller Hinsicht abwehrend, stellte er dennoch

\*) Letzteres wird von Vielen bestritten.

das Verhältniß beider zu einander historisch treffend dar. Sein Leben, sein Wirken und Lehren athmete christliche Frömmigkeit ohne jenen Zusatz, der Neuere lästig macht oder verdächtigt. Man möchte hier die Frage aufwerfen: woher in Knapp diese Verbindung gründlicher Gelehrsamkeit mit seiner Frömmigkeit entstanden sei? Insonderheit wie er zu seiner klassischen Latinität, welche Wolf stets anerkannte, und wovon die Vorrede zur Ausgabe des neuen Testaments, sowie seine scripta varii argumenti schöne Belege geben, gekommen sei? — Ich glaube, erstere war ein Erbtheil seines Vaters, letztere beruhte auf eigener Anlage und Richtung, indem er unverkennbar in seiner Ausbildung dem verflachenden Einflusse der Zeit widerstanden hatte. Seine über Schröckh's Handbuch gehaltenen kirchenhistorischen Vorlesungen sind mir wegen der scharfen Abmarkung des Stoffes sehr nützlich gewesen. Knapp's Vorlesungen über die Dogmatik sind von seinem Schwiegersohne, dem Consistorialrath Dr. Philo, herausgegeben, und haben mir bei Lesung das Bild des seligen Knapp wieder recht lebendig hervorgerufen.

Vater, als Theolog, besonders als Orientalist, allgemeiner Sprach- und Naturkenner fast Polyhistor, ward bei seinem lebendigen Geiste und regem Fleiße nicht von der Gabe des Vortrages unterstützt. Dieser war kaum zu ertragen. Nicht bloß drangen, wie bei Lichtenstein, die Massen seines Wissens zu sehr auf ihn ein, wodurch er sich oft dahin verlor, wohin er noch nicht wollte, und alle Präcision verlor, sondern der Ton seiner Stimme variierte oft plötzlich von der Höhe in die Tiefe, und umgekehrt. Man ersuhr von ihm Vieles, aber man lernte wenig; besonders vermiste man Knapp's Concinnität. Man muß ihn nach seinen Schriften messen. Ich verdanke seiner Freundlichkeit im Umgange sehr viel.

Wenn in Henke's Vorlesungen eine sich nie erschöpfende Gewalt des Geistes vorwaltete, so erschienen die

Niemeyerschen als Resultate der gereiftesten wissenschaftlichen und persönlichen Bildung. Die Erscheinung Niemeyer's, sehr würdig, wenn gleich nicht ganz frei von Manier, stimmte mit seinen Vorträgen überein, so daß der Zuhörer durch stetes Wohlgefallen gefesselt wurde; dieser Reiz lag vorzüglich in der harmonischen Gesamtbildung des Mannes. Freilich war sein wissenschaftliches Verfahren durchaus eklektisch, und ermangelte mithin der Schärfe; aber die Wissenschaft erschien in ihm im Wilde des Lebens, nie einseitig. Nicht die theoretische, sondern die praktische Seite war Niemeyers Stärke. Ich habe ihn unter allen Gestalten, als Dozenten, als Moderator des theologischen, homiletisch-katechetischen und pädagogischen Seminars kennen gelernt, selbst im Kreise seiner Pädagogen und ihrer Lehrer gesehen, und ihn überall als einen der Gebildetsten seiner Zeit, ja als einen vorzüglichsten Bilder seiner Zeitgenossen erkannt. Sehr angenehm war es mir, Sonntags Abends im Winter ihn auf dem Pädagogium, vor einem höchst gebildeten Auditorium, Schillers neueste Erzeugnisse vorlesen zu hören; wahrlich, als Vorleser hatte er kaum seines Gleichen, das bei besaß er ein vortreffliches poetisches Talent, was damals so wenigen Theologen eigen war. —

Maass, wie Eberhard, Philosoph der Wolf-Leibnizischen Schule, war durchaus consequent im Denken und im Vortrage. Er las meist über seine Handbücher; in solchen Disciplinen, wo er deren keine herausgegeben hatte, diktierte er den Paragraphen, und ging ihn dann beweisend mit solcher Stetigkeit durch, daß nichts unterbrochen und unentwickelt blieb. Die Vollständigkeit aber war fast allzugroß, indem er Alles, was er schon entwickelt hatte, da, wo es wieder vorkam, in derselben Ausdehnung wiederholte, als er es schon öfter gegeben hatte. Er dachte seinen Zuhörern zu sehr alles vor. Da sein Ton ein langsamer war, der sich immer in derselben Melodie bewegte, so wurde die Aufmerksamkeit fast nur so weit festgehalten, als alle Zuhörer dem Halbbild-

tiren mit der Feder folgten. Dennoch hat der edle und bei schwacher Körperkraft überaus fleißige Mann seinen Zuhörern sehr genügt. Die Sphäre, wohin er sie führte, war nicht zu hoch, daß sie ihm nicht hätten folgen können; die höchste Consequenz brachte zugleich die höchste Klarheit in seinen Vortrag. Sein Sprachgebrauch war der der Wolffschen Schule, die Demonstration scharf mathematisch. Von seinem Geiste und Verdienste zeugen besonders seine »Versuche über die Einbildungskraft und über die Leidenschaften.« Auch der Sprache hat er als Philosoph gedient durch die mit Eberhard herausgegebene Synonymik. Er war ein vielseitiger Mann, indem er auch die mathematischen Wissenschaften, die Musik, besonders die Theorie derselben, umfaßte, und einer der edelsten Charaktere. Christlichkeit, große Bescheidenheit, Sanftmuth, ruhiger stiller Sinn, Vaterlandsliebe, Freundschaft, und die größte Uneigennützigkeit traten an der liebenswürdigen Erscheinung seiner Person und seines Lebens im schönsten Bunde und Lichte hervor.

Wolf, zu jener Zeit der erste Stern am philosophischen Himmel, war nicht bloß durch seine nicht eben zahlreichen, aber gebiegenen und im höchsten Grade eigenthümlichen Schriften berühmt, sondern auch wegen seines unvergleichlichen Vortrages; er hatte selbst vor Henke die Leichtigkeit der Bewegung und des Periodenbaues voraus. Es war ein literarisch-gebildeter Conversationston, in welchem er ganz frei, stets lebendig, kurz, treffend, witzig und scharfsinnig, oft auch in feinsten Ironie oder schneidenden Sarkasmen, aber immer im Dienste der Sache, und mit dem Blicke auf seine Zeit, sich ausdrückte. Immer war er zur Stelle, nie confundirte er sich, immer interessirte er, und immer war Sache und Vortrag der wahren Geistesbildung entsprechend. Es war eine Lust, ihn zu hören. Wie gern hätte ich ihm damals ganz angehört! — Sein Schwiegersohn, Dr. Körte zu Halberstadt, hat Wolfs Leben trefflich dargestellt, allen seinen Schülern und Verehrern ein willkommenes Werk. —

Da ich mit sehr geringen Hilfsmitteln das erste Jahr in Halle studiren mußte, so war an ein Anschaffen von Büchern wenig zu denken; ich mußte mich darin auf das Allernothwendigste beschränken. Indessen kamen mir auch hier günstige Umstände zu Hülfe. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Halle kam jener Mitschüler, mit welchem ich zwei Jahre hindurch fast alles gemeinschaftlich getrieben hatte, von der Schule hierher und zog dicht neben mich in dasselbe Haus. Er bestand darauf, daß wir unsre alte Gemeinschaft fortsetzen wollten. Er erbot sich, für jede theologische Disciplin einige Hilfsmittel anzuschaffen. Ich nahm natürlich sein freundliches, mir höchst willkommenes Anerbieten an, und nach gemeinsamer Berathung wurden sehr namhafte Werke angeschafft, und dann bei unseren Studien gemeinsam benutzt. Auch der gefällige Professor Vater ließ mir mehrere theologische Werke, z. B. Kösselt's opuscula. Im zweiten Semester widmete ich mich, von meines Commilitonen bizarrer Wissbegierde zu dem Schwersten hingezogen, der Kantischen Philosophie. Ich bemühte mich, die Critik der reinen Vernunft zu durchdringen, und nach langem Abqualen damit, fand ich mich wie getröstet durch Kant's praktische Schriften, seine Anthropologie, Ethik u. s. w. Im letzten Jahre machte ich auch Bekanntschaft mit Fichte's, Jakobi's und Schelling's Philosophie. —

Um im Praktischen mich für meinen Beruf auszubilden, verband ich mich mit einem bieberen und fleißigen Westphalen. Wir waren beide in den Seminaren nur Zuhörer, und nicht Ordinarii; dies war uns fast vorthellhaft; wir behielten so für unseren Privatleiß freiere Hand. Wir lasen den Hyperius de concionibus formandis, mehrere Homilien des Chrysosthomus in der Ursprache, und sangen dann an, uns mit den besten Kanzelrednern von Mosheim an, mit Jerusalem, Cramer, Spalding, Zeller, Bollkofer, Herder, Sturm, Resewig, Böllner, Köppler, Lavater, Stolz, Häfeli, Rein-

hard, Ammon, Ribbeck, Hanstein, Sonntag und Pischon bekannt zu machen. Ein paar wackere Geistliche liehen uns diese Bücher, die wir natürlich nur nach einzelnen guten Stücken durchgingen. Niemeyers Homiletik leitete uns an, uns Themata zum Disponiren und Ausarbeiten aufzugeben. Dazu hörten wir Einen um den Andern drei wackere Kanzelredner, nämlich Wagniz um seiner Klarheit und Popularität, Dohlhof um der Gediegenheit seiner Ausarbeitungen, und Schulze um der Würde seines Vortrages willen. Im Katechisiren hatte ich mich in den Ferien in meines Vaters Schule vielfach versucht, auch einige Schriften darüber von Gräfe und Plato gelesen; auch den katechetischen Übungen im pädagogischen Seminare Niemeyers hörten wir fleißig zu, wobei wir bisweilen lernten, wie wir es nicht zu machen hätten. —

Mein Freund, mit dem ich jetzt arbeitete, wünschte eine noch speciellere Vorbereitung auf das Examen in Bezug auf die Hauptdogmen, Definitionen und biblische Begründung. Wir ließen uns daher hinter das neue Testament weißes Papier binden, und schrieben die Hauptlehren in Fragen und Antworten lateinisch nieder, indem wir dabei Reinhard's, Döderleins Dogmatik, Knapps Vorlesungen benutzten, und setzten die dicta probantia daneben, um bei jeder gemeinschaftlichen Repetition an das Nöthigste erinnert zu werden. Im alten Testamente hatte ich nun zwar die Genesis, die meisten Psalmen und den Jesaias durchgenommen, und durfte hoffen, in dieser Sprache zu bestehen, wenn man in der Prüfung diese Bücher wählen sollte. Aber ich glaubte im Ernst, man könne nur bestehen, wenn man das alte Testament durch und durch kenne, wie das Neue, und da war mir bange. Als mir daher ein Student sagte, er besitze die von der Hooghsche Ausgabe des alten Testaments, in welche sein verstorbener Vater mit der schärfsten Schrift, klein, aber sehr schön, durch und durch eine lateinische Interlinear-Übersetzung eingetragen habe, so ward ich sehr neugierig, dieses Werk eines unermüdblichen

Fleißes zu sehen. Er zeigte mir das Buch, und ich fand seine Aussage nicht bloß bestätigt, sondern übertroffen; zugleich sagte mir der Besitzer, er wolle diese Bibel verkaufen, aber nicht unter funfzehn Thalern. Wie gern hätte ich das Buch gehabt, um nur meine Furcht vor dem Examen zu beseitigen! \*) Aber die Summe war für mich unerschwinglich; ich mußte also mit meinen Wünschen meinem Schicksale entgegen gehen. Wenn ich später mich über die Furcht wunderte und ärgerte, welche junge Leute vor dem Examensgespenste hegten, so fiel mir diese hebräische Bibel und meine Sehnsucht darnach ein, und ich schwieg gedemüthigt.

Im letzten Jahre ward mir unverhofft ein Familienstipendium von 140 Thalern zu Theil; dadurch ward meine Subsistenz auch in jener Zeit, wo alle Lebensbedürfnisse in so hohem Preise standen, gesichert. Ich durfte endlich dem Vater nicht mehr zumuthen, sich meinettwegen, wie es in den letzten Jahren allerdings geschehen war, so vieles zu entziehen. Weil ich aber in diesem Jahre zwei erwachsene Schwestern am Scharlach, und meinen Bruder, welchen ich auf der Schule zurückgelassen hatte, in seinem siebzehnten Jahre an der Lungenentzündung verloren hatte, so fing mein Vater, welcher erfahren hatte, daß ich manche Nacht zum Studiren mit zu Hülfe nähme, an, für mich besorgt zu werden. Er ermahnte mich deshalb sehr lieblich, damit nachzulassen und mir Veränderung zu machen. Darum reiste ich in diesem Sommer etwa fünf Mal nach Lauchstädt, um Schiller's Meisterwerke von der ausgezeichneten Weimarschen Truppe aufführen zu sehen. Auch nach Leipzig, nach Merseburg und Dessau reiste ich zu Fuße und mit wenigen Unkosten. Ich suchte auch berühmte Männer anderer Fakultäten wenigstens kennen zu lernen. Ich

\*) Würde jetzt nichts helfen, da bei jeder Prüfung den Candidaten das alte und neue Testament in ganz reinen Exemplaren vorgelegt werden.

wohnte deshalb einigen Promotionen junger Ärzte bei, unter andern der des zuletzt verstorbenen berühmten Mecke, unter dem Vorsitze des stattlichen, hochgebildeten Reil, dessen herrlicher Vortrag, wahre Beredsamkeit und große Würde mich zur Bewunderung hinrissen; auch Sprengel, Dabelow und Gilbert hörte ich in ihren Vorlesungen mehrmals. —

Meine Freuden in Halle waren sehr einfach gewesen; in dem Sinne vieler Studenten hatte ich mein akademisches Leben nicht genossen. Ich hatte keine Aufzüge, keine Commerce oder gar Schlägereien mitgemacht. Spaziergänge an den Ufern der Saale, nach der Rabeninsel und dem botanischen Garten dienten mir zur Erholung, und meine Gesellschaft stieg selten über die Zahl der Gracien, und erreichte nur, wenn ich bisweilen des Abends bei dem Restaurateur speiste, die Zahl der Mufen. Von Klauseureien und Herausforderungen bin ich verschont geblieben, und ich habe sie stets als einen Makel der Universitäten angesehen; mein Herz blutete, als ein mir bekannter junger Mann aus Westphalen in dem berühmten großen Duell der Hallenser gegen die Leipziger erschlagen wurde! —

Zweimal erlebte ich in Halle eine große Freude, als ich zufällig im Jahre 1802 Henke auf seiner Reise zum Wittenberger Jubiläum wiederfand und sprach, und als unser allertheuerster König mit der damals in herrlichster Schönheit prangenden Königin, und dem Bruder des Königs, dem Prinzen Wilhelm, im Sommer 1803 auf der Reise nach den fränkischen Provinzen durch Halle kam, bei Niemeyer abtrat, und durch die huldreichste Herablassung Aller Herzen entzückte. Da schloß ich mich auch dem Zuge an, welcher den Zweck hatte, Seiner Majestät die Huldigung der akademischen Bürger darzubringen.

Da ich bei meinen Studien, nach Henke's Rathe, stets selbstthätig verfuhr, so hatte ich nicht nöthig, mich einer summarischen Repetition nach den Hefen zu unterziehen.

Um diese Zeit empfing ich die Nachricht, daß meine Eltern beide am gastrischen Nervenfieber darniederlagen. Ich hatte vortheilhafte Anträge von Hauslehrerstellen. Ich wies Alles zurück und eilte nach Hause. Bei meiner guten Mutter ward das Übel schleichend, sie starb nach drei Monaten. Auch der Vater genas nie ganz wieder, litt an einem sehr angreifenden Husten; und nach vier Jahren war einer der stärksten Männer in seinem Alter von 60 Jahren aufgerieben.

### Dritte Periode.

#### Schulamt und öffentliche Prüfungen bis zur Erlangung eines Pfarramtes. Von 1804 — 1807.

Vom Oktober bis zum Ende Januars versah ich die Schule meines kranken Vaters. Jetzt erfuhr ich, was er leisten mußte, und bewunderte das Maß der Kraft, welche er bis dahin gehabt haben mußte. Aber ich predigte auch einige Male, und ward dadurch zu der ernstesten Vorbereitung zu diesem Hauptgeschäfte meines künftigen Berufes hingeletet. Ich verwandte wenigstens vier Tage auf Entwurf und Ausarbeitung; den Eingang arbeitete ich zuletzt aus, jedes einzelne Stück schrieb ich wohl drei Mal stets bessernd und ändernd um, bis das Ganze dadurch die Vollendung erreichte, die ich ihm zu geben vermochte. Ein Bogen compres geschrieben war meine Masse. Wie ich gearbeitet hatte, so memorirte ich wenigstens zwei Tage, und zwar zuerst nach den Hauptgedanken, und dann wörtlich. Am letzten Abend vor der Haltung, sprach ich im Dunkeln die Predigt in

der großen Schulklasse durch, um mich selbst zu zwingen, aus dem Gedächtnisse zu reden, und auf die Modulation der Stimme zu achten. So ward ich fest und sicher, und lernte von vorn herein des Conceptes entbehren. Auf einer Auktion kaufte ich zwölf Bände von Reinhard's Predigten, und viele Jahrgänge der von Hanstein und Ribbeck herausgegebenen homiletisch-kritischen Blätter. Dem Studium dieser beiden Hilfsmittel (die Henke'schen Predigten besaß ich auch) verdanke ich sehr viel. Aber ich erkannte wohl, daß man so wie Reinhard, oder auch so wie Henke vor einer gemischten Gemeinde nicht reden dürfe. Ich studirte diese Meister zur Selbsterbauung, um durch sie voll Geistes zu werden. Ich hatte vom Anfange an ein Verfahren beobachtet, welches von demjenigen vieler in jener Zeit abwich, welches sich mir aber als richtig bewährt hat. Ich betrachtete nämlich immer zuerst den Text, wenn er gegeben war, wählte dann, nach reiflicher Überlegung, ein darin liegendes Thema, dem ich mich gewachsen fühlte. Der war der Stoff gegeben, so suchte ich einen Text, der dem Stoffe ganz entsprach. Ich ließ mich stets vom Texte leiten, und redete zwar nicht in lauter Bibelsprüchen, aber biblisch. Nie habe ich eine Predigt gehalten, in welcher der Text als bloßes Motto dagestanden hätte.

Was Reinhard über die Vereinigung der analytischen mit der synthetischen Methode vorschwebte, sagte mir ganz zu; die Erreichung dieses Zieles schien mir das Höchste; nur erkannte ich, daß dies einfacher nach weniger schulgerechten Schematismus hätte geschehen müssen. Die Schule stand bei Reinhard oben an; Herz und Leben mußte sich im Stoffe und Form der Schule fügen; seine Predigten sind mehr Abhandlungen. Damals habe ich zwei Schriften, welche mich sehr ansprachen: Dräseke's Schilderungen und Bischof's Predigten, nebst seinem Philoikos. Ich erkannte in diesen Schriften den Geist im Dienste des Gemüthes, eine wahrhaft praktische Richtung. Dies ward der Standpunkt, auf welchem ich

stand, bevor ich ins Amt kam. — Um diese Zeit kam in einer nahen kleinen Landstadt eine wenig einträgliche Rektorstelle auf; ich meldete mich, nach dem Wunsche meines Vaters, dazu, weil in unsrer Provinz damals nur gebiente Lehrer ins Pfarramt befördert wurden, und weil ich selbst mich sehnte, um thätig zu sein. Zwar war mein eigentliches Ziel, Gymnasiallehrer zu werden, und ich stand deshalb schon mit dem Ephorate einer hohen Schule in Unterhandlung; allein man bot mir, wenn ich die unterste Collaboratur annehmen wollte, jährlich 100 Thaler und freie Wohnung und Heizung. Dazu kam, daß ich die Aussicht hatte, mit dem erwähnten Rektorate, welches gegen 150 Thaler eintrug, einen vortheilhaften Privatunterricht im Hause eines nahewohnenden adelichen Gutsbesizers und angesehenen Staatsdieners zu verbinden, wodurch ich dann vor Nahrungsorgen gesichert ward. Am 5. Februar 1804 hielt ich dann Morgens in Schwanebeck meine Probepredigt, und Nachmittags meine Probecatechisation. Zur Predigt war mir die Stelle Jeremias 10, v. 6 und 7, und zur Catechisation die dritte Bitte des Vater unser gegeben. Ich zog aus meinem Predigttexte das Thema: daß das Gefühl der Größe Gottes die Grundlage aller Frömmigkeit bilde. Ich hatte das Glück, zu gefallen, und ward, wiewohl der Jüngste unter den drei Bewerbern, gewählt. Da die Stelle erledigt war, mußte ich sofort, auf Befehl des Consistorii, noch vor der Prüfung und Bestätigung, das Amt antreten. So fand ich mich im einundzwanzigsten Jahre in einer Laufbahn, zu welcher ich am wenigsten speciell vorbereitet war. Mir kam nur zu Statten, daß ich meines Vaters Verfahren beobachtet, und in letzter Zeit schon oft für ihn unterrichtet hatte. Es gelang mir daher so ziemlich, zumal da ich nur vierunddreißig Schüler hatte, meine Classe in zwei Abtheilungen zweckmäßig zu beschäftigen. Zugleich übernahm ich den Unterricht der Tochter und eines Pfleglings des erwähnten Herrn v. H., der mein väter-

licher Freund und Gönner ward, und bis an seinen Tod auch geblieben ist. Ich hatte sofort acht Stunden täglich zu unterrichten; aber ich fühlte mich der Aufgabe gewachsen, weil der Weg nach dem Gute des Herrn v. H. mich munter erhielt. Es begann eine Zeit der Anstrengung, aber auch des vielseitigen Lebens und selbst des Lebensgenusses für mich. Schon die herrliche Ueberaus weite Aussicht, die sich mir auf dem Wege täglich eröffnete, ward für mich eine Quelle der reinsten Freude und der Erheiterung. In jeder Rücksicht war für mich der tägliche Zutritt zu dieser Familie überaus bildend. Herr v. H. hatte mich, nicht bloß des Unterrichtes wegen; angezogen, sondern er wollte mit wohl, wollte mir bei meiner karglichen Einnahme aufhelfen, und mit mir in einen literarischen und Geistesverkehr treten. In ihm war eine Lebendigkeit und ein bisweilen ungezügelter Humor, wornach er sich dann im Auffallenden gefiel, aber auch überaus viel Geist und Witz, der aus ihm Schlag auf Schlag hervorbrach, ein Geistesphänomen, welches durch Nichts zurückgehalten, sich selber treu hervortrat, wie ein Gewitter in Blitz und Wetterleuchten, Hagel und Donner, aber auch in allen schönen segensreichen Erscheinungen, ein durch und durch excentrischer Geist. Früher, besonders als Offizier, hatte ihn sein Temperament und sein muthwilliger Humor zu den tollsten Streichen fortgerissen. Diese Periode aber war vorüber, als ich zu ihm kam. Durch den Ernst der Jahre beruhigt und abgeklärt, war er jetzt einer der treuesten Staatsdiener, voll des begeistertsten Patriotismus, gleich geachtet von den vorgesetzten Behörden und von seinen Untergebenen, ein würdiger Gatte und Vater, ein sehr redlicher Freund und ein Wohlthäter vieler Nothleidenden und Hülflosen. Nur selten kehrte, worüber er nachher meist verdrießlich war, ein Anfall seiner Ueberlebendigkeit zurück. Er gehörte einmal zu den Geistern, welche sich nicht, wie die Planeten des Sonnensystems, auf schon bekannten Bahnen bewegen, sondern sich wie die Cometen

über alle Bahnen hinausdrängen. — Wäre seine Aus- bildung harmonisch gewesen, so hätte er großes leisten können. Schon sein Antlitz und Blick kündigte fast ein Uebermaß von Geist an. Seine Bildung war unspränglich, wie die fast aller Edelleute aus dem Zeitalter Friedrichs II., eine französische gewesen. Nicht bloß sprach er die französische Sprache mit größter Fertigkeit und mit bestem Accent, sondern er las auch fort und fort die classischen Schriftsteller, und ließ sich nicht leicht eine Erscheinung in der neueren französischen Literatur entgehen. Dabei war er jedoch keinesweges in der deutschen Literatur, oder gar in der deutschen Sprache völlig Tödt; denn er wußte sich sehr treffend, ja sogar oft mit bewundernswerther Beredsamkeit auszudrücken. Es fehlte ihm nur das Technische und Harmonische der Aus- bildung. Er interessirte sich um so lebhafter für jede ausgezeichnete literarische Leistung, für jede Geistesbildung. Er war mit ausgezeichneten Männern in Verkehr getreten; er hatte sie gesucht, und sie hatten sich von ihm angezogen gefühlt. Um jene Zeit verkehrte er mit Henke und Häberlin in Helmstedt, mit der Familie Naaf, mit dem Superintendenten B., mit dem Postdirektor H., einem vielseitig gebildeten und kenntnißreichen Manne, und manchen Andern aus der Umgegend, und es ist interessant, zu bemerken, daß in Gegenwart solcher Männer sein Benehmen stets umsichtig und gemessen erschien. Mir aber ward sein Umgang überaus wichtig, theils weil er gute Bücher hatte, welche er mir gern lieh, theils weil ich in dem lebendigen Verkehre mit ihm mich immer geweckt fühlte, und theils, weil sich meinem Blicke in seinem Hause, welches mit sehr angesehenen und vornehmen Familien verwandt und befreundet war, die höhere Sphäre der Gesellschaft und des Lebens aufschloß, welche sonst mir hätte völlig unbekannt bleiben müssen. In den vier Jahren, wo ich fast täglich Genosß dieses Hauses war, war ich, so weit sich das für meinen Standpunkt schickte, mit den Verhältnissen der vornehm-

sten Familien der Umgegend bekannt geworden, und hatte selbst in den Gang der Landesadministration zu blicken gelernt; zu den Männern, denen auch ich manche belehrende und interessante Unterhaltung verdankte, gehörte der Schwiegersohn meines Gönners, der nachherige Finanzminister von M., welcher damals Land-, Krieges- und Steuerrath war. Auch selbst meine Stellung zu der Hausfrau, welche mir bis an's Ende die freundlichste Theilnahme widmete, konnte nicht unwichtig für mich sein. Sie war eine Frau von wahrer Bildung, vollkommen des schriftlichen Ausdrucks mächtig, still und sanft, fromm, wohlthätig und aufopfernd, stets ihren Stand behauptend, stets in ruhiger Heiterkeit sich andern darstellend, und jedes Schicksal mit christlicher Fassung ertragend, streng gegen sich selbst, und milde gegen die Schwächen Anderer. Sie ruhen Beide neben einander auf der Höhe in einem Hölzchen, das dem Herrn v. H. gehörte, unfern von Schwanebeck. Ein Denkmal bezeichnet ihre Ruhestätte und den Ort, wo sie Beide so gern weilten. Ich selbst habe die Inschrift des Denksteines angegeben, und als längst das Gut in andern Händen war, habe ich von Zeit zu Zeit diese mir so theuren Gräber besucht, und den dort Ruhenden ein dankbares Andenken geweiht.

Der Unterricht, den ich hier zu geben hatte, beschränkte sich auf das Französische, auf deutsche Sprache, Geschichte und Geographie. Religionsunterricht ward fürs Erste nicht von mir verlangt, wahrscheinlich, weil man mich für zu jung hielt; dieser ward später von einem sehr würdigen Geistlichen, aber nur zu kurze Zeit, wie dies damals leider in vornehmen Häusern oft der Fall war, gegeben. Dagegen wünschten Herr und Frau von H., daß ich die zu haltenden Predigten ihnen vorlesen möchte, und ich kann bezeugen, daß Beide sehr aufmerksam zuhörten, woraus wohl einleuchtet, daß der dem Manne oft gemachte Vorwurf, daß er ein Religionsverächter gewesen sei, ungerecht war; auch verschwiegen mir Beide ihr oft treffendes Urtheil nicht. —

Erst, nachdem ich zwei Monate schon mein Amt verwaltet, ward ich vom Consistorium der Provinz zum Schuleramen vorgeladen. Es war über alle Erwartung leicht; die Hauptsache war ein lateinischer Aufsatz: de usu literarum in formandis juvenum moribus, welcher mir zur Einsendung nach Berlin abgefordert wurde. Die mündliche Prüfung bot gar keine Schwierigkeiten dar. Ich ward hierauf, durch Rescript des Königlichen General-Schul-Collegii von Berlin und mittelst Bestallung vom 29. Mai 1804, vom Consistorium bestätigt.

Noch im Laufe dieses Jahres erfolgte das Examen pro lecentia concionandi. Ich hatte es in Halberstadt mit einem Collaborator der Domschule und mit einem privatistirenden jungen Gelehrten, Herrn R., zu bestehen. Ich dachte an meine hebräische Bibel, und fürchtete, Nachtigal könne mich in unbekannte Gegenden führen. Aber wie erstaunte ich, als vor dem Examen Nachtigal selbst bei dem Collegium darauf antrug, daß dem Herrn Collaborator S., in Betracht seiner Kenntnisse und seiner Leistungen an der Schule, das Häbräische erlassen werden möge. Da fiel mir ein Stein vom Herzen. Nun dann wird's auch mit dir nicht so genau genommen werden, dachte ich. Ich kam zuerst an die Reihe. Vorher wurden die schriftlichen Arbeiten, und die Sonntags vorher von mir gehaltene Predigt durchgenommen. Der Text der Letztern waren Jesu Worte aus seiner Unterredung mit Nikodemus (Joh. 3, 5): Es sei denn, daß jemand wiedergeboren werde aus dem Wasser und dem Geiste, kann er das Reich Gottes nicht sehen. Meine Predigt war eine bloße Auslegungspredigt. Ich wies die Wahrheit nach, die im Texte lag, erklärte populär das »geboren werden aus dem Wasser,« von der Taufe, und nahm diese dann für die ganze äußere Anstalt des Christenthumes. Im zweiten Theile zeigte ich, wie diese vom Geiste erfüllt und Jeder, der sich zu ihr halte und sie bekenne, von diesem Geiste be-



seelt und erneuert sein müsse, damit Äußeres und Inneres am Christenthume, und an jeden Christen zu einer neuen Schöpfung, zu einer neuen Creatur sich vereine. —

Der Consistorialrath Zerrenner, ein sehr fertiger Lateiner, fester Theolog, großer Schulmann, nahm in der Exegese zuerst die Seligpreisungen aus der Bergpredigt, um darin einen innern Zusammenhang nachzuweisen, sodann Kirchengeschichte. Der Consistorialrath Nachtigal nahm den 11ten Psalm nach Geschichte und Inhalt durch. Ich überlegte drei Verse ziemlich fertig; dann aber erklärte mein Miteraminand, Herr N., mit einer solchen Geläufigkeit das Übrige, daß Nachtigal selbst nur zuhörte. Wir bestanden alle drei cum laude. —

Ich hatte als einundzwanzigjähriger Mann noch keine Vorstellung davon, was es heiße, in einer kleinen Stadt, wo Nichts unmittelbar für Geld zu haben war, einen eigenen Haushalt zu führen. Meine Lage wäre fast unerträglich gewesen, wenn mir nicht das v. H'sche Haus fast alle Tage eine Recreation dargeboten hätte. — Immer drückender wurde mir das Wüste und Leere meiner vier Wände, und Trübsinn erfüllte mich, wenn ich im Hause weilen mußte. Die Sehnsucht nach einem theilnehmenden Wesen eben so sehr, als die erste erwachende heftige Liebe zwischen mir und meiner Frau, welche damals neunzehn Jahre alt war, ward die Ursache meiner frühen Verheirathung. Wohl hätte diese bis zu einer bessern Versorgung und bis zu reiferen Jahren ausgesetzt bleiben mögen; aber weil Niemand mit seinem Willen oder Rathe (außer daß der Herr v. H. im Scherze zu mir sagte: Sie eilen ja, als ob das Heirathen verboten werden sollte!) zwischen uns trat, so folgten wir Beide ohne weiteres Bedenken der Stimme der Neigung. Freilich ist es mit dieser frühen Ehe sehr gut gegangen, selbst in den schwersten Zeiten, die wir bald erlebten; aber wie hätte das werden können! — Gott leitet oft die unbedachtsamen Schritte der Menschen zum Guten! —

Obgleich ich dem Fräulein v. H. keinen Religionsunterricht zu geben hatte, so brachten es doch die Umstände mit sich, daß ich den jüngeren Sohn, welcher bei einem Regimente stand und noch nicht confirmirt war, zur Confirmation vorbereiten sollte, welche dann, weil Herr v. H. der reformirten Confession zugethan war, vom reformirten Ministerio verrichtet werden sollte. Binnen Monatsfrist sollte er in den Religionswahrheiten nochmals orientirt werden. Ich ging mit mir zu Rathe, wie ich das anzufangen habe. Ich griff nach Büchern von Pischon und Mellin; was fand ich? Kantische Philosophie mit Bibelsprüchen christlich gefärbt. Nach Sinteris; was gab er? Dreiste Aufklärerei. Nach Campe — viel Gutes und Brauchbares; aber doch auch die verlegende Hinstellung: Christus sei ein bloßer Mensch gewesen. Auch der Magdeburger Leitfaden, (wahrscheinlich von Mübbeck), obgleich sehr scharf und behaltbar abgefaßt, erschien mir zu kantisch. Endlich kam ich auf das Natürlichste. Ich ging von einem Bibelspruche, wie von einem Mittelpunkte aus, und wählte hierzu Joh. 17, v. 3. Von hieraus leitete ich auf alle Hauptlehren und Gebote des Christenthumes hin, welche ich immer mit einigen Bibelsprüchen zusammenfaßte, (in Summa etwa fünfzig Bibelsprüche), welche ich auswendig lernen ließ und genau erklärte. Jedes Mal, wenn ich eine Lehre oder ein Gebot durchgegangen, wies ich die Stelle im Heidelberger Catechismus, nach des Vaters Wunsche, nach, und so löste ich die Aufgabe, daß der junge Mann vor seinem Ministerium geprüft und confirmirt werden konnte.

Gerade um diese Zeit kam in das Haus ein Besuch, welcher mein höchstes Interesse rege machen mußte; es war eine Trias von Männern, wovon jede Einzelheit hingereicht hätte, einen bewundernden und wißbegierigen Blick auf sich zu ziehen. Henke, Göthe und Wolf hatten sich vereinigt, um dem Herrn v. H. einen Besuch zu machen. Ich hatte gerade Erndtferien,

und blieb in dieser Zeit immer auf dem Gute, um den Unterricht in der Religion ununterbrochen fortzusetzen. Wie erstaunte ich, als mir beim Kaffee gesagt wurde, wen ich heute sehen werde! Göthe's Gestalt, wie ich ihn vor zwei Jahren in Halle und Lauchstädt gesehen hatte, schwebte mir noch als eine überaus stattliche vor. Unwillkürlich überdachte ich nochmals, was ich von ihm gelesen, in welcher Folge und mit welchen Empfindungen. Ich gedachte der mächtigen Aufregung, die sein Werther in mir hervorgebracht; des reinen Ideales eines Kunstwerkes, welches seine Ephygenia in der Muttersprache mit hellenischer Wahrheit und Einfachheit mir vorgehalten; des ruhigen genußreichen Ergehens in der Welt seines Wilhelm Meister's, und der kräftigen, biedern, altdeutschen Natur, welche in seinem Göe, als Repräsentanten seiner Zeit, zu mir gesprochen hatte. Insbesondere aber gedachte ich der durchsichtigen, dem Gegenstande stets entsprechenden Prosa, welche im Verfolge der Erzählung einen Eindruck auf mich machte, wie der, den die Fahrt auf einen krystallhellen, ruhigen See her vorbringt. Immer hatte ich von dem wunderbaren Einklange gehört, worin bei Göthe Geist und Körper, gesellschaftliche Darstellung und Kunstleistung, Person und Leben stehe. Dies alles schwebte mir vor, als ich seines Unblickes harpte. Als der Wagen vorfuhr, ging der Herr v. H. den Dreien entgegen und rief ihnen zu: Willkommen, willkommen Ihr Ersten bei Einem der Ersten Eurer Verehrer! Seine Augen funkelten dabei vor Freude und Bewegung. Göthe schien anfangs etwas zurückhaltend und gemessen; aber er thatete immer mehr auf, als er sah, welchen regen Geist, und welch' redliches Gemüth er hier vor sich hatte. Er wurde auf eine Art gesprächig, wie ich es noch von Keinem gehört; so inhaltsreich und doch so einfach, und so darstellend war seine Mittheilung. Er sprach unter andern über Gebirgseschönheiten und Ausichten, und was sie bedinge; über Farben, Licht und Schatten, und über Landschafts-

malen, und ich bräuche gewiß nicht erst zu versichern, daß Alle mit gespannter Aufmerksamkeit ihm zuhörten. Einige frappante Wize, welche der Wirth dazwischen schleuderte, brachten ihn zum lauten Lachen, was ihm gewiß nicht oft vorgekommen sein mag. Der Hausherr wagte sogar mit Göthe zu disputiren, indem letzterer der Behauptung widersprach: daß eine Person, welche die Erfüllung des kategorischen Imperativ's \*) in sich darstelle, zugleich als sittlich vollendetster Charakter der höchsten Gegenstand schöner Darstellung sei, weil die wahre Größe stets zugleich eine sittliche sein müsse. Und wie klar und geistreich widerlegte Göthe diese Behauptung! Auch auf objective und subjective Darstellung kam die Rede. Wolf behauptete, bei den Griechen habe, sowohl bei den Dichtern, als bei den Rednern der besten Zeit die objective Darstellung vorgeherrschet, weil die Objectivität zur Subjectivität nicht des Individuums bloß, sondern der Nation geworden sei. Als die Nation diese Richtung verloren, sei immer mehr das Individuell-Subjective hervorgetreten, und dadurch die volksthümlich-classische Darstellung verloren gegangen. — Henke sagte mehr zu mir, als zu den Andern: was würden die Herren wohl von einer solchen subjectiven Erkenntniß denken, als manche Theologen der Gottheit, ja den Personen in der Gottheit, jeder für sich beilegen, und da theologia eine wissenschaftliche gelehrte Kenntniß bedeutet mit dem Namen der theologia Dei, Jesu Christi und spiritus sancti als ein diesen bewohnendes gelehrtes Wissen von sich selbst und von einander bezeichnen? — In Beziehung auf poetische Behandlung philosophisch-religiöser Gegenstände, welche Göthe einen widerstrebbaren Stoff nannte, kam die Rede auf Tieck, den der Wirth kannte, und an welchem er Wohlklang und Musik der Sprache lobte. Ein nicht gedrucktes, wirklich schönes Gedicht, welches er einst von dem Dichter erhalten hatte,

\*) nach Kant.

teug er mit bewundernswerthem Wohlklinge und richtiger Betonung vor. Das nahm Göthe mit großer Freude auf, bemerkte aber einige Stellen, wo »der alte Herr« doch gefehlt habe. Herr v. H. sagte: die Urania gefällt mir nicht; als Philosophen stört mich die Poesie, und bei der Poesie sperrt sich der Stoff, der sich mir immer in philosophischer Reinheit entgegen drängt. Stoff und Gewand gehören hier nicht zusammen; es ist mir dabei so, als wollte ich dort dem Apoll oder dort der Venus, (er wies auf zwei im Saale befindliche Cartonstatuen), ein Kleid von Drap'or anziehen. Göthe gab diesem Einfall seinen Beifall.

Am Abend, als die Gesellschaft sich in Gruppen vertheilte, würdigte mich Göthe einer kurzen Unterhaltung. Er hatte zufällig gehört, daß ich jetzt hier Religionsunterricht gebe. Da erzählte er mir, daß sein Sohn vor Kurzem von Herder confirmirt und vorher unterrichtet sei. Ich habe bei dieser Gelegenheit, sagte er, selbst zugehört, und auf den Lehrgang geachtet. Licht und Finsterniß, Gutes und Böses im Menschen, im Zwiespalte und in Mischung, war die Grundlage. Dann folgte die Lehre von des Menschen Freiheit und Sittlichkeit als Bestimmung, und seine Hilfsbedürftigkeit. Daraus ward die Nothwendigkeit der Erlösung und Befeligung dargehan, und diese als in Jesu erschienen nachgewiesen. Was mir dabei so sehr gefiel, war, daß alles dem Confirmanden so hingehalten und überall so klar dargestellt wurde, daß er immer selbst das Rechte erkennen, und bei sich feststellen konnte. Es war eine Vollständigkeit, welche keinen Fehltriff oder Zweifel aufkommen ließ; überall stand die Frage vor ihm: ob er dem Lichte oder der Finsterniß angehören wollte? — Dieses letzten Ausdrucks, von dem ich vermüthe, daß ihn Göthe von Herder herüber genommen, weil ich von ihm keinen direkten Bibelausdruck erwartete, und dieser ganzen Mittheilung habe ich mich oft später erinnert, wenn ich las oder hörte, Göthe habe alle religiösen Ideen zurückgewiesen. Nun

darf man zwar nicht vergessen, daß er hier darstellte, wobei es auf den Stoff nicht so sehr ankommt; aber ich bin der Meinung, ohne allen Glauben konnte er Herder's Verfahren weder auffassen, noch mittheilen. Ueberdies sprach aus ihm lebendig die väterliche Theilnahme an des Sohnes Seelenrichtung. Ich glaube daher, Göthe habe religiöse Wahrheiten nur für keinen ihm zu schöner Darstellung zusagenden Stoff gehalten, wenn gleich er vielen Kirchenliedern, z. B. denen eines Novalis, den poetischen Werth nicht abgesprochen haben würde. Auch hat gewiß seine totale Hinneigung zur Natur in ihrer Selbstständigkeit und seine Vorliebe für Spinoza einen Glauben erzeugt, der nicht frei von Materialismus jedenfalls panteistisch war.

Göthe hatte auf dieser Reise seinen Sohn bei sich; ich ging mit ihm spazieren und zeigte ihm von einem nahen Berge die wenigstens zehn Meilen weit reichende Aussicht, und ließ ihn durch einen Tubus den Magdeburger Dom erkennen. Dieser blühende Jüngling gefiel mir außerordentlich; er schien sehr gutmüthig, freundlich und bescheiden. Am spätern Abend setzte sich die Gesellschaft nochmals zu Tische, mehr der Unterhaltung, als des Essens wegen. Der Wirth gab eine für die seltensten Gäste gesparte Flasche zum Besten. Er bemerkte, daß diese Flasche ein Jahr älter sei, als Göthe und als er selbst. Beide waren 1749 geboren. Henke, der gerade etwas an Halschmerzen litt, hatte wenig Wein getrunken, und wollte zu Abend durchaus keinen mehr trinken, sondern hatte sich ein Glas Bier erbeten. Da wollte ihn der heitere Wirth auf seine Weise bewegen, seine Marität auch zu kosten. Es entstand ein Spaß daraus, der viel Heiterkeit erzeugte. Der Herr v. H. ernannte nämlich Göthe zum Gefeßgeber und Kampfrichter gegen Henke. Es hilft nichts, Hochwürden, sagte er, Sie müssen sich heute der Exzellenz unterwerfen. Da diktierte Göthe, Jeder solle, wie er es am besten könne, Henke einladen und treiben, den Wein zu kosten. »Der alte Herr hier,« sagte er zu H.,

»von dem ich höre, daß er ein fester Kantianer sei, muß es in Form eines Syllogismus thyn, dem Henke nichts anhaben kann. Wolf muß ihn in einer griechischen Anrede im anakreonthischen Tone auffordern.« Hierauf sah er mich an; ich verneigte mich mit den Worten; »ich komme bei dem Symposion solcher Männer nicht in Betracht.« Aber das ließ der Wirth nicht gelten, sondern sprach: ei was, der Herr macht Verse; gebe er sein Scherflein auch. Nun gut, sagte Göthe, so schmieden Sie schnell ein Distichon! Henke aber mag sich vertheidigen, aber nur in lateinischer Rede, die ihm ja so sehr zu Gebote steht. Mein, sagte Henke, da sitzt der Mann (auf Wolf zeigend), der eine fünfte Facultät, die philologische, gestiftet hat; der läßt mir nicht ein Wort passiren; es wäre Verwegenheit, mit theologischem Latein vor ihm zu erscheinen. — Wenn das erste Glas getrunken und das Zweite eingeschenkt ist, sagte Göthe, muß Jeder fertig sein, und wenn Henke überwunden wird, trinken wir mit ihm auf seine Gesundheit. — Herr v. H. kam zuerst an die Reihe und bestand sehr gut, wiewohl Henke die Abfassung des major anfocht. Wolf gestand, daß er von Logik nichts wisse, warnte aber Henke vor Verschmähung des köstlichen Weines in ächtpoetischer Rede, worin er anakreonthische Verse verslocht. Was ihm so leicht wurde und immer gelang, that er auch hier; er übersezte sie ex tempore metrisch, wenn auch nicht in der Kürze des Originals. Ich sann mehrere Tage nach, um mir die deutschen Worte zurück zu rufen. Der Hauptsache nach (was gut ist, gehört Wolf an; was nicht, kommt auf den Fehler meines Gedächtnisses!) klangen sie etwa so:

Schönste Gaben  
Uns zu laden  
Reicht Rausch milb und hold;  
Und die Becher  
Troher Becher  
Füllt er an mit flüss'gem Gold.

Und er lächelt zu den Bügen,  
Die mit wachsendem Vergnügen  
Jeder tiefer wiederholt;  
Duldsnd doch auch, daß die Lippe  
Mäßig nur und schüchtern nippe,  
Wenn er Göttertrank ihr beut.  
Schwer jedoch ist das Vergehen,  
Ganz die Gabe zu verschmähen;  
Dieser Undank Jeden reut;  
Mit des Durstes Höllenschmerzen  
Nach dem Becher, stets im Herzen  
Quälend Schmachten sich erneut.  
Doch vergebens! ausgeschlagen  
Nchtet er nicht Fleh'n, noch Klagen!  
Koste drum! Er winkt Dir heut!

Darauf kommentirte er sehr geistreich scherzend die Worte und schloß mit der Anwendung:

Drum, wer den Wein kennt,  
Weiß auch, wie Durst brennt,  
Und wer den Zorn des Gottes scheut,  
Verschmäh't nicht, was er freundlich beut!

Jetzt kam die Reihe an mich, und ich wollte mich abermals entschuldigen. Sie haben ins Glas gesehen, sagte Herr v. H., was haben Sie herausgesehen? Diese Herren, welche Ihre Lehrer gewesen, wollen sehen, ob Sie etwas gelernt haben! Da mußte ich mich denn mit meinem Distichon hervorwagen und nicht, weil es an sich gerathen wäre, sondern weil es in solcher Gesellschaft mit Nachsicht aufgenommen wurde, mag es hier stehen:

Goldnen perlet der Wein, das Bild der geistigen Freude,  
Ähnlich dem sinnlichen Rausch' schäumt das schlechtere Bier.

Henke setzte darauf sein Bierglas zur Seite und ließ sich einige Tropfen des Weines einschenken, und Alle stießen

mit ihm auf seine Gesundheit an, wofür er auf die gemüthvollste und heiterste Weise dankte. Um andern Morgen schrieb Göthe einen Vers in mein mir leider in der Franzosenzelt entwundenes Stammbuch. Auch die Züge seiner schönen Handschrift kündigten ein vollendetes Können an.

In einem Alter von 56 Jahren stellte sich der große Dichter als einen kräftigen Vierziger dar, als einen vollendeten Mann, dem die höchste Anmuth und Gewandtheit der Haltung und des Ausdrucks zu Gebote stand. Seine Erscheinung ist mir in meinem so oft dunkeln Leben ein Lichtpunkt geblieben, der nie seinen Glanz verloren hat.

Henke unterhielt sich nach Göthe's und Wolf's Abreise noch längere Zeit mit mir. Nun, sagte er scherzhaft, müssen wir das theologische Nir wieder annehmen. Er rauchte, was er in Göthe's Gegenwart nicht gethan hatte, eine Pfeife, die man ihm präsentirte, und unterhielt sich mit Frau v. H. über religiöse Gegenstände und insonderheit über Predigten sehr anziehend. Noch mit der langen Thonpfeife im Munde, stieg er heiter in den Wagen, und ich, entzückt von den eben verlebten Stunden eines unvergeßlichen Geistesgenusses, setzte meine Beschäftigung fort. —

Die Licentia concionandi war mir nicht umsonst gegeben. Der sehr würdige, schon betagte Generalsuperintendent in Halberstadt, ließ mich mehrmals vor seiner großen Gemeinde predigen, und faßte ein großes Wohlwollen gegen mich. Aber auch an dem Orte selbst fand sich eine dringende Nothwendigkeit, mich im Predigen mehr zu üben, als gut und billig schien. Der zweite Prediger, ein gebildeter, aber kränklicher Mann, erzeugte mir jede Gefälligkeit, besonders durch Eröffnung seiner bedeutenden theologischen Bibliothek. Er litt oft an Heiserkeit, ja völliger Stimmlosigkeit. Ich konnte ihn nicht verlassen. Elf Wochen lang predigte ich wöchentlich zweimal für ihn. Da flügte es sich, daß auch

der schon betagte Oberprediger Sonntags Morgens plötzlich erkrankte, indem er einen Blutsturz bekam. Ich mußte nun auch ihm helfen. Ich hielt die Predigt, auf welche ich bereits zum Nachmittage vorbereitet war, des Morgens, und predigte des Nachmittags nach bloßer Medikation. Nicht ohne Besorgniß bestieg ich die Kanzel, aber mit dem festen Willen, ruhig zu sein, und zu leisten, was ich könne. Und es ging wirklich, das hat mir nachher Muth gemacht, in Nothfällen dem Geiste zu vertrauen.

In dem Sommer dieses Jahres war ich mit dem Herrn v. H. in meinem Geburtsorte bei der dortigen gräflichen Familie; da sahe ich zum ersten Male einen Mann, welcher dorthin zum Besuche gekommen war, dessen Persönlichkeit, wegen seines Adlersblickes, seiner Lebendigkeit und Agilität bei einer martialischen Haltung, einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte. Es war der nachherige Fürst Blücher, damals Generalleutnant und kommandirender General in Münster. Ich sahe ihn mit mehreren Mitgliedern der Gesellschaft in lebhaftem Gespräche.

Der Sommer 1805 war durch Natur und Zeitläufte gleich verhängnißvoll und trübe. Ein sehr spätes Frühjahr, ein naßkalter, stürmischer Sommer, eine späte Ernte und ein früher Winter steigerten die schon mehrjährige Theurung. Das Getraide stieg bis auf das Vierfache des Mittelpreises. Dazu kam noch der Krieg. —

Eingeladen durch einen Bekannten, welcher nach Helmstedt reiste, fuhr ich mit, und besuchte Henke, welcher mir ein ausgezeichnetes kirchenhistorisches Werk, das Leben des Papstes Leo X. von Moskos, übersezt von Glaser, schenkte. Auch zu Häberlin und Bredow ging ich; beide waren außer sich über das eben bekannt gewordene Abkommen des Ministers von Haugwitz mit Napoleon. Sie voraussagten die daraus entstehenden Verwickelungen, und das ganze Unglück von 1806. Es war dem Blicke beider Männer etwas zuzutrauen; denn

Häberlin war Gesandter in Massadt gewesen, und Brow war in der Geschichte der Zeit sehr orientirt. Ich konnte nicht glauben, daß ein so ruhiger Mann, wie Häberlin, ohne Noth so aufgereggt sein werde. Sagen Sie dem Herrn v. H., sprach er zu mir, ich sei fuchswild; in Hannover's Besetzung wurde der Anfang zum Verluste des Spieles gemacht, und nun müssen Wunder geschehen, wenn das Ungewitter abgeleitet werden soll. Wir werden es ja erfahren, und — bezahlen müssen! — Diese Posaune klang mir auf dem Heimwege unaufhörlich in die Ohren. Am andern Tage richtete ich meine Bestellung an den Herrn v. H. aus. Er sahe mich mit düsterem Schweigen an. Trotz des rapiden Feldzuges Napoleons, trotz der Schlacht bei Austerlitz, trotz der Besetzung der östreichischen Festungen und Süddeutschlands, trotz des Rheinbundes, glaubte er nicht, daß der Gewaltige sich an Preußen wagen werde. Heer und Volk ruhete im Schummer auf Friedrich's Vorbeeren. Mir lag es wie ein Alp auf der Brust. Ich hütete mich wohl, mich zu äußern, weil ich merkte, daß Besorgnisse für Feigheit galten. Die jungen Offiziere führten eine Sprache, und feierten solche triumphos ante victoriam, daß, wer ihnen widersprochen hätte, in Gefahr stand, wenigstens mit Worten gemißhandelt zu werden. Schon aus dem väterlichen Hause hatte ich Furcht und Abscheu gegen die Revolutions-Franzosen mitgebracht; später hatte sich dieser Eindruck noch verstärkt, jemehr sich mein Blick auf das politische Gebiet erweitert hatte; Bonaparte jedoch hatte mir durch seine raschen Erfolge in Italien, durch seine abenteuerliche Expedition nach Agypten, durch seinen kühnen Übergang über die Alpen, und die dadurch bewirkte Herstellung des Übergewichtes der französischen Waffen, sowie endlich durch die kraftvolle Bändigung der Revolutionshyder im Innern gewaltigen Respekt eingeflößt. In ihm schien mir Alexander, Hannibal und Cäsar vereinigt zu sein. Aber seit der Hinrichtung Engliens und Moreaus Ver-

bannung, insonderheit seitdem ich Moriz Arndt's Geist der Zeit, Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate, und den *etat actuel de la France* gelesen, stand statt des Heros eine finstere dämonische Gestalt, an welcher Egoismus, Despotismus, Herrsch- und Eroberungssucht die Hauptzüge bildeten, da. Diese Furcht vor ihm nährte noch Bülow's Schrift über den Feldzug von 1805. Wenn auch die schlechtere Bekleidung des damaligen preussischen Fußvolkes zu hoch angeschlagen ist, so waren doch die vielen angeworbenen Ausländer in der Armee, wie es sich auswies, ein bedenkliches, unzuverlässiges Element. Bereits war der Krieg mit Schweden und England ausgebrochen und von allen Seiten stiegen am politischen Himmel schwere, drohende Gewitter auf. Weil aber der Patriot den Muth nicht sinken lassen darf, so suchte ich, als der Krieg mit Frankreich immer wahrscheinlicher geworden war, Alles hervor, was mich darüber beruhigen konnte. —

Im Hause des Herrn v. H. sahe ich ein Verzeichniß der Truppen, welche die preussische Hauptarmee bildeten, hörte aber auch, daß Napoleon den Feldzug mit acht Armee-Corps eröffnen werde. Bald wimmelten die Straßen von Truppen, von dem Fuhrwerke der Armee und der Landleute, welche in die Magazine abliefern. Eine kurze Stille trat ein; plötzlich aber kam am 16ten October durch das Administrations-Perfonale des Regiments Herzog von Braunschweig die gewisse Nachricht von der Niederlage der Avantgarde bei Saalfeld, vom Tode des Prinzen Louis, von der Verwundung des Herzogs von Braunschweig und — von der durch die verlorene Hauptschlacht bewirkten Versprengung der Armee. — Welcher Eindruck! Als wollte ich mich selbst überzeugen, ging in trüben Gedanken eine Strecke auf dem Wege nach Halberstadt fort. Da begegneten mir die Wagen mit Lieferung, welche Tages zuvor durch Schwanebeck gegangen waren, mit der Aussage, daß sie Befehl erhalten hätten, eiligst umzukehren. Schon in der folgenden Nacht

kamen einzelne versprengte Soldaten vom Regimente v. M. Wahrlich, diese mußten schnell gelaufen sein! Als ich Freitag Morgens zu dem Herrn v. H. ging, hörte ich auf der Anhöhe von Südoften her heftiges Kanonenfeuer; es war die Affaire des Corps des Herzogs von Württemberg bei Halle. Eine Stunde darauf passirte der König mit dem Prinzen Wilhelm und dem General von Klotzberg durch das Gut des Herrn v. H. und fuhr dann weiter um das Brandöleber Holz herum nach Magdeburg. Des Königs Aussehen war ernst, aber ohne Niedergeschlagenheit auszudrücken. Nun folgte der Rückzug der Truppen, welche in einem weiten Bogen über den Harz nach Magdeburg gingen. Anfangs sahe man immer noch einen Kern jedes Regiments sich zusammen halten; später löste sich alles in Deroute auf.

Sonnabends gegen Abend kam der Chirurg und Rathmann A. zu mir, und fragte mich, ob ich ihn zu dem Herrn v. H. begleiten wolle? Dieser habe ihm eben sagen lassen, es sei ein verwundeter Offizier da, welcher verbunden zu werden wünsche. Ich ging mit ihm, und wir trafen dort, wie wir es auch zu Hause verlassen hatten, alles voll von preussischen Flüchtlingen. Am Tische saßen fünfzehn Offiziere von allen Waffenarten; unter ihnen auch der Verwundete. Er hatte eine Kopfwunde, die jedoch, nach Aussage des Chirurges, keine Gefahr brohete. Der Verband war bald erneuert und der Offizier erschien wieder am Tische. Er war von dem Dragoner-Regiment, welches früher Anspach-Baireuth, zuletzt Königin hieß; es war vor nicht langer Zeit in unserm Städtchen einguartirt gewesen, und wegen seiner schönen Haltung und seines edlen Betragens in sehr gutem Andenken geblieben. Der alte Chirurg, ein herzlicher Patriot, der schon im siebenjährigen Kriege gedient, freute sich, als er die Uniform des Regiments erkannte, und sprach dies gegen den Offizier aus. Der Offizier erwiderte trocken: was helfen die schönen Reimenter, wenn sie nicht gebraucht werden, oder wenn sie ihre Schuldig-

keit nicht thun? Der alte Mann erwiderte sehr verbindlich und artig: das kann man gewiß von dem Ihrigen nicht sagen, da Sie selbst an der Stirn verwundet sind. —

Die Offiziere sprachen viel von der verlorenen Schlacht und wie das Alles gekommen sei. Der Dragoner schwieg düster. Endlich, als die Offiziere, meist sehr ermüdet, auf ihre Zimmer gegangen waren, und außer der Familie nur der alte Chirurg und ich mit dem Dragoner Offizier zurückgeblieben war, wandte sich der Wirth an diesen, als wolle er auch seine Meinung hören, auch wohl, um durch offenes Besprechen des Ereignisses die augenscheinlich schwermüthige Stimmung zu verhindern. Da sagte der Offizier sehr ruhig: »Sie werden mir zugestehen, daß wir eigentlich nicht recht wissen, wie uns geschehen ist; wir wissen nur, wir sind umgangen, durchbrochen und in zwei Schlachten zu gleicher Zeit geschlagen. Der Herzog ist gleich anfangs verwundet; was er gewollt, weiß Niemand. Am wenigsten wissen wir davon; ein Lieutenant, der kaum eine Schwadron commandiren kann, ist kein Feldherr. Aber er handelt doch nicht, ohne zu denken, und deshalb verfolgt er im Geiste die Situation des Heeres und den daraus sich ergebenden Plan des Feldherrn. So habe ich auch im Geiste Pläne gemacht, wenn ich auch wenig davon gesprochen habe, weil ich nicht gern raisonnire. Mußte einmal jetzt geschlagen sein, so gab es nur eine doppelte Alternative. Wir mußten blitzschnell die Corps in Süddeutschland angreifen, und uns dann gegen den Rhein wenden, Napoleon entgegen. Oder war es wegen der Unterhandlungen, womit wir hingehalten waren, zu spät dazu, so mußten wir durchaus nicht so weit vorgehen, Dresden besetzen, und es, wie Magdeburg, stark besetzen. Die Armee mußte Napoleon in der Mitte an der Elbe erwarten, und sich nöthigenfalls auf die Oder zurückziehen. So hatte Napoleon die Flügel nicht frei, und die Russen hatten Zeit, heranzukommen, und wir konnten un-

fere Hauptwaffe, die Cavallerie, zwischen Elbe und Oder besser gebrauchen, als in dem coupirten Terrain an der Saale. Ich glaube, unsere Aufstellung am linken Saaluser ist unser Unglück geworden. Wir mußten hier umgangen werden; wäre die ganze Armee nur noch zwei Tage vorher durch den Paß von Rösen und Hassenhausen auf das rechte Saaluser, der Mulde und Elbe zugegangen, so konnte es nicht so schlimm werden. Ich wollte schweigen. Entschuldigen Sie mich mit Ihrem eigenen Wunsche, daß ich meine Meinung gesagt habe.«

Wir alle sahen ihn verwundert an. Der Wirth sagte zu seinem Nachbar, so daß ich es hören konnte: »wahrhaftig, in Dem steckt ein General!«

Und dieser Offizier war — Schill.

Frau v. H. hatte ihm, weil seine Wäsche am Halse mit Blut besetzt, und seine Equipage verloren gegangen war, ein Packet reiner Wäsche auf die Stube geschickt. Er hatte es scheinbar mit Dank angenommen, aber bei seiner Abreise am frühen Morgen das Packet, nebst einem Billet, zurückgelassen. —

Sonntags, vor Anbruch des Tages, passirte unter dem General v. Wülfing das Corps, welches früher in Hessen und im Fuldischen gestanden, und an der Schlacht nicht Theil genommen hatte, in bester Ordnung den Ort und die Gegend, um über den neuen Damm hin sich mit Blücher zu vereinigen. Gegen Mittag kam das Leib- = Carabiniers- = Regiment, wegen forcirter Märsche schon weniger in Ordnung, an. Kaum hatten die Leute ein wenig genossen und gefüttert, als das Regiment wieder aufbrach, weil von Halberstadt her mehrere Regimenter französischer Chasseurs auf den Huy vordrangen, und den neuen Damm zu besetzen droheten. — Es verhielt sich wirklich so! Die Cavallerie Murat's und das Soult'sche Corps war bereits bei Halberstadt eingetroffen, drangen in die Stadt ein, und warfen das Husaren-Regiment Herzog Eugen von Württemberg heraus, und verfolgten es bis über den Huy. Auf der Anhöhe, un-

weit der Mienburg, kam es zum Scharmügel. Auch nach Schwanebeck wurden schwerverwundete Soldaten gebracht. Herr v. H. ließ mehrere Todte begraben, da die Franzosen nach der Affaire nach Halberstadt zurück gegangen waren. Ein gebliebener Husar hatte einen Brief in seinem Sack, er war an seine Frau gerichtet, zugleich an seine Tochter, und an seinen Wirth. Der Frau sprach er Muth ein, die Tochter ermahnte er zum Gehorsame gegen die Mutter, und den Wirth bat er, wegen schuldiger sieben Thaler, doch mit seiner Frau noch Geduld zu haben; er hoffe, ihm die Schuld bald zu schicken. Dieser Brief rührte Alle. Herr v. H. nahm ihn an sich, sandte ihn später der Frau mit der Meldung des Todes ihres Mannes, und einem Friedrichs'dor. Sonntags Nachmittag hatten sich in unserm Wohnorte viele Verwundete gesammelt. Sie drangen darauf, zu Wagen nach Magdeburg abgeführt zu werden, um den Franzosen nicht in die Hände zu fallen. Nur Einer erklärte, er werde nicht weiter reisen, um seine Fußwunde nicht zu erhizen. Die Franzosen nahmen, als sie später eintrafen, keine Notiz von ihm. —

Die Spannung der Gemüther verhinderte nicht, daß Gottesdienst den Nachmittag gehalten wurde; ja es eilten recht viele der Kirche zu, um dort Trost und Fassung zu suchen. Und wirklich sprach der Prediger recht herzlich über die Worte aus der Sonntagsepsistel: »Schicket euch in die Zeit; denn es ist böse Zeit!«

Ich schlief wenig in der folgenden Nacht, weil der Magistrat mich gebeten, als Einziger, der im Orte französisch sprach, mit ihm auf dem Rathhause die Franzosen zu erwarten. In der Nacht brachte ein Bote von Halberstadt ein Requisitionsschreiben, worin auf Befehl des Marschall Soult eine große Quantität Brod, Hafer, Stroh und Schlachtvieh verlangt ward, und zwar: »sous peine d'exécution militaire.« \*)

\*) bei Strafe militärischer Exe cuti



Viele waren der Meinung, man müsse die Execution abwarten; aber der Magistrat rieth, durch theilweise Ablieferung guten Willen zu beweisen, um dadurch wo möglich Plünderung abzuwenden. Etwa ein Dritteltheil des Geforderten wurde abgeliefert. In derselben Nacht kam die Nachricht von den der StraÙe näher liegenden Gemeinden, daß die Franzosen die Gespanne behielten und mitnahmen. Da ich nun wußte, wie viel der Franzose auf die Form giebt, so gab ich jedem Gespanne einen französischen Paß, der mit den Worten begann: Auf Befehl Sr. Excellenz des Reichsmarschalles Soult, und die Excellenz, die den Franzosen entgegen gehalten wurde, imponirte ihnen so, daß sie den Paß respektirten und daß unsre 15 Gespanne alle wiederkamen, während die übrigen zum Theil bis Lübeck mit fortgeschleppt wurden. Leider trafen erst am Abend des zweiten Tages reguläre Truppen ein, wie dies meist bei den seitwärts gelegenen Ortschaften der Fall war, und einzelne Haufen marodirten.

Montags, den 20. Oktober, Morgens 7 Uhr, kamen die ersten fünf Weismäntler. Sie waren anfangs sehr höflich, forderten dann aber zwei gute Pferde, weil zwei der Ihrigen lahm seien, und da diese nicht so vorhanden waren, wie sie sie wollten, so verlangten sie 100 Carolin. Sie eilten in das beste Haus des Städtchens, welches sie schon von außen erkannt und worauf sie es abgesehen hatten. Sie behandelten den Wirth, einen 84jährigen Greis, sehr gewaltthätig. Ich eilte ihnen nach; während der alte Mann seinen Schlüssel suchte, den er in der Angst nicht gleich finden konnte, weil einer der Marodeurs ihm unaufhörlich die geladene Pistole vor die Stirn hielt, schlug ein anderer die junge Nichte des Wirthes mit der flachen Klinge über den Arm, daß das Blut nachquoll, und ein Anderer hieb nach mir. Ich wich ihm aus, fiel ihm dann rasch in den Arm und sprach zu ihm: »Lieber Freund, Sie sollen Alles haben, was Sie verlangen, aber lassen Sie uns nur machen und entwürdigen Sie nicht den Ruhm des französischen Namens!« Wie ein elektrischer

schlag wirkte das Wort auf ihn und auf Alle. In dem geöffneten Schranke fanden sich 84 Louisd'or und 100 Thaler, welche er nahm, und außerdem steckte er noch einige silberne Löffel zusammengebogen in die Manteltasche. Hierauf zogen sie ab, nachdem sie förmlich über den Empfang von 100 Carolin quittirt hatten, damit, wie sie hinzu setzten, der Wirth sich mit der Stadt ausgleichen könne. Diese erste Probe zeigte, was wir noch zu erwarten hatten. Ein sehr verständiger Bürger sagte auf dem Rathhause: Solche Gäste dürfen wir nicht wieder in die Privathäuser lassen. Kommen Einzelne, so müssen wir sie hier empfangen, bewirtheten und abfinden. Ich will ausgehen, und Geld sammeln.« Er brachte wirklich einige hundert Thaler, und bald erschienen neue Gäste zu 3, 5 und 10 Mann, und wurden mit 2, 3 und 4 Louisd'or abgefunden.

Jetzt kamen auch einige 50 Mann Infanterie. Sie marschirten vor dem Rathhause auf; Einer von ihnen kam als Sprecher herauf, und forderte, weil sie nicht Zeit hätten, Mittagsbrod zu essen, eine kleine Entschädigung von 50 Carolin, und als ich versuchte, mit ihm darüber zu unterhandeln, brach ein Anderer in Drohungen aus. Auf meine Bitte kam er jedoch herein, nahm ein Glas Wein an, maß mit großen Augen die aufgestellten Gewehre der Schützen-Compagnie, nahm statt der 50 Carolin mit 5 Friedrichsd'or vorlieb, und nahm unter Höflichkeitsformen Abschied. Dies war die erste Schaar jener leichten Infanterie, welche von unsern Landleuten mit dem Namen der Löffelgarde (weil sie Eßlöffel an den Hüften trugen) oder der Mittelbande bezeichnet wurde.

Solche Scenen wiederholten sich nachher noch oft, so daß der Ort eine bedeutende Summe Brandschatzungsgelder erlegen mußte. Ich habe nachher in der Art des Verfahrens den französischen Charakter erkannt, der allen Gewaltthaten und Räubereien den Anstrich und Vorwand der Rechtmäßigkeit zu geben sucht, während die Soldaten anderer Völker, wenn sie solche Handlungen

beginnen, sich nicht bemühen würden, sie zu beschönigen. Gerade bei dem letzten Haufen befand sich ein halb Betrunkener, der um so wüthender wurde, je mehr ich ihm zuredete. Er hatte es auf mich abgesehen, und ich war auf meiner Huth; plötzlich drang er mit seinem Bayonnet auf mich ein, ich ließ dasselbe von der Seite, und sprang, weil er mir nicht in seinem Zustande schnell folgen konnte, über ein Thorweg, ging durch das Haus auf eine andere Straße, und gelangte so wieder auf das Rathhaus. Als ich hier ankam, fand ich einen einzelnen Husaren von einem so furchtbaren Ansehen, als ich je einen Krieger gesehen zu haben mich erinnere. Es war ein Mann von etwa 35 Jahren; ich glaubte, er werde uns übel mitspielen; aber gerade das Gegentheil. Er wandte sich an den Bürgermeister, und sagte in feinsollendem deutsch: Mit Soldat, Spießbube, Schnapphahn; pour moi nix Geld, pipe de Tabac, peu de Fegger<sup>\*)</sup>. Wir gaben dem martialischen, und doch freundlichen Krieger ein Glas Wein, und Taback, und er verließ uns mit Danksgungen.

Am Abende desselben Tages kamen Dragoner und Chasseurs, die wieder anders dachten, und verfuhrten, und die Plackereien erneuerten. Diesem Unwesen machte die Ankunft des zum Corps des Marshall Ney gehörigen 99ten Linienregimentes ein Ende, welches jedoch in Ort und Umgegend nur auf wenige Stunden einquartirt wurde. Es zog mit einer imposanten Janitscharenmusik ein; aber welchen Anblick boten die Soldaten dar; über den Monturen Kittel von allen Farben und Röske unserer Bauern; auf den Bayonetten Brode, Fleisch, Geflügel aller Art, Schinken und Speck. Der Obrist, welcher auf dem H\*schen Gute einquartirt war, zeigte sich als einen humanen Soldaten. Wir erzählten ihm unser Leiden, und er ließ uns einen Elsasser Unteroffizier, welcher beide Sprachen verstand, als Sauve-garde. Dieser, ein

<sup>\*)</sup> Er bezeichnete, daß er Feuer haben wolle.

guter Mensch, brachte alle ankommenden Haufen zur Ruhe, und alle wurden ordnungsmäßig einquartirt. Was er bei seinem Abgange als Belohnung bekam, war ansehnlich, aber nicht weggeworfen.

Die ersten Schrecknisse hatten für Schwanebeck nun ein Ende; denn bald darauf kam Obrist Freitag nach Halberstadt, der provisorisch die Behörden verpflichtete und beschäftigte, und für die Verpflegung der Truppen ein Regulativ erließ.

#### V i e r t e L e b e n s p e r i o d e .

##### Berufung in's Pfarramt, Antritt und Verwaltung desselben bis zum Jahre 1815.

Da ich verheirathet, mir auch bereits ein Sohn geboren war, so sann ich darauf, eine bessere Stelle zu bekommen, gleichviel, ob als Schulmann oder als Prediger. Gute Schulstellen waren damals selten; mein Augenmerk mußte sich also auf eine Pfarre richten. Eine benachbarte Gemeinde hatte ihren würdigen Prediger, einen hochgeehrten Jubilar verloren. Es fügte sich, daß ich ihm die Leichenpredigt hielt. Dies war am IX. Trinitatissonntage 1806. Ich hielt das Sonntagsevangelium, und verband es mit I. Cor. 4, v. 1 und 2, und stellte den Verewigten als das dar, was er im ganzen Sinne des Wortes gewesen war, als einen treuen Haushalter über Gottes Geheimnisse. Diese Predigt fand bei der Gemeinde allgemeinen Beifall, und man kam meinethwegen, ohne mein Zuthun, bei dem Könige ein. Ich hoffte nichts, da ich erst im dritten Jahre diente; ich konnte nicht berücksichtigt werden, denn ein Feldprediger, zehn Jahre älter als ich, erhielt die Stelle. —

Indessen gelangte ich ganz unerwarteter Weise mitten in den Unruhen des Krieges auf einem andern Wege ins Pfarramt. Herr v. H. hörte nämlich, daß einer seiner Freunde, ein adlicher Gutsbesitzer im Magdeburgschen, bei der Invasion hart getroffen sei; alle seine Pferde, ja seine Heerden, hieß es, seien weggenommen worden. Die Theilnahme für seinen Freund ließ den Herrn v. H. nicht ruhen; schon am Tage nach der Übergabe Magdeburg's reiste er dort hin. Unterwegs erfuhr er von einem meiner Freunde, einem Prediger, der nachher mein nächster Nachbar war, daß der Prediger zu Dorf Hadmersleben, in Folge der Mißhandlungen, die ihm die Franzosen zugefügt hatten, gestorben sei. Herr v. H. erinnerte sich sogleich, daß das in Hadmersleben existierende jungfräuliche Kloster Patron der Stelle sei, und fuhr am andern Morgen auf dem Kloster, bei dessen Abtissin und Convente er sehr viel galt, vor, um ohne mein Vorwissen für mich die Präsentation zu bewirken. Er soll sein Fürwort auf eine sehr originelle und humoristische Weise, womit er immer so viel ausrichtete, angebracht haben. Die Präsentation ward mir zugesagt; nur ein Zeugniß des halberstädt'schen Consistorii, welches mit der Präsentation eingereicht werden sollte, ward verlangt, und ich erhielt dasselbe als ein sehr empfehlendes. Im Monate December 1806 erhielt ich vom Consistorio zu Magdeburg die Nachricht, daß ich zu der Pfarre in Hadmersleben mit präsentirt sei, mit der Aufgabe, alles zu meiner Qualifikation Erforderliche sofort, und demnächst zwei Predigten, zu welchen die Texte erfolgten, einzusenden.

Endlich, am Trinitätssonntage 1807, ward ich mit zweien meiner Freunde der Gemeinde zur Wahl aufgestellt. Der Superintendent der Diöcese gab mir zum Texte: Colosser 1 v. 15 und 16, die paullinische Darstellung des *λογος*, für eine Predigt eine christologisch-dogmatische Muße. Es waren uns fünf Tage zur Ausarbeitung und zum Memoriren gelassen. Eben, als ich den Text bekommen, sprach ich bei dem Herrn v. H. Henke; ich sagte

ihm meinen Text. »Nehmen Sie,« sagte er, »Alles im Sinne der Religions-Ökonomie und ethisch; aber hüten Sie sich, den Apostel auszulegen.« Ich antwortete: »Ich danke Ew. Hochwürden für Dero väterlichen Rath; aber ich werde doch wohl alles christologisch, substantiell in athanasianischem Sinne, und von der Person, dem Sinne, Werke und Reiche Christi zugleich nehmen, wie es der Text meint. Ich betrete den Standpunkt des Textes; die Gemeinde ist an den athanasianischen Lehrbegriff gewöhnt.«

Er sah mich groß an, und fragte mich: wie wollen Sie es fassen?

Recht allgemein, war meine Antwort. Von dem Innwerden der höheren Würde Jesu will ich reden. Zuerst: wie das geschehe, und zweitens, wie heilsam das sei. Es geschieht nämlich, wenn wir a) auf seine Sendung vom Vater, b) auf die Größe seines Werkes und c) auf die Herrlichkeit seines Reiches im Himmel und auf Erden achten. Es ist heilsam, weil dadurch a) unser Glaube um so fester, b) unser Gehorsam um so williger und c) unser ganzer Zustand um so seliger wird.

Henke lächelte, meinte aber doch, ich hätte mir »einige Hinterthüren« offen gelassen.

Ich hielt meine Wahlpredigt mit aller Ruhe, die ich mir geben konnte; ich ward mit großer Übereinstimmung gewählt in einem Alter von noch nicht 24 Jahren. Das war gewiß einer der glücklichsten Tage meines Lebens; statt eines Dienst Einkommens von 150 Thlr. fast 700 Thlr.! Am meisten freute sich mein Vater, daß ich so frühe zu einem Ziele gelangte, welches er bei größerer Lebenskraft, bei größeren Gaben und Kenntnissen nicht hatte erreichen können. Aber er sollte diese Freude nur kurze Zeit genießen; denn noch vor meinem Anzuge starb er. Auch meine Freude wurde sehr getrübt, als wir bald darauf, in Folge des Tilsiter Friedens, von Preußen abgerissen wurden. Dadurch verlor die Sonne

meines Lebens ihren Glanz; Alles war farblos für mich geworden; mein patriotisches Herz konnte sich nicht beruhigen. —

Meiner Ordination, Bestätigung und Einführung ging noch das examen pro ministerio voran.

Die Predigt, welche ich in der Kirche des Klosters Bergen vor dem Abte und Generalsuperintendenten Schewe halten mußte, war nach dem Texte Gal. I. v. 4. eine Art von Passionspredigt. Warum Christus sich für uns in den Tod dahingegeben habe? hieß das Thema I. um dem Vater zu gehorchen, II. um die Wahrheit zu besiegeln, III. um die Menschheit und Vater zu versöhnen. Die Clausur-Arbeiten, welche ich an einem Tage auf Kloster Bergen zu fertigen hatte, waren 1) eine exegetisch-dogmatische: de resurrectione mortuorum über I. Cor. XV. von v. 12 an. 2) Eine moralische: über den Charakter christlicher Wohlthätigkeit, 3) Eine kirchenhistorische: Welche Umstände und Vorkommnisse verhinderten hauptsächlich die gänzliche Ausbreitung der Reformation? — Das war ein heißer Tag, doch war ich um 5 Uhr Abends fertig. Mittags aß ich mit den Conventualen des Klosters bei dem Herrn Abt, wo ich auch dessen Gattinn und Tochter sahe. Ihnen schienen die Zeiten, wo nicht zu verstimmen, doch zu drücken. Unter allen Vorgesetzten, vor denen ich jemals habe erscheinen müssen, hat mir keiner so sehr bloß die Seite des Vorgesetzten zugekehrt, als Schewe, der sonst überall das Lob eines sehr gebildeten, humanen Mannes und Vorgesetzten, und eines ausgezeichnet redlichen und gewandten Geschäftsmannes gehabt hat. Auch in das Examen brachte er gegen mich ein Wesen mit, was nicht erfreulich war, so daß zwei Mal der sanfte, liebevolle und gerechte Funk mich in Schutz nahm.

Funk hat einen unauslöschlichen und höchst wohlthätigen Eindruck auch auf mich gemacht, sowohl bei dem Examen, als bei der Privatunterhaltung. Deutschlands gemüthvollste, frömmste und erleuchtetste Lehrer

schiene in seiner Person vereinigt zu sein. Er erinnerte an Gellert, Cramer und Nösselt. Wie väterlich gewinnend, und doch wie wahr, wie ehrwürdig und ernst stellte er sich zu Jedem! Der Gang, den seine Prüfungen über die Exegese des alten und neuen Testaments, über Moral und Didaktik nahmen, war höchst einfach, natürlich, ungesucht, und doch ungewöhnlich. Als ich wegen der Catechisation zu ihm beschieden war, gab er mir eine Stunde vor der Prüfung den Text. Es war Matth. VI, v. 33. Denken Sie darüber nach, sagte er, ich will Sie allein lassen. Nach einer halben Stunde kam er wieder, und fragte mich: welchen Stoff werden Sie herausnehmen, und welchen Gang verfolgen? — Ich antwortete: Ich werde die im Texte liegenden christlichen Begriffe herausheben, und daran anknüpfen. Zuerst bei dem Begriffe Reich Gottes nach Analogie jedes Reiches, dessen Gebiet, Gesetz und Verfassung darstellen. Dann dessen Gerechtigkeit, theils als die Gesinnung, welche sich den Gesetzen dieses Reiches unterwirft, und seine Zwecke fördert, theils auch als das Selbstbewußtsein eines solchen Willens und Thuns. Ferner das Trachten darnach, welches darin besteht, daß wir das Bürgerthum in diesem Reiche für unsre höchste Würde, Bestimmung und Seligkeit achten, wogegen die Zwecke des bloß sinnlichen Lebens dieser Welt nicht in Betracht kommen. Zuletzt will ich zeigen, daß dadurch auch die Zwecke äußerer Nützlichkeit und Glückseligkeit schon darum mittelbar befördert werden, weil der beste Christ die beste Thätigkeit übet, und für unschuldigen Besitz und Genuß, und weisen Gebrauch der Güter dieser Welt am empfänglichsten ist, was Christus mit den Worten bezeichnet: es werde uns das übrige alles zufallen.

Funk hörte mit großer Aufmerksamkeit meine Exposition an. Aber, mein Lieber, sagte er dann: ich bitte Sie nur, hüten Sie sich, daß Sie nicht abstrakt werden; suchen Sie ja immer die den Kindern bekannten

biblischen Wahrheiten, Bezeichnungen und Lehrbilder auf; nur so werden Sie deutlich bleiben. — Es ging gut. Ich gab den Antworten der Kinder nach, berichtigte sie, indem ich sie immer wieder auf meine Bahn hinlenkte. Funk ließ mich ganz vollenden, entließ dann die Kinder, sagte mir wenige Bemerkungen, und bezeugte mir seine Zufriedenheit. Man erkennt in Ihnen, mein lieber Herr Rektor, sagte er zu mir, einen nicht ungelübten Schulmann. Als solcher werden Sie auch im Pfarramte nützen. In Beziehung wollte ich Ihnen einige Rathschläge mittheilen, welche freilich bei mir nicht auf eigener Erfahrung beruhen können, wohl aber auf Beobachtung, und welche Sie also, als mit einem theilnehmenden Herzen ertheilt, nicht verschmähen werden. Zumal da Sie dies Amt so jung, und unter örtlichen Umständen antreten, welche eben so viel Geduld, als Kraft erfordern. Ich habe heute nicht weiter Zeit (er sahe nach der Uhr); aber kommen Sie doch morgen um zehn Uhr wieder zu mir; dann kann ich Ihnen eine ganze Stunde widmen, und dann wollen wir uns weiter berathen.

Ich versahnte nicht, zu erscheinen, und an diesem Tage empfing er mich so, daß es mir vorkam, als ob die Weisheit selbst, und die Liebe und der Friede eines Engels aus ihm sprach. Ich war gestern, begann er, bei Seiner Excellenz, dem Herrn Minister von Bock, der, wie Sie wissen, Domdechant ist. Da nun das Domcapitel Grundherrschaft Ihres künftigen Wohnortes ist, und der Herr Minister auf Alles achtet, so kam die Rede auch auf den Zustand, in welchem Ihre Gemeinde, den erstatteten Berichten zufolge, durch die Invasion und den Krieg verfeht ist. Ausgeplündert zum Theil, zum Theil niedergebrannt, an der Straße gelegen, täglich Einquartierung! Das ist freilich schlimm, auch für Sie ein harter Anfang. Sie werden mit zu leiden haben; aber Sie sollen trösten, aufrechten helfen, und dürfen also nicht zagen, klagen und jammern! Denen, die Gott lieben, ich sage das mit fester Überzeugung, müssen

alle Dinge zum Besten dienen. Rathen und helfen Sie, wo und wie Sie können, und setzen Sie für jetzt darin Ihre Amtsthätigkeit. Schließen Sie sich nicht in die Studierstube ein. Wenn Sie Ihre Gemeinde im Herzen tragen, werden Sie überall das Rechte treffen und zu sagen wissen. — Aber, abgesehen von dieser besonderen Lage Ihres Ortes, fuhr er fort; habe ich im Geiste und im Herzen den angehenden Prediger oft in die Amtsführung begleitet. Seine schwerste Aufgabe wird sein, wenn er an das Krankenbett oder Sterbelager gerufen wird. Ohne Angstlichkeit nehmen Sie dann auch auf sich selbst Rücksicht. Man kann Manches thun, um sich vor Ansteckung zu bewahren; nehmen Sie Ihre Stellung nie gegen den Dorn des Kranken, und tragen Sie in solchem Falle immer feste lederne Handschuhe; denn die Kranken greifen oft nach der Hand des Predigers, als wollten sie seinen Beistand recht fest halten, und da insinuiert sich oft das Übel. Vorzüglich aber sein Sie immer voll frommen Muthes, wie es einem Diener des Herrn zukommt. — Ich denke mir nun ferner den jungen Prediger in einiger Verlegenheit darüber, was er dem Kranken sagen solle. Da würde man den rechten Prediger, den Menschenkenner, den wahren Christen und Menschenfreund erkennen, wenn dieser Zweig der Seelsorge nicht fast ganz im Verborgenen geliebt würde. Die heutige Art der Bildung, die herrschenden religiösen Begriffe und Ansichten bringen eine Kluft zwischen den Prediger und den gemeinen Mann. Spricht Ersterer nicht die rechte Sprache, so wird er nicht verstanden, so wirkt er nichts. Da hilft nur Zweierlei: zuerst muß er sich recht an die Stelle des Leidenden versetzen, dadurch wird der Ausdruck seiner Theilnahme ein wahrer und wohlthätiger; er wird aus dem Herzen zum Herzen, in die Seele hinein zu sprechen wissen. Zweitens muß er durchaus biblisch reden; denn in passenden Bibelstellen trifft man in Sprache, Wahrheit und Begriff, in Sinn und Gefühl mit jedem Christen zusammen. Die Psalme sind

reich an wahren Troststellen; aber vorzüglich ist das neue Testament geschikt, das Amt des neuen Testaments zu einem Trostamte zu machen. Reden Sie also nie aus eigener menschlicher Weisheit; lassen Sie die Bibel reden und es wird Ihnen nicht fehlen. Für Ihre Amtswirksamkeit empfehle ich Ihnen zweierlei, wodurch Sie mit der Gemeinde immer mehr bekannt werden, und in dieselbe hinein wachsen: die Schule und die Seelsorge. In den Kindern spiegeln sich meist die Eltern, und die Kinder wirken mehr, als wir glauben, auf das Haus zurück. Durch die rechte Seelsorge gewinnen und durchschauen Sie die Herzen. Er schloß dann mit dem Bibelspruche: »Dieweil Sie nun ein solches Amt haben, werden Sie nicht müde!« \*)

Während dieser ganzen Ansprache hatte ich nun keinen Augenblick etwas Anderes empfunden, als daß ein an Geist und Herzen hochgebildeter, ein gereifter Christ zu mir sprach; er redete wie ein Vater und Bruder zugleich. Voll der höchsten Verehrung verließ ich den Mann. Ich rief mir am Abende das, was er gesagt, zurück, und schrieb es in ein Buch, welches ich so eben gekauft hatte; es waren Blühorn's Epistelpredigten, und daraus habe ich es jetzt nach dreißig Jahren entnommen.

Mellin stellte sich mir ebenfalls als einen Mann ohne Stolz und von wohlwollendem Charakter dar. Er sprach mit mir über Philosophie und Poesie; er freute sich, daß ich auf das Studium der kantischen Philosophie Fleiß verwendet, und empfahl mir die Fortsetzung der philosophischen Studien. Sodann sprach er sich darüber aus, was poetische Bildung auf den Kanzelredner für einen Einfluß habe, und haben mußte. Diese poetische Bildung, sagte er, verschmilzt Reflexion und Gefühl, bringt die Urtheile des Verstandes mit den Eingebungen des Gemüthes in Einklang, und vermittelt selbst den Glauben. Es ist unmöglich, daß ein poetisch gebildeter

\*) 2. Corinthher 4, v. 1.

Niedner trocken rede. Ist er zugleich philosophisch gebildet, so wird er sich nicht über die Grenze der Vernunft zur Gefühlschmelgerei oder zu Ausdrücken, welche Schwärmerei beurfunden und veranlassen, fortreißen lassen. Nehmen Sie also in Ihrer weiteren Ausbildung fortwährend beide Richtungen. Er fragte mich dann, ob ich Philosophie nicht bloß lesend, sondern selbstthätig treibe; ob ich Philosophisches niederschreibe? — Ich sagte ihm, daß ich in dem letzten Sommer Maaß Versuch über die Leidenschaften studirt, und dann versucht habe, heraus zu finden, was die Psychologie der Bibel Eigenthümliches habe. Ich habe darüber viele Materialien gesammelt, und etwa zwölf Bogen geschrieben. Die Zeitereignisse haben leider diese Arbeit unterbrochen! Er reichte mir freundlich die Hand zum Zeichen seiner Zufriedenheit. —

Silberschlag sprach mit mir über Predigtentwürfe und Predigerlectüre. In Bezug auf die Letztere sagte er: Der Landprediger ist wohl nicht so leicht in Gefahr der Überhäufung; aber er hat selten rechte Auswahl; er muß meist nehmen, was er bekommt. Lesen Sie von Zeit zu Zeit die besten wissenschaftlichen Werke, und begnügen Sie sich mit wenigen Journalen. Ein allgemein literarisches und ein amtlich practisches reichen hin. In dem Examen hatte er Kirchen- und Literar-Geschichte. Er examinirte deutsch. Bei mir hatte er zu meiner Freude das Feld getroffen, welches am besten bestellt war, und als ich ihm nicht bloß Einzelnes antwortete, sondern ganze Parthien darstellte, so gerieth er in eine freudige Bewegung, und schloß mit den Worten: wer sich so über das Einzelne ausspreche, der werde gewiß auch mit dem Ganzen vertraut sein. —

Nach dem Examen fand die Ordination in der Domkirche Statt. Der Abt hielt die Ordinationsrede über II. Tim. II., v. 15. Er sprach darüber: daß der Arbeiter Gottes in der Kirche ein rechtschaffener, ein ansträflicher und ein weiser sein müsse. Es war

Alles sehr durchdacht, jedoch etwas kalt; auch las er Alles ab. Mit mir wurde noch ein Lehrer der Domschule als Prediger ordinirt. Der Vorgänger dieses Herrn hatte, wie der Meinige, in Folge der von dem Feinde erlittenen Mißhandlungen, das Leben verloren. Darauf deutete der Redner hin, und ermahnte uns, in die Fußstapfen dieser Männer zu treten, deren Sinn, Wirken und Wandel den Forderungen des Textes so sehr entsprochen habe, und welche so christlich und gottergeben gestorben seien, als sie gelebt hätten. Diese Stelle rührte Alle, und ließ mich glauben, daß der Anschein von Antipathie, welche der Mann durch seine trockne Kürze, womit er mich behandelte, an den Tag legte, nur Schein gewesen sei. Ich fühlte mich nun ganz ausgeföhnt.

Nach der Ordination sprach noch der Oberdomprediger Lübbcke herzliche Worte zu uns, und reichte uns das Abendmahl. An diesem Tage sahe ich zum ersten Male den damals erst 34 Jahr alten Westermeyer im Glanze seiner jugendlichen Freundlichkeit. Er sprach als Assistent sein segnendes Venebleat über uns aus. Aus der Kirche gingen wir auf die damalige Neglerung, um den Handschlag an Eidesstatt abzugeben, und sodann die Confirmation zu empfangen. Wir trafen hier den Präsident v. Bangerow und den Consistorialrath Funk beide ganz allein. Es machte einen guten Eindruck auf uns, daß beide Männer Hand in Hand uns entgegen kamen, gleichsam die innige Harmonie des weltlichen und geistlichen Amtes im Vorstande der Kirche andeutend. Darauf nahmen sie Platz, und der Präsident redete uns im Namen des Staates zuerst an. Er erinnerte an das Wort Jesu: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gotte, was Gottes ist, indem er hinzusetzte: Männer, deren Bestimmung es sei, das zu lehren und einzuschärfen, bedürfen kaum daran erinnert zu werden, es selber zu befolgen. Dagegen erinnerte uns Funk, daß wir nie vergessen möchten, daß wir vor allen Dingen als Christi Diener und Haushalter treu erfunden werden müßten, und in Allem dem Herrn dienen.

Ich empfand eine wahrhaft hochachtungsvolle Bewunderung für diese Männer, welche, indem sie ihre Amtspflicht in einem Namen verrichten mußten, der ihr deutsches Herz drückte, es mit einem Takte thaten, der auch Andern empfinden ließ, daß sie auch hier ohne Heuchelei und als Christen sprachen. Ich empfing hierauf die Confirmation, und den versiegelten Befehl an den Superintendenten, mich einzuführen. — Auf dem Heimwege traf mich der Bote, der mir die Nachricht brachte, daß mein Vater gestorben sei. Ich richtete sogleich meinen Weg nach dem Vaterhause, und traf dort eine Stunde vor seiner Bestattung ein. Welche wechselnden Eindrücke in so kurzer Zeit! —

Da ich als Rektor zu Schwanebeck bei dem Alter des einen Predigers, und bei der Kränklichkeit des Andern, der jährlich ein Bad besuchte, häufig gepredigt, auch selbst ex officio zu predigen hatte, so folgte ich dem Drange meines Herzens und der Aufforderung meiner Freunde, und hielt eine Abschiedspredigt über die Worte des Psalmisten Psalm 115, v. 14. Ich machte die Worte: Gott segne Euch je mehr und mehr, Euch und Eure Kinder zu meinem Abschiedssegenswunsch. Gott segne Euch I. durch sein heilig Wort in Kirche, Schule und Haus mit dem geistlichen Segen wahrer Gottseligkeit, II. durch seinen Schutz mit seinem Frieden im Lande und im Orte, allenthalben und auf allerlei Weise, III. durch Kraft und Gebethen zu dem Werke Eures Berufes mit leiblichem Segen und Wohlstand! Insonderheit hob ich die Schulen und ihren Segen hervor, und deutete den Wunsch, daß Gott sie und ihre Kinder segnen möge, so daß sie ein Segen ihrer Kinder bleiben, und sie selbst durch ihre Kinder und in ihren Kindern je länger, je mehr an Freude und Glück gesegnet sein möchten.

Ich habe die Freude gehabt, daß ich von den dortigen Einwohnern nicht vergessen bin; bei jeder Gelegenheit hat sich dies liebevolle Andenken kund gethan, auch

jetzt noch, nach 30 Jahren, nachdem der fünfte Nachfolger an meiner Stelle steht. Als voriges Jahr mein jetziger Wohnort wiederholt von Feuersbrünsten heimgesucht wurde, und nur wenige Nachbargemeinen unsern Abgebrannten zu Hülfe kamen, da bewog mein Fürwort die lieben Bürger des entlegenen Schwanebeck, die bedeutendste Unterstützung herzusenden. Sie gedachten meiner, indem sie sich der verhängnisvollen Tage erinnerten, welche ich mit ihnen durchlebt hatte. —

Am 16. Trinitatissonntage 1807 wurde ich als Prediger eingeführt. Ich hielt die Antrittspredigt über die Worte, welche mir Funke gleichsam mitgegeben hatte. II. Cor. IV., v. 1. »Dieweil wir ein solches Amt haben, nach welchem uns Barmherzigkeit widerfahren ist, werden wir nicht müde.« Ich stellte das christliche Predigtamt als ein Amt dar, nach welchem uns Barmherzigkeit widerfahren ist. Im ersten Theile zeigte ich, daß Prediger und Gemeinde es so zu betrachten haben, und im zweiten, daß aus dieser Ansicht für Beide der Vorsatz und die Kraft folge, nicht müde zu werden.

Am demselben Sonntage, an welchem ich eingeführt wurde, brannten dicht neben der Pfarre zehn Arbeitsleuten gehörende Häuser ab, während die bei der Invasion eingekerkerten Hölfe noch nicht ganz wieder aufgebaut waren. Ich bemühte mich nicht vergebens um Unterstützung für diese armen Leute, und war so glücklich, trotz der Kriegeslast, so viel zusammen zu bringen, daß die Familien während des Wiederaufbaues, wobei sie halfen, und während dessen nichts verdienten, zu leben hatten. Aber ich machte zugleich die Erfahrung, wie selten man es solchen Leuten recht macht. Der Ortsvorstand wollte anfangs bei der Austheilung der Wohlthaten gleichsam den Haushütern folgen, und alle Theilnehmer gleich machen; dann aber nach dem Maßstabe des Verlustes verfahren. Beides schien mir unpassend. Wie würden die Wohlthäter selbst verfahren sein; haben

sie entschädigen, oder nur helfen wollen? So fragte ich mich. Da die Wohlthaten nur hinreichten, der Noth zu steuern, und da alle Abgebrannte fast gleich hülfesbedürftig waren, so schien es klar zu sein, daß nach der Größe des ersten dringendsten Bedürfnisses vertheilt werden müsse. Gleichwohl hütete ich mich, nach meinem Kopfe zu handeln, ich ließ die Abgebrannten kommen, und ließ sie selbst überlegen. Nur auf ihr ausdrückliches Verlangen sagte ich meine Meinung, welcher sie dann einstimmig beitraten. Sie entschieden sich je nach der Zahl der Familienglieder, wobei sich zwei Kinder für einen Erwachsenen rechneten, theilen zu wollen. Diesen Beschluß nahm ich zu Protokoll, und ließ es von Allen unterschreiben. Von Woche zu Woche theilte ich aus, wodurch ich Mißbrauch und Vergeudung verhinderte. Diese Angelegenheit nahm mich sehr in Anspruch; aber wie freute ich mich, als im folgenden Sommer Alle wieder aufgebaut hatten! —

Ich hatte mir in der Friedenszeit, wo der Landmann in großem Wohlstande war, von dem Leben des Landpredigers ein lachendes Bild entworfen; ja ich dachte es mir stets als ein recht idyllisch ruhiges und geistig befeligendes. Wie gern hätte ich ein solches gelebt, wie ich es als glücklicher Gatte und Vater nun schien leben zu dürfen. Aber mit dem Antritte des Predigeramtes begann in meinem Leben eine Bewegung, die nur erst dann nachließ, als mir durch andere Ursachen der Genuß des Lebens verkümmert ward. —

Den Zuschnitt zu einem glücklichen Stillleben machte ich, indem ich meine kleine Ökonomie so einrichtete, daß sie die Bedürfnisse befriedigte, ohne gänzlich zu stören, und indem ich mich nach und nach mit den Familien des Ortes bekannt machte. Selbst mit dem katholischen Prediger suchte ich gleich anfangs auf einen guten Fuß zu kommen, damit aus dem Zusammentreffen des Amtsinteresses nie unangenehme und störende Reibungen entstehen möchten. Die Vorsehung begünstigte mich auch



darin, daß ich nach und nach am Orte mit drei Universitätsfreunden zusammentraf, und in einigen Nachbarnpredigern schätzenswerthe Freunde fand, deren Umgang mein Leben erheiterte und verschönerte.

Ein Glück war auch das für mich, da ich wenigstens schon hundert Mal gepredigt hatte, mein Amt mir nicht zur Last wurde in einer so schweren Zeit. Nur der Pfarrunterricht nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, indem ich ihn von dem bisher von mir gegebenen Schulunterrichte unterschied, da er nicht eigentlich erst von Grund aus den Unterricht beginnen, sondern ihn vollenden, vorbereiten, stärken, kräftigen und gründen sollte. Ich arbeitete mir diesen ersten Winter hindurch einen in fester Ordnung abgefaßten Leitfaden, mit Hinweisung auf Bibel, Lehr- und Gesangbuch, aus. Dies beschäftigte mich lange ernst und anhaltend.

Aber nicht lange nach dem Antritte meines Amtes begann sich der Himmel, dessen Aufhellung wir während des Friedens gehofft hatten, zu trüben. Es begann eine lange Reihe harter Prüfungen für mich und viele meiner Amtsbrüder. Mich aber traf die Zeit besonders hart. Es sei nicht erwähnt, daß der Patron und das Consistorium der Witwe meines Vorgängers eine Gnadenzeit von vierzehn Monaten bewilligten, so daß ich vier Monate lang umsonst dienen, und doch die Lasten der Zeit tragen mußte. Ich hatte einmal darin gewilligt, und dachte damals, einer Witwe sei man Opfer dieser Art schuldig. Aber leider jetzt kamen erst die eigentlichen Nachwehen des Krieges. Es war Friede und doch auch kein Friede; schlimm war schon, daß mein Wohnort an der Heerstraße lag, und eine Etappe bildete. Mehrere hunderte französischer Offiziere und Gemeine mußte ich nach und nach bewirthen, und an Krieges- und Grundsteuer, andern Abgaben und Lieferungen während der ganzen Fremdherrschaft nach constatirter Liquidation die Summa von 1480 Thlr. bezahlen. Bis auf zwei Drittel meiner Dienstentnahme steigerten sich zuletzt die Abgaben. Meine Lage erschien um so drückender,

als die Prediger im nahen Anhalt nichts von solchem Drucke wußten, und auch den Predigern im benachbarten Halberstädtischen von den Präsekten des Saaldepartements zum Theil sehr viel Erleichterung zugestanden wurde. Er ging nämlich von der Ansicht aus, daß die Abgaben erst dann den Predigern und Schullehrern zur Last fallen dürften, wenn das Kirchenvermögen sie nicht mehr tragen könne. So hat es im Halberstädtischen Prediger gegeben, welche alle ihre Abgaben, ja sogar die persönlichen, aus dem Kirchenararium nehmen konnten, während ich, mit vielen Andern, sieben Jahre lang betspielloß gequält wurde. Man sage nicht, daß wir Prediger nicht mehr gelitten, als andere Grundbesitzer, oder als andere Staatsdiener. Abgesehen von der Härte, die darin liegt, wenn man den bloßen Nießnutzer dem Besitzer gleich behandelt, da Ersterem keine Disposition über die Substanz der Grundstücke zusteht, wurden wir nach doppeltem Maaßstabe besteuert; einmal durch Grundsteuer und dann als Staatsdiener durch Einkommen- oder Gehaltssteuer, wobei feststand, daß bei Abschätzung der aus den Grundstücken fließenden Einnahmen die auf denselben haftenden Schulden und Abgaben nicht abgezogen werden durften. Die schwersten Sorgen aber machte mir die Herbeischaffung der Kriegsteuer und Zwangsanleihen. Es verhielt sich damit also: die ausgeschriebenen Summen konnten zwar für Kirche, Pfarre und Schule (für jedes Institut besonders) erborgt, und auf die Grundstücke eingetragen werden; aber der Nießbraucher mußte die Kosten der Anschaffung und Eintragung und die Zinsen bezahlen. Ich bemühte mich lange vergebens, machte Reisen zu Fuße und zu Wagen mit großen Unkosten. Endlich gelang es mir, zu acht und sogar zu elf Procent, einschließlic der pro cura, das Capital zu schaffen. Aber nun fand die Eintragung Hindernisse; denn die geistlichen Güter standen nicht im Hypothekenbuche. Sie mußten daher zuerst von einem Notar aufgenommen, durch Zeugen der Besitz der Institute con-

statirt, und der Werth der Güter abgeschätzt werden. Es ergab sich eine Werthsumme von 14,000 Thalern. Für die Pfarrgrundstücke mußte ich dem Notar das Instrument mit 14 Thalern honoriren. Er legte diese Instrumente nun der Hypotheken-Conservation vor; aber auch jetzt ward die Eintragung verweigert, weil so eben ein Gesetz erschienen war, daß von dem neu einzutragenden Grundstücken ein halbes Procent des Werthes zuvor entrichtet werden müsse. Ich konnte die dazu nöthigen 70 Thaler nicht schaffen und mußte nun die Sache gehen lassen, wie sie wollte. Der Creditor kündigte alsbald das auf bloßen Schuldschein hergegebene Capital, um so mehr, als verlautete, der Staat wolle alle geistlichen Güter einziehen, den Werth der Amortisationskasse überweisen und die Creditoren mit Staatsobligationen nach dem Nominalwerthe entschädigen. Durch diese allgemein herrschende Vermuthung wurden damals die geistlichen Güter völlig creditlos. Der Creditor hatte, da sein Dokument nicht executorisch war, zuvor klagbar werden müssen; es war nichts gegen die Schuld einzuwenden. Die Institute wurden also contumacirt, und zufolge der Sentenz ihre sämtlichen Grundstücke subhastirt. In dieser für mich höchst peinlichen Lage half mir von dem christlichen Dränger \*) ein Israelit, der Consistorialpräsident und Banquier Israel Jakobson. Er ließ sich auf mein Bitten das Capital des Creditors cediren, und gab es zu vier Procent, ohne hypothekarische Eintragung zu verlangen. Diese Handlung werde ich nie vergessen, und mein Herz wird vom Danke gegen diesen Mann erfüllt bleiben, bis daß es nicht mehr schlägt! —

Die einquartirten französischen Offiziere betrugen sich in meinem Hause sehr gut; aber sie lebten ganz auf Kosten des Wirthes, und waren nur so lange artig, als sie den besten Willen und unermüdbliche Zuvorkommenheit sahen. Unvergesslich bleiben mir die Perioden, wo 1807

\*) Er war Lehrer und Cantor.

die prächtigen Pariser Garden, 1808 die Divisionen Boudet und Molitor, im Jahre 1809 und 1810 das Davoust'sche Corps, namentlich das 7te leichte, und das gefürchtete 25te Linien-Infanterie-Regiment in den Ort und die Umgegend zu liegen kamen; auch 5000 Mann Holländer, Spanier vom Corps des Duc de la Romana und Portugiesen sahen wir. Der härteste Druck aber seit der Invasion traf uns im Frühjahr 1812, wo die Marschälle Soult und Ney im Orte und ihre Corps, über 60,000 Mann stark, um Hadmersleben im Divouac standen, und die meisten Truppen des Dubitischen Corps bei uns ihre Marschquartiere erhielten. Da hatte ich elf Tage lang täglich vier Offiziere, nebst Domestiken, zu bewirthen, und mußte selbst die Fourage für die Pferde schaffen, da kein Magazin im Orte war. Zuletzt kamen noch Abtheilungen von Lanciers und Chasseurs, die ganze Reserve-Artillerie, und eine unendliche Reihe von Armee-Fuhrwerken. Es war die Periode des höchsten Glanzes, aber auch der höchsten Prätensionen des französischen Heeres. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß die Pracht und Eleganz desselben seit 1806 sehr gestiegen war. Wer kann die imposante Haltung des schönen 7ten und 9ten Cuirassier-Regiments, deren Offiziere silbetne Helme und Cuirasse trugen, vergessen? — Sodann drängte sich mir die Bemerkung auf, daß auch im Napoleon'schen Heere die nicht sowohl ihrer Abstammung, als ihrer Geltung im Kaiserreiche nach Hochadlichen sehr unterscheidend behandelt wurden. Ein noch sehr junger Eskadronchef, der über die Andern ein sichtbares Übergewicht ausübte, und schon den Orden der Ehrenlegion hatte, wurde von den übrigen Offizieren, selbst denen seines Grades, mit vielem Egard behandelt. Es fiel mir dies in Bezug auf seine Jahre, nach denen er hätte Souslieutenant sein können, sehr auf. Bald wurde mir die Ursache deutlich, als ich hörte, er sei der Sohn und Erbe des verstorbenen Grand-Ecuyer des Kaisers, Grafen Ordiner, und besitze deshalb auch die

Domaine Schlankebek. Mir aber fiel Enghien's Schicksal ein, bei welchem der Vater des jungen Mannes mitgewirkt hatte. —

Einen Brigade-General lernte ich als einen sehr anspruchslosen Mann kennen. Ich war eines Tages von Einquartierung ein Mal frei geblieben; da kam der Oberamtmann N. zu mir, und bat mich, doch heute bei ihm zu speisen, weil er einen General mit seiner Umgebung ins Quartier bekomme, von welchem der schon angekommene Adjutant ausgefragt habe, er liebe es, in anständigen Häusern mit der Familie zu speisen. Riemlich frühe traf ein Haufen Offiziere, unter denen auch ein officier de santé und ein Stallmeister war, ein. Diese unterhielten sich angelegentlichst mit einem noch jungen Manne im dunkelblauen Überrocke und in der Betsmütze. Der Tisch stand gedeckt; man wartete auf den General, um ihn auf seine Stube zu führen, und seine Befehle zu erwarten. Da sagte der Wirth zu mir: D, fragen Sie doch einmal den Herrn da, (er zeigte auf den Stallmeister,) ob er nicht wisse, wann der General ankomme. Der Mann mit der Betsmütze hatte das Wort verstanden und sagte: »Monsieur! Si vous attendez le Général, j'ai l'honneur, de vous dire, que c'est moi; avec la permission de l'honorable famille je dînerai avec vous.\*) Eine solche Sprache hatte ich von keinem französischen General erwartet; er war höchstens 35 Jahre alt. Seine Unterhaltung war lebendig und anziehend; er blieb auch noch zum Caffee, und ließ die Musik des 19ten Regiments spielen. Aber seinen Namen habe ich nicht erfahren, weil ich nicht darnach gefragt.

Ein bei mir einguarterter Chasseur-Offizier gehörte dem alten Adel an. Ich hatte das Bild des Kaisers

\*) Mein Herr! Wenn Sie auf den General warten, so habe ich die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich es bin; mit der Erlaubniß der geehrten Familie werde ich mit Ihnen speisen.

in einem Kupfer nach Isabey. Er betrachtete das Bild sehr lange; dann sagte er: das ist er als Consul; nachher hat er sich sehr breit gemacht. Ich hatte noch nie so etwas von einem Franzosen gehört; er schwieg wieder sehr düster. Abends sagte er mir: Nicht wahr, Sie sehen den da auch als Ihren Unterbrücker an? Ich erschrak sehr über diese Frage; getrunken hatte der Offizier sehr wenig, was wollte er? — mich ausforschen und dann in meiner Rede fangen? — Ich schwieg auf seine Frage, und wich absichtlich seinem Blicke aus. Da ergriß er meine Hand und sagte heftig: Er schleppte uns nach Spanien, nach Polen, und wer weiß noch wohin; aber Frankreich behält er nicht; denn im Herzen sind  $\frac{1}{2}$  der Nation ihm abhold. Ich wandte ihm ein: Man habe ihn doch gewählt! Ach pah! erwiderte er noch heftiger, das Papier ist gebuldig, und Schufte können viel hinschreiben. Der Königs- und Fürstenmacher wird am ersten aufhören, einer zu sein. Ich habe in Paris ein Bild aufgehängt gesehen, es war grob, wie mit Besen gemalt, stellte aber deutlich Enghien vor, wie Mürat ihn erschießen läßt, und hinter Mürat stehen alle neugebackene, französische Prinze, und ein Strahl von Enghiens Blute besprengt sie alle und tauft sie gräßlich zu Prinzen; es standen die Worte darunter:

Voilà les princes du sang!\*) —

Es kann sein, daß diese Erzählung schon bekannt ist; ich habe sie nur aus dem Munde dieses Offiziers gehört. Er schien sieberhaft ergriffen zu sein. Ich unterließ nicht, auf die Gefahr hinzudeuten, in welche solche Äußerungen ihn bringen könnten. Glauben Sie nicht, Pastor, erwiderte er, daß wir unter Millionen Alle kennen, gegen welche wir uns aufschließen dürfen, weil sie mit uns sympathisiren müssen? Ich diene dem Vaterlande, und wenn es auch unter dem Scepter des Teufels steht! — Da drückte er meine Hand und sprach: Leben Sie wohl, Herr Pastor, auf ewig! —

\*) Siehe, das sind die Prinzen vom Geblüt!

Doch ich habe noch einige Erlebnisse aus den Jahren von 1808 an, zu erzählen. Mehr, als der halbe Ort litt an einem hartnäckigen Wechselfieber, von welchem auch ich, meine Frau und mein Sohn ergriffen wurden. Dreizehn Wochen lang schüttelte mich der Frost und quälte mich die Hitze bis zum Wahnsinne. Der Frühling 1809 brachte Genesung, damit ich Zeuge sein könnte von bewegenden Auftritten.

Es war am 6. Mai, als ich vom Felde nach Hause ging; wir hatten lange keine Franzosen gesehen, welche alle nach Ostreich gezogen waren. Da sah ich einen Trupp Reuter, und hinter diesem einige Wagen mit Menschen, welche immer laut riefen: »Es lebe der König von Preußen!« Es war ein Schillscher Officier mit sechs Husaren; sie kamen von Halberstadt und brachten von dort einige Angeworbene und eine erbeutete Regimentsmusik mit. Der Offizier rebete mich an, und fragte nach einer Restauration; er ritt nach der Post, wohin ich ihm mit mehreren folgte. Der Superintendent M. kam dorthin, stellte sich dem Offiziere vor, und fragte, ob die ihm befohlenen Siegespredigten, wegen der Schlachten bei Eckmühl und Regensburg, gehalten werden sollten, oder nicht? Der Offizier antwortete trocken: »kein Deutschgesinnter wird solche Feste feiern!« Ich wußte wohl eine andere Predigt, (er deutete auf den bekannten Schillschen Ausruf,) die werde ich aber selbst halten.

Ein Bürger, der früher Unteroffizier gewesen und etwas vorlaut war, sagte: »Aber, Herr Lieutenant, die Leute sagen, Ihr Herr Major sei ohne Vorwissen des Königs auf seine eigne Hand hierher marschirt; ist das wahr?« — Bei dieser unverschämten dreisten Frage legte der frühstückernde Offizier Messer und Gabel weg, und sah den Frager an, und sagte endlich: »So kann man nur fragen, wenn man schlecht gesinnt ist; der wahre Patriot freuet sich der Hülfe, sie mag herkommen, von wem sie wolle. Sie sind offenbar ein Anhänger der

Franzosen. Sie sollen also mit zu meinem Major; er wird Standrecht über sie halten lassen!«

Bei diesen Worten wurde der vorlaute Mann ganz blaß; auch Alle, die gegenwärtig waren, wurden verlegen. Der Superintendent jedoch trat näher, und sagte zu dem Offizier: »Bedenken Sie, Herr Lieutenant, daß jede große That und jedes wichtige Ereigniß dem falschen Scheine unterworfen ist. Das gewiß falsche Gerücht, was dieser Mann eben treuherzig referirte, rührt unstreitig davon her, daß Ihr Herr Commandeur nicht ausdrücklich erklärt hat, daß der König ihn sende. Ich glaube nicht nöthig zu haben, Ihnen zu sagen, wie gern wir Preußen geblieben wären. Dieser Mann hat dem Könige von Preußen lange gedient; aber als alter Soldat sagte er Alles heraus, ohne Alles genau abzuwägen. Ich bitte und büрге für ihn!« »Nun,« erwiderte der Offizier, »wenn das ist, dann will ich ihm seine unbedachte Frage zu Gute halten.« —

Während der drei Stunden, welche der Offizier mit seinem Commando bei uns zubrachte, war am Posthause der preussische Adler wieder aufgestellt, worüber der zusammen gelaufene Haufe hoch aufjubelte. Einige umarmten sich, Andere ließen den König von Preußen, den Major Schill und seine Armees (!!) hochleben, noch Andere schimpften auf Napoleon und den König von Westphalen.

Als die Husaren weg waren, trat der Superintendent mit einer ernsten Miene und fast gebieterisch unter die Menge, und ermahnte sie, ruhig nach Hause zu gehen, und alles abzuwarten. Solcher voreilige Jubel könne dem Orte, sagte er, theuer zu stehen kommen. Erst sahen die Aufgeregten ihn von der Seite an; darauf sagte ein gewesener Soldat: »Der Herr Superintendent hat Recht; wir müssen warten, was daraus wird!« Alles ging still nach Hause, und der preussische Adler mußte wieder dem westphälischen Platz machen. Und wirklich mußte der Ort schon für das büßen, was

geschehen war. Am dritten Tage nachher traf der General und westphälische Kriegsminister d'Albignac mit Courierpferden ein, um überall Maßregeln zur Verfolgung Schill's zu treffen. Er mußte etwas von der Aufstellung des preussischen Adlers am Posthause gehört haben, und forderte daher mit dem größten Ungestüm Pferde, weil er sogleich weiter reisen müsse. Nun aber war in der westphälischen Zeit das früher bedeutende Postwesen am Orte wohl wegen Aufhörens aller merkantilschen Geschäfte so eingeschrumpft, daß nur zwei Postpferde vorhanden waren, welche der Excellenz nicht anstanden. Es mußten daher erst Pferde requirirt werden, und da dies etwas lange dauerte, so sagte er: »Wenn Schill hier wäre und weiter wollte, so würde der längst Pferde haben. Nun verbiete ich, daß von der Division Holländer, welche morgen hier eintrifft, auch nur ein Mann dislocirt werde. Das Rest hier soll für seine schlechte Gesinnung das ganze Corps als Strafeinquantung behalten!« — So stieg er noch fluchend in den Wagen.

Die Holländer kamen am andern Tage, aber sie legten sich selbst größtentheils in die Nachbarörter, weil durch Überhäufung der Einquartierung der Soldat fast eben so leidet, als der Einwohner. —

Um diese Zeit wurde am Orte das jungfräuliche Benediktiner-Kloster, welches zur Zeit Kaiser Otto des Großen von dem Bischof Bernhard zu Halberstadt gegründet war, von der Westphälischen Regierung aufgehoben und dem Käufer übergeben. Die Abtissin und der Convent waren darüber, besonders anfangs, ehe der Betrag ihrer Pensionen bekannt wurde, sehr betroffen, und ich nahm theils schon aus Dankbarkeit, weil das Kloster als Pfarrpatron mich präsentirt hatte, theils aus eigenem Interesse an dem uralten Institute an dieser Auflösung einen innigen Antheil. Der Käufer aber des Klosters, Jacobson, erlebte hier eine fast spaßhafte Demüthigung. Unter den Klosterjungfrauen befand sich eine neunzigjährige, Namens Ursula, welche ihre Zelle nicht

mehr verlassen konnte und dort verpflegt ward. Jacobson hatte gehört, daß die betagte, halb kindische Person über die Aufhebung des Klosters und über ihr künftiges Schicksal sehr unruhig sei. Er beschloß daher, zu ihr zu gehen, und ihr anzukündigen, daß sie in ihrer Lage ungestört bleiben, und es sehr gut haben solle. Da er nun ein geistliches Ur hatte, auch wie ein vornehmer katholischer Geistlicher gekleidet ging, so gab er sich bei ihr für einen solchen aus, der den Auftrag habe, sie zu trösten und ihr von Seiten des Käufers alles Gute zuzusichern. Sie aber empfing ihn gleich mit den Worten: »Nun, Hohehrwürdiger, was sagen Sie denn dazu, daß wir nun gar in verfluchte Judenhände gerathen sind?« — Jacobson biß sich in die Lippen bei dieser schmeichelhaften Anrede, fiel aber nicht aus seiner Rolle. Das ist zwar schlimm, meinte er; aber es giebt doch auch unter den Juden gute Leute. »Ei was,« erwiderte die Alte, »die taugen alle nichts; denn sie haben ja unsern lieben Heiland gekreuzigt.« Jacobson meinte, daß daran die jehigen Juden gar nicht Schuld seien, und er könne versichern, daß Jacobson ein christlicher Jude sei, der es gut mit ihr meine. Die Alte wurde wirklich seitdem bis an ihren Tod sorgfältiger verpflegt, als zur Zeit des Klosters. —

Ich hatte bald darauf Gelegenheit, das alte Klosterarchiv zu sehen. Wie erstaunte ich über die schön erhaltenen Urkunden! Die bischöfliche und kaiserliche Stiftungsurkunde und viele päpstliche Breven und Indulgenzen so frisch erhalten, als wären sie eben geschrieben. Kaligraphische Meisterstücke und herrliche Tinten. Merkwürdig war mir die Unterschrift Otto's unter der von Schönnungen aus datirten Urkunde. Der Kanzler hatte nämlich die beiden D zu Anfang und Ende schon hingezeichnet, und der Kaiser nur ein t, in Gestalt eines Schwertes, dazwischen geschrieben. Der Kanzler hatte die Worte hinzugefügt: Signa Regis nostri potentissimi. Wenn ich mich recht erinnere, hat der Käufer diese Urkunde

dem Herrn Stadtrath Friebländer in Berlin geschenkt. — In dem folgenden Jahre wurden auch die Dom-Capitel aufgehoben. Dadurch ging das Domainen-Amt unseres Ortes an den Staat, und später durch Verkauf auch an Jacobson, über. Vierhundert Jahre lang war das Capitel im Besitze desselben gewesen.

Der Dombachant, Minister von Voss, hatte sich auch gegen mich bei seiner öfteren Anwesenheit sehr herablassend und wohlwollend bewiesen. Er war ein Mann von stattlicher Persönlichkeit und edler Haltung. Sein Grundsatz, den er als Staatsmann festhielt, war Stabilität des Rechtszustandes, die Aufrechterhaltung des Bestehenden und die sorgfältigste Vermeidung selbst scheinbarer Verbesserungen, wenn sie ohne revolutionäres Verfahren nicht bewirkt werden könnten. Er hatte eine sehr specielle Kenntniß von allen Zweigen der Landwirthschaft.

Im Jahre 1809 brachte noch ein Ereigniß auf kurze Zeit die Gegend in Spannung und Bewegung. Es war der Zug des Herzogs von Braunschweig-Is, und sein Kampf mit dem 5ten Westphälischen Linienregimente, unter Wellingerode, in Halberstadt. Mir war so eben meine ältere Tochter geboren, als das Haus von dem Feuer des Geschüßes am Abende des 29ten Juli erbebt. —

Im Spätsommer 1808 besuchte ich Henke zum letzten Male. Er sah sehr verändert aus. Ich hospitierte bei ihm in der Eregeze. Sein Auditorium war sehr vergrößert; denn er hatte wegen der Aufhebung der Universitäts Halle über hundert Zuhörer mehr. Er war als Docent noch der Alte, selbst an Humor und Witz. Er versprach, mich zu besuchen, aber nach einem halben Jahre hatte die Kehlkopfschwindsucht seine Kräfte untergeben und ihn plötzlich dahin gerafft. Ein Freund schickte mir bald darauf eine schöne Gypsabgasse mit Henke's Brustbild, unter welcher die Worte geschrieben waren: *Heu nimis mane omnibus obiit flebilis postridic Cal. Maji MDCCCIX.*

Es verdient bemerkt zu werden, daß drei Männer, welche als Deputirte des neuen Königreichs Westphalen 1807 mit nach Paris gesandt wurden, nämlich Henke, Häberlin und v. Hagen, den Keim des Todes mit von dort zurückbrachten, und bald nachher starben. Vielleicht war der Eindruck, der dort auf sie gemacht wurde, darum so zerstörend, weil ihnen der Untergang alles dessen, was ihnen bisher das Höchste war, nun als völlig gewiß nahe vor die Augen trat. Henke hat sich über den Tod des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand, der nicht bloß sein Herr, sondern sein Freund war, mehr geämt, als er sich darüber äußerte. Seine Antipathie gegen den Übermächtigen und gegen den, der König hieß, ohne es in dem Sinne zu sein, wie Henke sich einen solchen dachte, machte sich in derselben Stunde Luft, wo ich ihn zuletzt hörte. Er sprach von dem Hohne, der in der Inschrift des Kreuzes Christi gelegen habe. Den Welterklärer, sprach er, haben sie also geschmäht, als sei er ein Weltverderber und Verführer gewesen. Aber Niemand komme heutiges Tages auf den gefährlichen Einfall, die Zeichen der Schmach (I. N. R. I.) anders deuten zu wollen, wie etwa durch: Imperator Napoleon, Rex Italiae oder gar: Jerome Napoleon Roi Imcomparable! — Jene Zeit hat vielen deutschen Männern das deutsche Herz gebrochen!

Man kann denken, wie unter dem Drucke des eifernden Franzosenjoches die Stimmung gegen das französisch-westphälische Wesen gewesen sein muß. In dumpfer Apathie sahen die Meisten den Untergang vor Augen; aber in der Überspannung und Unnatürlichkeit der Weltlage sah ich auch den Untergang unserer Unterdrückten sich bereiten, wenn ich gleich nicht zu sagen wußte, woher der Schlag, woher die Hilfe kommen sollte. Von dem, was in Preußen geschah, von der Reorganisation der Armee, von der Wehrhaftmachung der Nation durch Scharnhorst's System, vom Tugendbunde, und andern positiven und direkten Richtungen gegen die Zwecke und

Macht des Unterdrückers wußte ich nichts Bestimmtes. Nur das wußte ich, daß im Stillen, auch ohne Verabredung und ohne äußere Zeichen, ein Bund gegen ihn bestand. Ich gründete meine Hoffnung vorzüglich darauf, daß das ganze Treiben Napoleons nach außen hin ohne Ziel und Maß progressiv sein müsse. Mit jeder Eroberung wurden viele andere nothwendig; mit jeder Befriedigung der Ruhmsucht der Nation und der Habsucht seiner Werkzeuge steigerten sich die Ansprüche. Napoleon war in seinen Leidenschaften und in seinen Bestrebungen nichts anderes, als der persönliche Repräsentant derer, die sich mächtig gemacht haben, und bei aller scheinbarer Unabhängigkeit, und wie sehr sich auch die Dienste Aller auf seine Person concentrirten, war er doch auch ihr Diener, weil er nur in dieser Übereinstimmung mit ihnen wahrhaft mächtig bleiben konnte. Wäre eine freiwillige Änderung seines Charakters und Systems denkbar gewesen, hätte er mitten auf seiner Bahn stille stehen, und im vollen Besitze und Gefühle seiner Macht sich mäßigen wollen, so hätte er bald den Franzosen nicht mehr angehört; ihr auf Weltherrschaft, Plünderung und systematisches Ausrauben der Nationen gerichteter Bund wäre von ihm abgefallen. Dazu kam noch, daß Napoleon nicht bloß die Herrscher, welche gegen ihn auftraten, persönlich ohne Anstand und höchst verlegend behandelte, sondern auch die Nationen muthwillig beleidigte und kränkte, indem er gar keine Gefinnung, keine Bildung, keine Eigenthümlichkeit, keine Sitte, keine Sprache und keine Rechte anerkannte, sofern das alles dem ganzen Volke angehörte. Diese Ungerechtigkeit machte ihm nicht bloß die Herzen abwendig, sondern verleitete ihn auch zu Inconsequenzen und Mißgriffen, denen ein leidenschaftlicher und extremer Charakter nicht entgehen kann. Konnte Alexanders Freundschaft gegen ihn, außer einer politischen, je eine wahrhaft persönliche sein, nachdem Napoleon ihm das Abscheulichste öffentlich Schuld gegeben? Mußte sich nicht Franz, der Repräsentant weiser Mäßigung, voll Achtung gegen das

Bestehende und Bewährte, trotz der Opfer, die er brachte, um seine Geneigtheit zu gutem Einverständnisse zu bezeugen, dem Gewaltigen abgeneigt fühlen, der alles, was er nicht selbst geschaffen, erschütterte und umwarf? Konnte er es vergessen, daß er ihn in einem Manifeste, ihn und alle Prinzen seines Hauses, für schwach erklärt hatte? Und wenn er, sei es aus unwillkürlicher Achtung, für den geraden und gerechten Sinn, der sich nie vor ihm gebeugt, und ihm gegenüber immer, wie das gute Regentenprincip gegen das Böse, erschienen war, oder sei es durch einen fast unerklärlichen Zufall, keine direkten Schmähungen gegen die Person unseres Königes schleuderte, mußte nicht das Herz unseres Landesvaters sich, wie das jedes Preußen, tief verletzt fühlen, als der Übermächtige seinen Zorn in einem schmählischen Bulletin gegen die Königin ausließ, welche das ganze Volk anbetete, deren Namen Niemand bes Flecken, deren reiner Himelsglanz durch die Beschuldigungen eines unreinen Geistes nicht getrübt werden konnte! Fühlte nicht jeder ein solches Wesen, welches in der Glorie der Unschuld, Reinheit, Wahrheit, Vaterlands- und Menschenliebe, und wahrer Frömmigkeit vor ihm da stand, sei ihm zu heilig, als daß er nicht Den verabscheuen müßte, der in seine ritterlich galante Behandlung der Königin zu Tilsit noch ein feines Gift zu mischen nicht unterlassen konnte? — Es blieb ihm nichts übrig, als der stets fühlbare Druck seiner Macht, als der Eindruck, den die Anerkennung seines Riesengeistes hervorbrachte, um sich überall geltend zu machen. Nach dem Grundsatz: olerint, dum metuant! hat Napoleon nur durch die Furcht geherrscht. Mit den Geistern aber zerfiel er, weil er der Wahrheit auf immer abhold gewesen ist.

Ein Lügengeist tritt der Vernunft höhrend entgegen, und seine Frechheit empört die denkende und aufmerkende Menschheit; er mußte endlich ein Spiel verlieren, welches er auf solche Karten gesetzt. Die Geschichte lehrt, daß kalte selbstflüchtige Geister für kurze Zeit in die Schick-

sale der Völker gewaltig eingreifen, aber nie die Völker auf immer an sich fetten können. Napoleon ist gefallen und gestorben; sein Unglück und sein Ende verkünden sein Thun, und die Rührung und Theilnahme, welche er nun einflößt, sehen aus, wie Liebe zu ihm. Wäre er leben geblieben, er hätte solche nie eingeerntet. Wo der kalte Verstand mit Herz und Gemüth in offenen Kampf tritt, da behaupten gewöhnlich die Letzteren das Feld. Freilich fehlte es nicht an blauem Dunste; er gab Constitutionen, die er am ersten brach; das zerstörendste Revolutionssystem ging mit dem Absolutismus Ludwigs des XIV. Hand in Hand.

Was nun unser Königreich Westphalen betrifft, so hätte sein Zustand glücklich genannt werden können, wenn es nicht so viele materielle Hindernisse gegeben, und wenn die Constitution gehalten, und nach den Gesetzen regiert worden wäre. Aber das Land war eine fränkische Provinz im Sinne der Römer. Acht Millionen Franken waren den französischen Donataires jährlich stipulirt, wofür ihnen die meisten Domainen angewiesen wurden. Von vorn herein entstand ein ungeheures Deficit im Budget des Staates; daher mußte die Besteuerung der Grundstücke, von dem in der Constitution bestimmten achten, auf den fünften Theil des Ertrages gesetzt werden. Bald aber kamen unter dem Namen der Zulage-*Centimes* noch ganz ungemessene Auflagen hinzu, so daß man fürchten mußte, zuletzt werde das ganze Einkommen absorbiert werden; ja man sprach ganz unverholen aus, daß jeder Unterthan nur in so weit ein Recht zum Besitze habe, als der Staat des Eigenthumes seiner Bürger nicht bedürfe. Die Stände unterhielten sich über leere Formalitäten, und wagten eben so wenig zu reden, als der französische Staatsrath; die Minister waren infallibel, gegen ihre Machtprüche gab es keinen Rekurs. Nur die Justiz, welche aber nie mißsprechen durfte, wo die Regierung konkurrierte, war meist unabhängig; aber sie war stets sehr theuer mit ihrer Hülfe. Sodann war

das Eigenthum durch das damalige Hypothekenwesen gar nicht gesichert. Der Staat erlaubte sich die empfindlichsten Maßregeln gegen das Privat-, sogar gegen das Puzillen-Vermögen. Die Amortisations-Casse, dieses bodenlose Faß der Danaiden, verschlang Alles, was am heiligsten hätte geachtet werden sollen. Man gab für baare Capitalien oder gute geldwerthe Papiere Staatsobligationen nach dem Nominalwerthe, welche bald auf ein Drittel sanken, und dann im allgemeinen Staatsbankerotte nochmals auf ein Drittel reducirt wurden. Freilich lockte Viele der scheinbare Vortheil, daß, wer Geld in der Hand und Connexion hatte, zum Besitze von Grundeigenthum gelangen konnte, welches den aufgehobenen Stiftern, Klöstern, Gilden und Corporationen, und selbst Schulen und Universitäten gehört hatte. Hätte aber der westphälische Staat und sein Finanzwesen, welches mit dem unersättlichen Heißhunger eines Haissches alles verschlang, was es fassen konnte, länger bestanden, so hätte es nothwendig auch den Vortheil der wenigen Begünstigten wieder verschlungen. Über alle diese materiellen Übel hinaus machte sich der den Odemzug aller Freiheit dämpfende Druck einer giftigen, aufklaurenden, intriguirenden, fast nur aus verworfenen Individuen bestehenden geheimen Polizei, welche einer Kette und einem Neze glich, das Bongars mit eiserner Faust festhielt, und deren eine usurpatorische Regierung nicht entbehren kann, von den Schlöffern der Großen an bis in die Hütte des ärmsten Landmannes hinab fühlbar. Männer, auf welche fast jeder mit Achtung gesehen, wurden schon durch ihr Ansehen, durch ihre Bildung, durch ihr Vermögen und durch ihre Familienverbindungen verdächtig und belauert; fast jeder ausgezeichnete und tugendhafte Mann stand auf dieser Proscriptionsliste. Und welchen Eindruck machte der Anblick eines die Üppigkeit, ja sogar die Libertinage und Lächerlichkeit zur Schau tragenden Hofes auf die preussisch gewordenen Unterthanen, welche das herrliche und fromme Beispiel ihres gewesenen Re-



genten und seines Hauses vor Augen befehlen! \*) — Ich weiß, daß erst vor kurzem Schriften erschienen sind, unter andern die des Geheimen-Raths von Strombeck, worin das Gute der Westphälischen Verfassung und Administration nachgewiesen ist. Was sich Gutes sagen läßt, erkenne ich gern an; wir waren voll Hoffnung, als die Staatsräthe Simeon, Beugnot u. s. w. die Regierung ordneten; aber wie bald verlor sich der gute Anfang in den schlechten Fortgang; wie bald strafte die Wirklichkeit die Idee Lügen, wie bald sahe es unten ganz anders aus, als man oben wähnte! — Wenn es nicht noch ärger kam, so war die Ursache davon nicht, daß die Regierung das Wohl der Unterthanen wollte oder förderte, sondern weil es ihr unmöglich war, ihnen noch mehr Übel zuzufügen. Es lag nicht im Geiste des Ganzen, sondern darin, daß unter den Staatsdienern nothwendig — sie waren ja größtentheils aus den Dienern der früheren Staaten genommen, — viele gutgesinnt und pflichtliebend waren. Aber leider herrschten die Schlechten, die Selbstsüchtigen, die sich zu Werkzeugen der Unterdrückung hergaben und verkauften. Die Guten waren froh, wenn sie ihren Lebensweg unbemerkt gehen konnten; sie gehorchten stumm und blickten harrend in die Zukunft. So weit war es zuletzt mit dem Abscheu gekommen gegen die Auszeichnungen, welche Jemandem von der Regierung zu Theil wurden, daß der westphälische Orden in den Augen des Volkes für eine Prostitution galt. Es bekamen ihn auch Ehrenmänner, aber gewiß, wie gern hätten sie ihn bei Seite gelegt! —

Was nun das Kirchen- und Schulwesen in der westphälischen Zeit angeht, so ließ man es in der Hauptsache, wie es war. Das war gut, viel regiert wurde

\*) Indem ich diese Zeilen schreibe, erschallt das erste Trauergeläute über den Verlust unseres hochverehrten Landesvaters; wie würde dabei das Herz meines in Gott ruhenden Vaters getrauert haben, wenn er den Tod seines Königs erlebt hätte!

Der Herausgeber.

nicht, auch nicht viel beaufsichtigt. Nicht einmal wurde in dieser Zeit in Ort und Umgegend irgend eine Visitation weder von einem Mitgliede des Consistorii, noch vom Superintendenten gehalten. Dennoch wirkten Prediger und Lehrer fort, wie sie es in der preussischen Zeit gethan hatten. Das Einzige, was man zugeben muß, ist, daß viele Schullehrer dadurch blüthelhaft und gegen den Prediger widerspenstig wurden, daß sie als Gemein- oder wohl gar als Canton-Maire-Schreiber gebraucht, und dadurch zu Einfluß gelassen wurden. Sie versäumten daher zu Gunsten öffentlicher Geschäfte nicht selten in ihrem Hauptamte. — Die Ortsbehörden nahmen sie in ihren Schutz, und gedachten es dem Prediger nicht selten, wenn er streng verfahren wollte. Naiv ist, was ein zum Distriktsrathe einberufener Kaufmann einst dem Präfekten des Saal-Departements darüber sagte: »Herr Präfekt, Sie denken, Sie regieren das Departement, nein, das thun die Schulmeister!« —

Um die Geistlichen bekümmerte sich die westphälische Regierung nur in soweit, als es galt, sie zu besteuern, oder sie zu politischen Zwecken zu gebrauchen. Dagegen muß man den Consistorien und Präfekten den Ruhm lassen, daß sie bei Besetzung der geistlichen Stellen überhaupt und der königlichen Patronat-Pfarren insonderheit zweckmäßig und unparteiisch verfahren. Wohl am widerlichsten waren dem Prediger damals die gebotenen Feste der Siege Napoleons, der Huldigungen und Geburtstage des Kaisers und des Königs von Westphalen. Den Anfang dieser mit schweren Herzen verlebten Tage und Stunden machte die Huldigung Jerome's. Dem Superintendenten und mir war die Predigt in beiden Kirchen übertragen, wobei sich die Bewohner der bisherigen Amtsbezirke mit einzufinden hatten. Als Text waren die Worte, Lit. III., v. 1, vorgeschrieben: »Erinnere sie, daß sie den Fürsten und der Obrigkeit unterthan und gehorsam und zu allem guten Werke bereit seien. Ich ließ auch hier den Text die Frage beantworten: Was hat

ein Volk zu thun, welches den Thron seines Königs besetzten, und dadurch sein eigenes Wohl begründen will? Es muß I. dem Könige unterthan und den Gesetzen gehorsam, und II. zu allem guten Werke bereit sein. — Die Predigt gefiel gewiß besonders darum, weil ich an Preußen erinnerte und auf das Wort Friedrich Wilhelms: »Seid eurem Könige, was ihr mir waret!« hinwies. Ich wies als Christenpflicht den Gehorsam auch gegen den König nach, der es nicht durch das Recht der Geburt, sondern der Macht und der Eroberung geworden sei, indem Gott jede Obrigkeit, die er zulasse, auch verordne, (als Obrigkeit *de facto* Röm. XIII. v. 1). Man verlangte den Druck der Predigt, und ich hatte die Freude, daß sie gut beurtheilt wurde.

Die Huldigung selbst, wobei den Predigern keine mündliche Eidesleistung, sondern nur eine Unterschrift abverlangt wurde, nahm ein wunderliches Ende. Nämlich der Huldigungs-Commissarius stand auf einem umgekehrten großen Fasse, dessen Rand mit Blättern von Immergrün belegt war. Da nun der Wind etwas scharf wehte, so legte der Stabdiener Steinchen auf die Blätter, um sie fest zu halten. Wahrlich! Ein schönes Symbol der Fremdherrschaft, welche Alles, was das Leben verschönern konnte, mit den Steinen der Sorgen und der Knechtschaft belastete! Hinter dem Commissarius stand ein einzelner Trompeter, der, wenn die Huldigung ausgesprochen sein werde, blasen, und dadurch das Zeichen zu einem allgemeinen Lebehoch geben sollte. Nun aber klang der Ton dieser einzelnen Trompete auf dem offenen Plage den Ohren von mehr als tausend Zuhörern so dünn und kläglich, daß sie, statt in das Lebehoch, einstimmig in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Der Gedanke, wofür sie die Huldigung ansahen, durchdrang mich mit einem widerlichen Gefühle. Wahrlich! wiederum ein böses Omen für Jerome's Majestät und seines Reiches Herrlichkeit! —

Später, als unsere Knechtschaft immer drückender wurde, half ich mir und meinem Gefühle immer mit Wendungen und Redensarten, wogegen die Lauer und Spione nichts haben, und woran die Deutschgesinnten keinen Anstoß nehmen konnten. Eins der stärksten Beispiele dieser Art habe ich behalten. Wir mußten nach der Schlacht bei Lüzen, am Sonntage Cantate 1813, ein Siegesfest feiern. Es stand damals eine Eskadron westphälischer Gendarmes mit zwei Offizieren im Orte. Der Hauptmann ließ mir sagen, sie würden alle in Parade in die Kirche kommen. Wie sollte ich da reden? Heucheln, und mit in die Posaune des Ruhmes stoßen? das vermochte ich nicht. Ich wollte dem innern Schmerze entgehen, den mir das Wühlen in der eignen Wunde erregen mußte. Ich half mir heraus; ich befiel die Sonntagsepistel: Alle gute Gabe u. s. w., bei, und lehrte, in dieser Anerkennung liege auch die, daß alles, was von Gott komme, gut sei, wenn wir es auch nicht fassen könnten. Nun aber komme insonderheit nach dem Ausspruche der heiligen Schrift jeder Sieg von Gott, er möge zu Theil werden, wem er wolle. Gott habe bei Ertheilung desselben gewiß seine guten Absichten. Es solle nur Jeder, jeder Ort auf sich und seine Lage achten, so werde er dessen inne werden. Ich beantwortete daher die ganz specielle Frage: Welche Umstände in unserer Lage stellen diesen Sieg der französischen Waffen als für uns segensreich dar? daß I. der Schauplatz des Krieges dadurch weiter von uns entfernt, II. das Werk unserer Frühlingsausaat ungestört vollendet, III. die Noth der vielen, von schwerer Krankheit heimgesuchten Familien (es lagen viele am Lazarethfieber krank!) nicht noch vermehrt, es vielmehr unsrer Liebe verstattet worden, ihnen Beistand und Pflege zu gewähren.

Ich leugne nicht, daß ich das unbehägliche Gefühl dabei hatte, daß meine Gründe zu sehr hervorgesucht und zu selbstisch waren; aber ich war froh, den traurigen Soll des Gehorsams abgetragen zu haben. Im Schluß

gebete empfahl ich den König (welchen?) und alle christliche Regenten der Führung und Obhut Gottes zum Heile der Welt. — Die Herren dankten mir nachher für die patriotische Predigt und gehabte Erbauung! Am Geburtstage des Königs von Westphalen redete ich von der Person des Königs sehr wenig. Ich behandelte das allgemeine Thema, z. B. daß wir nie vergessen sollen, daß die göttliche Leitung durch das Leben mit unserer Geburt beginne; oder: daß auch ein Leben in Pracht und Herrlichkeit voll Sorge und Unruhe sei. Ich hatte denn doch — den Geburtstag Jerome's gefeiert. —

Wie aber stand es in dieser unruhigen, drangsallvollen Zeit mit der Weiterbildung in Amtstüchtigkeit, Wissenschaft und Bildung? Nicht so schlimm, als man glauben sollte. An Anschaffung einer Bibliothek, oder an ungestörtes Studiren war nicht zu denken; denn um die vielen Einquartirungsgäste ernähren zu können, mußte ich mich um Feld, Garten, und Wirthschaft bekümmern. Während ich nachher von einem kalten Fieber heimgesucht wurde, las ich auf dem Bette einmal wieder Mehreres aus Horaz und Plutarch. Insonderheit aber reichte mir ein Nachbarprediger in dem nächsten zu Anhalt-Deßau gehörigen Orte die Bruderhand zu Fortschritt in Amt und Wissenschaft. Das hätte schon sein Umgang bewirkt, denn er war ein genialer Kopf, durch und durch poetisch gebildet, den rohen Stoff des Lebens mit seinem herrlichen Geiste veredelnd und durchbringend. Er ward Veranlassung, daß ich Göthe, Schiller, Jean Paul und Herder mit neuem Interesse las. Insonderheit gewann ich Jean Paul lieb, ich begann mit seinen humoristischen Fyhlen, wie ich seinen Firlein und Subelsenor nennen möchte, und ward bald von Titan, Hesperus und der unsichtbaren Loge entzückt. Insonderheit kam es mir bei diesem Dichter vor, als gewahre man die Wege nicht, auf welchem der Genius mit seinen Offenbarungen sich naht, als traten sie unmittelbar, wie in der Bibel, aus höherer Eingebung hervor. Freilich ist

die Welt, in welche Jean Paul einführt, meist eine Welt ohne Körper und dennoch wahr, wie alles übersinnliche, dessen Wirklichkeit sich dem ersten Blicke und dem gemeinen Auge entzieht. Ich fühlte mich immer von diesem Geiste, von diesem Witze, von dieser tausendfarbigen Phantasie, von dieser unschuldigen Ironie, von diesem erquicklichen Humor, von dieser Reinheit, Frömmigkeit und Liebe angezogen. Dann beschäftigten mich die Schriften der Schlegel, des Novalis und Tieck Jahrelang, und die Reisen von Humboldt und Bonpland versetzten mich in eine Tropenwelt, hinweg aus der beengten Gegenwart. Humboldt's Ansichten der Natur trug ich einen ganzen Sommer hindurch in der Tasche mit mir herum. Diese Bücher lieb oder verschaffte mir ein nachbarlicher Freund, der Anhaltiner; aber den meisten Dank bin ich ihm dafür schuldig, daß er mich an den Büchern und periodischen Schriften Theil nehmen ließ, welche er aus der Pastoralbibliothek seines Landes bekam. Hier war mehr, als ich zu lesen vermochte, nicht bloß für das Amt und für Theologie, sondern auch für jede Hülfswissenschaft. Auch an den Pastoral-Conferenzen seines Kreises nahm ich thätigen Antheil, und so verdanke ich es ihm, daß ich in dieser schweren Zeit nicht wissenschaftlich verschmachten mußte. —

Meine Predigten entwarf ich, wenn ich Zeit hatte; oft predigte ich nach Meditation, die ich bei Feld- und Gartenarbeit, wo ich war, ging oder stand, anstellte; ich lebte in der Predigt und die Predigt in mir.

In dieser Zeit fällt auch eine Bewerbung um eine städtische Pfarre. In H. entstand eine Vakanz und die Stelle ward durch die Wahl besetzt. Mehrere der Wahlberechtigten forderten mich auf, daß ich mich bewerben sollte. Ich mußte am Sonntage Estomihi 1813 über den letzten Vers der Sonntagsepistel predigen: Nun aber bleiben Glaube, Liebe, Hoffnung u. Ich faßte das Wort bleiben ins Auge, und in Verbindung mit 1. Joh. II., v. 17. legte ich dem Texte den Sinn unter:

Nur der Fromme gewinne in dem, was der Mensch für Glück und Vorzug hält, etwas Bleibendes. Dies liege I. bei Kenntniß und Wissenschaft im Glauben, II. bei den Lebensverbindungen in der Liebe, III. bei den vergänglichen Gütern und Freuden der Welt in der Hoffnung. Ich erinnerte dabei: was in den Erscheinungen und in der Herrlichkeit unserer Tage Großes liege, werde vorüber gehen; aber eben so der Druck und die Leiden der Zeit. Biete nun also auch das äußere Leben nichts Bleibendes, so ihm doch ein inneres Höheres zum Grunde. Dieses kenne aber nur der Fromme, der wahre Christ. Darum sei der Kleinste im Himmelreiche unendlich größer, als der Mächtigste der Erde, wenn sein Reich nicht in Gottes Reiche, sondern in der Finsterniß wurzele. Bei der Hoffnung deutete ich darauf hin, daß der Fromme zwar seinen Blick über die Erde zum Himmel erhebe; aber daß er, wenn er auf das Rechte und Gute, wenn er auf das Heil des Herrn hoffe, sein Herz auch in dieser schönen Empfindung, der Hoffnung einer bessern Zukunft, noch hienieden um so mehr öffnen dürfe, je trüber und dunkler die Gegenwart sei; denn Hoffnung lasse nicht zu Schanden werden. Ich schloß mit den Worten Jesu, Luc. XXI, v. 28: Darum sehet auf, und erhebet eure Häupter, darum daß sich eure Erlösung naht! — Über ein Kleines, ehe noch die Erde zum Frühlinge erwacht, kann sie kommen. Wie lange ihr auch harret und seufzet, horet nicht auf, zu hoffen, verzagt nicht, werfet das Vertrauen und den Glauben nicht hinweg!

Ich glaub' es fest und fühl es, was ich glaube,  
Der Gott, der uns in dieses Dunkel führt,  
Führt uns dem Glend nicht zum Raube!  
Und ob die Hoffnung schon den Untergrund verliert,  
So laßt uns fest an diesen Glauben halten:  
Ein einziger Augenblick kann Alles umgestalten! —

Ich verwerfe sonst jedes Citiren profaner Dichter auf der Kanzel; aber zu sehr entsprechend erschien mir diese Stelle aus dem Oheron von Wieland. Mit ihr schloß ich, und sah den Wiederhall meiner Worte in vieler Blicke; denn schon hoffte man mit dem Frühlinge auf die Erlösung; die Übermacht des Unterdrückers war in Rußland gebrochen. Diese Predigt hatte Alles verporben; denn mehrer vielvermögende Wähler hielten die französische Zeit für eine sehr gute und glückliche. Es mußte ihnen der verhaßt sein, der lehrte, auf eine bessere Zeit zu hoffen. Die Herzen der Gemeinde hatte ich gewonnen; aber die Stimmen der Berechtigten bekam ich nicht. Indessen tröstete ich mich bald, da ich an meiner Gemeinde, und die Gemeinde an mir hing; viele Einwohner freuten sich innig, daß ich blieb. Auch hatte die Zeit zwischen mir und den beiden zu der Gemeinde gehörigen Beamten-Familien einen immer engeren und innigeren Umgang gestiftet, so daß ich fast täglich mit ihnen zusammen lebte.

Der Pachtinhaber des Amtes war ein biederer, thätiger und sehr rechtschaffener Mann, der nur bisweilen eine allzu schroffe Geradheit offendarte. Er wollte seinen Werth nur durch Handlungen, welche meist unelgennützig und aufopfernd waren, nie durch Worte oder Förmlichkeiten beurfunden. Solidität war sein Charakter, und daß er diese hatte, beweist, daß der solideste Mann, der Minister von Roß, so lange sein Patron, ihn stets, auch nachdem das Amt aufgehört hatte, Domkapitularch zu sein, bis an seinen Tod seines Umganges und seines Vertrauens würdigte. Mit solchen Charakteren, in denen so viel Gutes, aber auch Schwieriges vorhanden ist, ist wohl fertig zu werden, wenn man sie erst einmal kennt. Er bewies sich, nachdem er mich erst kennen gelernt hatte, sehr natürlich und äußerst theilnehmend. So erweckt die Noth die helfende Liebe, leitet an einander, und gleichet auch das Ungleichste aus. Ich erkannte immer mehr in diesem Manne einen ungeschlif-

fenen Diamant, der nur für einen schlechten Kiesel gelten wollte. Sein Geschäftsfleiß und seine Thätigkeit war so groß, daß er selten zu einem ruhigen und gemüthlichen Genuße der Gegenwart kommen konnte. Seine Gattinn, die erste Wirthinn, der Gegend, war eine stille, fromme und rechtschaffene Frau. Durch ihren Sinn, ferner durch ihre Lage, auf die unwandelbare treue Erfüllung ihrer durch die drückende Zeit so sehr erschwerten Pflichten hingewiesen, und daher nur auf den Umgang ihrer Verwandten, und Weniger, mit welchen das Haus verkehren mußte, beschränkt, war ihr Haus ihre Welt. Sie sahe mich stets als halben Hausgenossen an, und gab mir bei aller fast ängstlichen Zurückhaltung und Abgeschlossenheit gegen die Welt fortwährende Beweise einer großen Anhänglichkeit und eines liebevollen Vertrauens. Ich war zuletzt so heimisch in diesem Hause, daß mein Platz am Tische, wo ich in der Franzosenzeit täglich den Dollmetscher machen mußte, immer offen blieb, wenn ich nicht kam. —

Indessen gab es noch ein Band, welches mich an dieses Haus knüpfte. Es war nur ein Kind, eine Tochter, vorhanden, die von ihrem achten bis zum funfzehnten Jahre von mir unterrichtet, und in ihrer geistigen Ausbildung auch noch über diese Zeit hinaus geleitet, confirmirt und endlich auch copulirt wurde. Sie hing als Kind, Jungfrau, Gattinn und Mutter bis an ihren in einem Alter von dreißig Jahren erfolgten Tod, mit der innigsten, vertrauensvollsten Ergebenheit an mir, war, so lange ich am Orte Prediger war, meine fleißigste Zuhörerin. Meine Belehrungen über Glauben und Christuslehre hatten bei ihr eine Geltung, wie sie nur bei einer in Gottes Wort ruhenden Seelengemeinschaft Statt haben kann. Sie war eine der lieblichsten Erscheinungen, die mir Gott auf meiner Amts- und Lebensbahn entgegen führte, und ich muß es ihr im Grabe nachrühmen, daß sie mir nie eine andere Empfindung, als Freude und Wohlwollen erregt hat. —

Ein Umgang im feineren Tone eröffnete sich mir in dem andern Beamtenhause. Herr v. H<sup>dt</sup>, früher und vom Jahre 1813 an wieder preussischer Offizier, zuletzt Major und jetzt Rittergutsbesitzer in einer entlegenen Provinz der Monarchie, hatte das aufgehobene Kloster in unserem Orte fünf Jahre lang in Pacht. Er war wenig älter, als ich, und seine Ehegattinn wenig jünger, als meine Frau. Die Unruhe der Zeit zwang auch ihn, sich im Umgange auf Wenige zu beschränken. Sein Vater, Obrister außer Diensten, wohnte in der Nähe, und wenigstens ein Mal die Woche, war er mit Frau und Tochter bei seinem Sohne. Dem Umgange mit dieser Familie verdanke ich schöne Stunden der Aufheiterung in der trüben Zeit. Der Mann war trefflich ausgebildet, sein Wesen hatte viel Männlichkeit, seine Laune war munter und er bot im Umgange viele interessanten Seiten dar. Seine Geistesbildung stand auf dem Punkte, daß er für Literatur, die schöne vaterländische insonderheit, viel Sinn zeigte, der sich in frühern Zeiten bei ihm, besonders im Umgange mit Cameraden, wie Fouqué, aufgeschlossen hatte. Er suchte mich nicht allein durch seinen Umgang, sondern auch dadurch aufzuheitern, daß er mich von Zeit zu Zeit auf kleine Reisen zu seinen gastfreien Verwandten und in die schönen Harzgegenden mitnahm. Seine Ehegattinn, die Tochter einer sehr achtbaren und gebildeten Beamtenfamilie, war sorgfältig erzogen, hatte, in der Nähe eines Fürstenhofes aufgewachsen, eines bildenden Umganges genossen, sich daher edle liebenswürdige Sitten angeeignet. Die bedeutendste Erscheinung in dieser Familie war jedoch die einzige Schwester des Herrn v. H<sup>dt</sup>. Sie war mit Liebe und höchster Sorgfalt erzogen, gut unterrichtet, ohne sich einzubilden, daß sie etwas wisse, für alles Edle empfänglich, mit dem größten Liebreize ausgestattet, bei dem feinsten Takte höchst natürlich, so daß sie ohne Ausnahme Jeden, der Sinn für wahre weibliche Würde und Schönheit hatte, für sich einnahm, und fast begeisterte. Ihr Ge-

sang war klangreich und ausgebildet. Wie viel Freude bereitere sie schon dadurch! Sie ordnete kleine interessante Gesellschaftsspiele an, so daß die Nachmittage und Abende, die solchen Freuden gewidmet waren, immer aufs Neue die harte Zeit vergessen ließen. — Sie hat später einen Rittergutsbesitzer, der sie als Offizier während des Krieges hier kennen gelernt hatte, geheirathet, und soll in der Blüthe ihrer Jahre gestorben sein. Sie war oft meine sehr aufmerksame Zuhörerin, für religiöse Einbrücke höchst empfänglich, nach evangelischer Wahrheit forschend, und stets bereit, die Gebote des göttlichen Heilandes in ihrem Wandel zu befolgen; das zeigte ihre kindliche Demuth und ungeheuchelte Freundlichkeit.

Wem Gott, auch in noch so trüber Zeit, in edlen Menschen, die ihm zur Seite stehen, noch so viel giebt und läßt, der ist nicht verlassen, weil der Mensch am Menschen Trost und Kraft gewinnt!

Ich kehre zurück zu der Darstellung jener Zeit, in welcher der Druck sich täglich mehrte, in welche aber auch endlich von Osten her ein ferner Hoffungsstrahl fiel. Das Jahr von 1812 bis 1813 erregte in mir gewaltige Gefühle. Moskau's Brand, Napoleons Rückzug, das 29te Bulletin, wer kann sie vergessen? Schon im Sommer ahnte ich den Untergang Napoleons. Ich las in dieser Zeit Voltaires Charles XII., und ich dachte mir bei dem Schicksale dieses eisernen Mannes in der Ukraine, daß Winter und Hunger ein zehnmal stärkeres Heer in diesem Klima noch schrecklicher bedrohen würde und müsse. In der Mitte des Novembers trat der heftigste Frost ein, und da ereignete sich etwas, was mir den Blick noch mehr hinrichtete, auf das, was nachher auf eine so gräßliche Weise eintrat.

Mein Haus lag an der Heerstraße, und wurde häufig mit dem ähnlich gelegenen Wirthshause verwechselt. Eines Morgens klopfte Einer heftig an die Thüre. Ich öffnete und sah zwei französische Cavallerie-Offiziere vor mir. Als sie merkten, daß hier kein Wirthshaus sei, entschul-

digten sie sich und wollten weggehen. Aber ich bat sie, einzutreten, um sich zu wärmen; denn sie bekten vor Kälte, welche bereits 20° erreicht hatte. Da legte der Eine zwei Fünffrankenstücke auf den Tisch, und bat, wenn ich sie einmal aufnehmen wollte, doch dafür Wein und ein kleines Frühstück holen zu lassen. Ich that das. Es schien ihnen behaglicher zu werden, und sie fingen an, sich sehr lebhaft über die Kälte und ihre Wirkungen zu unterhalten. Der Eine erzählte von Spanien, und was er dort von der Kälte erlitten; der Andere, wie er um die Zeit der Schlacht bei Eylau in Schnee und Frost auf offenem Felde neben seinem Pferde Nachts geschlafen habe und so erstarrt sei, daß er kein Glied habe rühren, und keinen Odem habe schöpfen können. Ich hatte indeffen die Pferde in den Stall führen lassen. Der Jüngere ging hinaus, um nach ihnen zu sehen; der Ältere saß sehr nachdenkend da, dann stand er auf, ging an's Fenster, sah nach dem Thermometer, schüttelte sich, und sagte zu mir: *Vraiment, Monsieur, un grand malheur ce temps, qu'il fait. Gelfroid et ces neiges vont ruiner la grande armée, surtout la cavalerie. Si cela devrait continuer, la faim et la misère ne tarderont pas d'attraper les pauvres soldats! \*)* — Wie erinnerte mich das 29te Bulletin an diese Worte! —

In die Zeit des Rückzuges aus Rußland fällt für mich ein Amtsereigniß eigener Art, welches ich nie vergessen werde. Ein Preussischer Kürassier hatte seine junge Frau in unserem Dorfe schwanger zurückgelassen, als er 1806 marschiren mußte. Er kam nicht wieder, als sein Regiment bei Prenzlau gefangen genommen war. Seine Kameraden behaupteten, er sei geblieben. Fünf Jahre harrete die Frau vergebens auf Rückkehr oder Nach-

\*) Wahrhaftig, mein Herr, dies Wetter ist ein großes Unglück. Diese Kälte und dies Schneegestöber werden wohl die große Armee zu Grunde richten, insbesondere die Reiterei. Wenn das anhalten sollte, so werden Hunger und Elend bald die armen Soldaten fassen!

richt. Sie kam, als Besitzerin eines Hauses, durch den Krieg in solche Lage, daß sie sich mit ihrem Kinde nicht mehr allein ernähren konnte. Sie bedurfte eines Hauswirths und Ernährers. Da fand sich ein Camerad ihres Mannes, der sie heirathen wollte. Sie eröffneten mir ihr Vorhaben. Ich wies sie zurück; sie trugen auf Todeserklärung an. Trotz des Aufrufes im Moniteur meldete sich Niemand. Da ward mir vom Procurator des Königs die Erlaubniß zur Trauung gebracht; ich berief mich im Aufgebote auf jene Autorisation, und vollzog dann die Trauung. — Bereits war diesen Eheleuten ein Kind geboren; da erschien plötzlich der erste Ehemann der Frau, welcher in französische Gefangenschaft gerathen, in Dienste getreten, nach Spanien und zuletzt nach Rußland marschirt war, ohne etwas von sich hören zu lassen. Ich sehe die arme Frau noch vor mir, zwischen ihren beiden Männern in der Mitte, das Kind des Ersteren an der Hand, das des Zweiten auf dem Arme. Sie erklärte, sie wolle bei ihrem zweiten Manne bleiben, weil sie der Erste so lange habe vergessen können. Ich sagte ihr, daß die Entscheidung von der Obrigkeit nach den Gesetzen abhänge. — Der erste Mann war gewiß nur gekommen, weil er die Wiederverheirathung seiner Frau gehört, um ihr einen Schreck zu machen; denn ich hörte, er habe in der Garnison des ersten französischen Husarenregimentes eine Person zurückgelassen, um derenwillen er seine Frau ausgegeben hätte. Er zog einen Doppellouis'd'or aus der Tasche, gab ihn seinem gemessenen Cameraden mit den Worten: »Du, halte meinen Sohn gut!« Darauf erklärte er, er wolle abgehen, wenn ihm die Auflösung der ersten Ehe bescheinigt werde. Ich wies ihn deshalb an das Tribunal. Er ging — und ist nie wieder gekommen. Seit diesem Ereignisse ist Niemand vorsichtiger, ja ängstlicher in Beobachtung der Gesetze, als ich.

Etwa im März des Jahres 1813 zogen einige Trümmern der großen Armee durch unseren Ort, und jeder Augenzeuge weiß, wie sie aussahen. Mit ihnen

aber kam das Lazarethfieber und dann die Ruhr. Die Erwartung spannte sich immer mehr; jeden Tag hieß es: Die Cosacken kommen! Aber sie kamen noch nicht. Das Corps des Vicekönigs von Italien sammelte sich in und um Magdeburg. Am 5ten April sahen wir in der Gegend jenseits der Elbe eine gewaltige Rauchsäule aufsteigen, und hörten Kanonendonner von dorthier. Es war die Affaire von Möckern und Leizkau, und letzteres stand in Flammen. Wenige Tage nachher sahen wir von einem Hügel in unserer Feldmark das Corps des Vicekönigs, von Egeln kommend, den Havel hinanziehend; es marschirte an den Fuß des Unterharges, nahm eine beobachtende, unthätige Stellung ein, und wandte sich dann nach dem Mansfeldischen und nach Sachsen. Unser Ort aber, und besonders das Amt, welches von festen Gebäuden und Gräben umgeben war, bildete das ganze Frühjahr hindurch gleichsam das Hauptquartier der westphälischen Gensd'armes. Diese Armen sollten die Stelle der mangelnden Cavallerie vertreten; man merkte ihnen aber viel Unruhe und Besorgnisse an, so viele Mühe sie sich auch gaben, recht brav zu erscheinen. So kam der mir unvergeßliche Himmelfahrtstag heran. Da trat, als ich gerade über die Worte: Wir haben hier keine bleibende Statt; sondern die zukünftige suchen wir! predigte, ein Offizier in die Kirche, und winkte, daß ich schließen sollte. Ich that es sogleich, und entließ die Gemeinde. »Herr Prediger,« sagte er, »wir müssen die Kirche, welche eine Seite der Einschließung des Amtes bildet, besetzen, und ich fordere deshalb die Schlüssel von Ihnen. Wir wissen, daß Rußen und Preußen in der Nähe sind, und müssen heute auf unserer Hut sein, wenn wir nicht überfallen und aufgehoben sein wollen!« Ich übergab ihm die Kirchenschlüssel, nachdem ich die Altarbekleidung und die vasa sacra in Sicherheit gebracht hatte, und sahe nur, wie er Kisten mit Patronen in die Kirche tragen ließ. Ich ging zu dem Pächter des Amtes, dem Oberamtmann M., und unter-

hielt mich mit ihm darüber, was da kommen könne. Ich fand ihn sehr unverzagt: »Haben wir,« sprach er, »die Wehen zur Geburt des Bösen überstehen müssen, so werden wir auch diejenigen zur Geburt des Besseren ertragen!« Ich freute mich seiner sinnigen Antwort, welche Fassung und wichtige Würdigung der Zeit und der Lage bezeugte. Gegen Abend erfuhr ich, daß Czernitschew bei Jerichow über die Elbe gegangen, und im Anzuge sei. Ich ward in ein Haus gerufen, wo eine kranke Frau meinen Zuspruch verlangte. In der Dämmerung zurückkehrend, hatte ich fast meine Hofpforte erreicht, als ich ein donnerndes und rollendes Getöse hörte, das mit jedem Augenblicke näher kam. Ehe ich noch die Pforte öffnen konnte, kam im Galopp ein Haufen Reuter mit Lanzen auf mich ein, und in dem Augenblicke hielt auf Commando der ganze Zug; es mochten etwa 80 Mann sein. Der Führer (wie ich nachher hörte) Major Graf Diemar, erster Adjutant Czernitschew's, kam an mich heran geritten, und mit ihm zugleich ein Lügower Jäger. Der Major fragte mich: Wie denkt denn der Mann dort oben (er wies auf das Amt!) sich zu wehren? — Ich antwortete leise, denn es traten bereits mehre Einwohner herzu: »Hüten Sie sich, zu nahe heranzureiten, die Gensd'armes haben die Kirche besetzt, und werden aus den Fenstern feuern!« Der Lügower mochte mein leises Sprechen übel deuten, oder nicht verstehen; er zog sein Pistol, hielt es mir vor die Stirn und sagte: »Sagen Sie die Wahrheit, was will der Kerl dort oben und wie kommen wir hinein?« — Ein alter Krieger aus dem siebenjährigen Kriege trat herzu, drückte das Pistol bei Seite, und sagte: Herr Lieutenant, was wollen Sie denn von unserem Herrn Pastor, der hat so gut Preussisches Blut, wie Sie und ich! Darauf wendete sich der Jäger von mir ab gegen den Major, und sagte: »Wie wäre es, wenn wir das ganze Nest anzündeten?« Der Major schüttelte mit dem Kopfe und commandirte, rechts abzuschwenken. Ein Kosack faßte

mich bei dem Hockfagen mit den Worten: Paschol, Kamerad! — Als das Commando paraleel mit der Kirche und die tête dem Amtsthore nahe aufmarschirt war, ließ er mich los, und ich trat eiligst und unbemerkt in den Giebel eines Hauses, der mich schützte, und wo ich doch Alles genau sehen konnte. — Der Lügower stieg vom Pferde, nahm einen Stein und schlug damit an das Amtsthor. Da sahe der dort wachstehende Gensd'armes über das Thor und fragte: Wer da? — Der Lügower antwortete: Preußen! Darauf erfolgte von dem Thore ein Signalschuß und ein Schmachwort. Jetzt ritt der Major allein etwas näher hinan, zog ein weißes Tuch hervor, und winkte gegen die Kirche. In diesem Augenblicke stürzten die unteren Kirchenfenster ein, und ich sahe die im Mondenscheine blinkenden Gewehre. Eine Salve erfolgte aus allen sechs Kirchenfenstern; allein ich bemerkte deutlich, wie die Kugeln in den Wall des alten Burggrabens einschlugen; getroffen hatte keine. Noch einmal rief und winkte der Major; da stürzten die oberen Kirchenfenster, und eine neue Salve erfolgte. Dieses Mal gingen die Kugeln viel zu hoch, sie schlugen klirrend auf die Ziegeln des Schäfereidaches; aber ein unheilvoller Schuß traf den Major, und zwar auf die Schnalle des Degenkoppels, so daß die Kugel einen Theil der Schnalle mit in den Unterleib hinein riß. Mit einem durchdringenden Schrei flog er hoch im Sattel in die Höhe. Die Cosacken riefen sogleich ein überlautes Hurrah, um den Unfall zu vertuschen, und brachten dann den Verwundeten zurück. Jetzt trat ich aus meinem Verstecke hervor, war dem andern Offiziere behülflich, schnell einen geeigneten Wagen herbei zu schaffen, auf welchem der Verwundete nach einem benachbarten Dorfe und von da später nach Burgstall in der Altmark gebracht wurde, wo er nach einigen Tagen am Brande gestorben ist. — Raum war das Detachement abgezogen, so öffnete sich das barrikadirt gewesene Amtsthor. Die Gensd'armes ritten im Galopp davon. Es offenbarte sich nun, woher



viele unter ihnen den Muth genommen, und auch, warum die Angels nicht noch besser getroffen hatten; denn die Meisten taumelten auf ihren Pferden und verriethen, wie sehr sie der Flasche zugesprochen hatten. Am andern Morgen fanden wir den Degen des Majors an der Stelle, wo er verwundet war. Den Freitag über war Alles still; am Sonnabend hielt ich in der halb verwüsteten Kirche, nachdem ich sie hatte möglichst säubern lassen, eben die Beichtrede, als ein langbärtiger Kosack den Kopf in die Kirchthüre steckte. Ich mußte sogleich schließen. Vor der Thüre hielt ein Offizier Czernitscheffs mit etwa 20 Kosacken. Er redete mich an und fragte kurz nach den Umständen von vorgestern, sah die Kirche an, und fragte, wohin die Gensd'armes gegangen seien? Ich antwortete ihm hierauf, daß sie sich nach der Halberstädter Straße gewendet, gestern auf dem Gröninger Schlosse zugebracht hätten, und daß sie heute nach Halberstadt marschirt sein sollten. In diesem Augenblicke kam ein in Halberstadt angestellter junger Mann von dorthier, und ich wies den Officier an ihn. Jener erzählte, daß der General von Dohs dort stehe mit etwa 1200 Mann von verschiedenen Waffen. Auch die Gensd'armes seien dort eingeetroffen, und auf dem Burchardi-Anger stünden vierzehn Kanonen und einige Pulverwagen aufgeföhren. Den andern Mittag aber erwarte man eine starke Colonne Französischer Infanterie von der Braunschweiger Chaussee her. — Der Officier hörte diese Nachrichten sehr aufmerksam an, verlangte dann einen Wagen, fuhr eine Strecke nach Gröningen zu, um den Weg nach Halberstadt und die Umgegend zu überblicken. Als er zurückgekehrt war, ließ er die Hälfte seiner Kosacken zurück, und ritt mit den Andern fort. Die Kosacken hatten sich neben ihren Pferden so gelagert, daß sie deren Hals zum Kopfpolster nahmen; die Pferde sahen meist sehr schlau aus. Die Kosacken waren sehr heiter, und verzehrten mit Frohsinn das, was ihnen die Einwohner an Nahrungsmitteln brachten. Nach 10 Uhr Abends, desselben

Tages, kam ein wenigstens zehn Mann hoch marschirender Haufe Cavallerie an. Ich war noch munter, und ging sogleich hinunter; ich begegnete dem General Czernitscheff, der, in eine Bärenhaut gehüllt, mit seinem Adjutanten auf das Amt ritt. Hierauf folgte Obrist Pantajeleff mit seinem braven Regimente, dann noch zwei Pulkos Kosacken, und ganz zuletzt zwei leichte Feldstücken. Es ist viel über die Stärke dieses Corps geskritten, da es bald auf 3000 Mann, bald auf 1800 Mann angegeben wird; ich kann, wegen der Dunkelheit, nichts darüber bestimmen; nur das weiß ich, daß der Zug, ohne merkliche Unterbrechung, in größter Stille, von 11 bis 1 Uhr Nachts dauerte. Der General forderete den Maire vor sich, und dieser mußte ihm zwei wegekundige Boten — zwei gewesene Preussische Militairs — stellen. Er schlug den Weg links der Straße auf Grottorf ein, theilte hier sein Corps, so daß ein Theil von der Düsselte durch die Stadt vordringen, der Andere in einem weiten Bogen über Klein-Duenstedt sich dem Burchardi-Anger von der Braunschweiger Straße her nähern mußte. Die Affaire bei Halberstadt und ihr Resultat sind bekannt. Am Nachmittage des Sonntags wurden die armen Gensd'armes gefangen durchgebracht; die Kosacken hatten die silbernen Cordons von den Bärenmützen derselben abgerissen, und um ihre unscheinbaren Mützen geschlungen. Wahrlich! eine spaßhafte Trophäe! — Fünf Tage nachher ging Lützow mit seiner Schaar durch unseren Ort. Ich hätte so gerne Theodor Körner gesehen; aber er war zufällig nicht bei dem Corps anwesend; es waren viele Studenten darunter, die sich selbst durch ihre Haltung unterschieden.

Der Waffenstillstand verbreitete eine schwüle, drückende Windstille über unsere Gegend; nur neue, fast unerschwingliche Lieferungen an Fourage und Vieh mußten geleistet werden; von Einquartirung dagegen wurden wir in diesen Wochen weniger heimgesucht. — Ein bringendes Geschäft führte mich in dieser Zeit nach Magdeburg;

aber welche polizeiliche Formalitäten mußte ich durchgehen, um ein- und auszuspannen! Es wurden damals dort einige neu ausgehobene Westphälische Regimenter eingeübt; man sah es den Leuten an, mit welchem widerstrebenden Herzen sie dienten. Napoleon selbst kam nach Magdeburg. Da eilten Viele hin, den Mann des Jahrhunderts zu sehen, der nach so großen Unfällen in Rußland, in dem Feldzuge von Einem Monate sich wieder so furchtbar dargestellt hatte. Die Meisten betrachteten ihn mit einer grauenhaften Bewunderung, nur wenige Französlinge mit Liebe; selbst unter den Geistlichen unserer Gegend gab es begeisterte Lobredner Napoleons. — Bald hierauf folgte wohl drei Monate lang für unseren Ort, namentlich auch für mein Haus, eine Zeit, wo ich nicht bloß von den betrübendsten Aufsitzen, sondern von großen Leiden heimgesucht wurde. Es begann nämlich der Transport der in der Schlacht bei Wauzen und anderen Gefechten verwundeten Franzosen, welche jeden Nachmittag in einem großen Schaaffstalle, meiner Wohnung gerade gegenüber, untergebracht wurden, wo sie, auf Stroh gelagert, übernachteten. In welchem Zustande waren diese Armen, und wie unmenschlich wurden sie von den grausamen Krankenwärtern behandelt! Nie bin ich zu größerem Mitleide geführt worden. Die Meisten waren Conscripten des Jahres, zarte Jünglinge, halbe Knaben. Viele klagten laut und winselten erbärmlich über Schmerzen und Hunger. Alle Nächte warfen die Wärter eine Anzahl Gestorbener auf die Straße, und begruben sie frisch weg! Ach wie mancher, der wohl nur erstarrt oder ohnmächtig war, ist da wohl lebendig begraben! Man kann denken, daß in den Sommermonaten Ansteckung und Krankheit erfolgen mußten. Die Meinigen wurden zum Theil von der Ruhr ergriffen, auf welche die Gelbsucht folgte, und nur durch unermüdete Pflege, gute Diät und Nahrung wurde die Gefahr gehoben. —

Während des Waffenstillstandes traf das zweite

Westphälische Husarenregiment unter Hammerstein, welches bald nachher zu den Österreichern überging, hier ein. Schöne Leute, denen man aber auch den Wismuth anmerkte; von der Lage der Sachen erfuhren wir nichts, als was uns die Franzosen wissen lassen wollten. Der letzte Sieg, welchen die Franzosen in Deutschland davon trugen, der bei Dresden, erregte darum große Besorgnisse, weil es Napoleon zu gelingen schien, Österreich von dem Bündnisse, dem es so eben erst beigetreten war, abzudrängen. Die Schlacht an der Katzbach ward uns gänzlich verschwiegen, und die Gefangennehmung Wandammes und des größten Theiles seines Corps, als Folge der tollkühnen Tapferkeit des Generals, der vergessen habe, »daß man dem fliehenden Feinde entweder eine goldene Brücke bauen, oder einen eisernen Schlagbaum entgegenstellen müsse,« dargestellt. Die Niederlagen bei Großbeeren und Dennewitz wurden erst Anfangs October kund gemacht, und zwar als unbedeutende Ereignisse ohne Folgen.

Um diese Zeit (Anfang des October) begegneten mir auf der Halberstädter Straße einige junge Leute, welche unter den Westphälischen Cuirassiers standen, mit ihrem Gepäcke, aber ohne Waffen. Ich redete sie an, und sie erzählten mir Czernitschew's Zug nach Cassel. — Von dieser Zeit an waren wir völlig ohne Regierung; denn obgleich der König nachher nochmals nach Cassel zurückkehrte, so hatte er doch keinen Einfluß auf das Land mehr. In gespannter Erwartung verfloßen einige Wochen; da wart mir eines Tages ein Freund den Burgschen Courier in's Fenster. Er enthielt die Nachricht von der Affaire bei Wartenburg und von Blücher's Übergang über die Elbe.

Am 20ten October, spät Abends, langte ein Verwandter bei mir an, welcher unter den Westphalen gedient, und den Weg von Leipzig her in einem Tage, in Zivilkleidung, gemacht hatte. Er erzählte viel von der großen Völkerschlacht, und mein Herz erbebt von

dankebarer Freude. Aber die Gefahr war noch nicht vorüber; denn Magdeburg bedrohte uns, und sobald der Gouverneur die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig erhielt, behandelte er die Umgegend feindlich. Es rückten nach allen Seiten Corps aus, welche alle Vorräthe an Korn, Heu, Stroh und alles Vieh wegnahmen und nach Magdeburg schickten. Am 25ten October rückte eine Eskadron der jungen Garde, ein Detachement Polnischer Lanciers und ein Bataillon Infanterie, nebst zwei Kanonen in den Ort. Einer der Adjutanten des Gouverneurs verlangte, der Ort, als der nächstgelegene des Saaldepartements, solle für dasselbe Alles abliefern, was es besitze. Der Herr Präfect werde dann schon Alles auf das Departement repartiren, und den Ort entschädigen. — Man kann denken, wie uns bei diesem Zumuthen zu Sinne ward. Auch einige Gensd'armes-Offiziere waren mitgekommen, welche überaus stürmisch auf Erfüllung der ganzen Requisition drangen. Jedoch während wir unterhandelten, und die Truppen in einem großen Hofe gelagert, frühstückten, wurden unsre Viehheerden, ohne daß die Franzosen sich ihrer bemächtigten, nach einem Holze getrieben, wo man sie nicht suchte. Der Pächter des Klosters, der schon erwähnte Herr von H — dt, hatte bemerkt, daß einige Flaschen Champagner den Offizieren sehr gut geschmeckt hatten, und baute darauf seine Hoffnung, daß wir doch mit ihnen fertig werden würden. Wir erklärten dann, daß wir alles Mögliche thun wollten, um der Requisition zu genügen, daß wir jedoch den Herrn Präfecten davon in Kenntniß setzen mußten. Da erklärte der Adjutant, er wolle selbst nach Halberstadt, und die Requisition vom Präfecten mit unterzeichnen, und auf einige Orter des Saaldepartements mit ausdehnen lassen. Ich aber setzte mich sogleich in einen Wagen, reiste auf einer Seitenstraße nach Halberstadt, und kam ihm zuvor. Der Privatsecretair sagte mir, ich könne dem Herrn Präfecten durchaus nicht gemeldet werden, weil er krank sei. Ich er-

wiederte, daß mir das sehr leid thue, daß er aber sehr bald einen Adjutanten des Gouverneurs von Magdeburg, der mit einem Exekutions-Commando im Anmarsch sei, werde annehmen müssen. Mein Wunsch, den Herrn Präfecten zu sprechen, bezieht sich lediglich darauf. Jetzt ging der Secretair, und kam mit der Antwort zurück, daß mein Besuch dem Herrn Präfecten genehm sei. Ich fand ihn auf dem Sopha liegend, und sehr blaß. Ich trug ihm meine Bitte um Hülfe vor. Er sprach ohne Rückhalt: »Ich wollte Ihnen gern helfen; aber in einer Zeit, wo heute die eine und morgen die andere Macht erscheint, und Anforderungen macht, hat die Wirksamkeit ein Ende. Suchen Sie sich durch Unterhandlungen zu helfen.« Er ließ darauf einen Bureauchef kommen, und trug ihm auf, in dieser Angelegenheit sofort an den Gouverneur zu schreiben. Am andern Tage kam der Adjutant von Halberstadt zurück, um unsere Lieferung abzuholen. Diese bestand (soweit handelten wir ab) in vier Wispel Hafer, acht Schlachtkühen, vier Fuder Heu und in einem Duzend Flaschen Champagner. Noch an demselben Tage ging das Commando über Egeln nach Magdeburg zurück. Wir waren noch gut genug weggekommen; die meisten Nachbarörter hatten ihr Vieh verloren. —

Seit dieser Zeit haben wir nichts wieder von dem Franzosendrucke, der sieben schreckliche Jahre auf uns gelastet hatte, erfahren.

Anfangs November wurde das Land diesseits der Elbe von dem Major von Hellwig, der in Halberstadt angekommen war, für Preußen in Besitz genommen, und am 14ten November feierte unser Ort, in Gegenwart eines Husaren-Detachements, das Siegesfest nach der Schlacht bei Leipzig, wo der Preussische Adler wieder aufgestellt wurde. Dieses Fest erregte einen Enthusiasmus, wie ich ihn mir kaum als möglich gedacht hatte. Die katholische Gemeinde hatte sich dieser Feier angeschlossen, und mir ward der Auftrag, das Fest zu ordnen.

Noch jetzt bewundere ich die Ordnung, welche nicht geboten, sondern aus eigenem Gefühle von Allen beobachtet und aufrecht erhalten wurde.

Auf einem großen Platze versammelte sich die ganze Gemeinde, welche durch das Herbeiströmen der Fremden sehr vermehrt wurde. Voran ging die Schuljugend mit den Lehrern. Zwölf Knaben trugen Blumenumwundene Stäbe mit brennenden Wachskerzen in Procession. Hinter diesen die Prediger. Dann die erste Abtheilung der Musik, das Husaren-*Detachement*, und die Schützen des Ortes mit ihren Waffen. Hierauf ein Krieger aus dem siebenjährigen Kriege, welcher den Preussischen Adler trug, begleitet von dem Ortsvorstande und von den beiden Beamten. Der zweiten Abtheilung der Musik folgte die ganze Gemeinde mit den Fremden, gewiß an Tausend Menschen. Unter dem Liede: Gelobt sei Gott mit Freuden, der uns erlöst hat u., ging der Zug in die evangelische Kirche. Die Waffen wurden draußen abgesetzt. Auf dem Altare brannten die Leuchter, die Stäbe der Knaben wurden in gemessener Ordnung vor dem Altare aufgestellt, und von den hinzutretenden Schultöchtern mit Guirlanden doppelt verbunden, so daß der in der Mitte aufgestellte Adler vielfach beleuchtet Allen sichtbar war. Ich hielt die eigens gefertigte und eingeübte Liturgie, las den Lobgesang des Zacharias Lucä 1, v. 68 — 75 vor, und predigte dann über Psalm 118, v. 16 und 17. Die Rechte des Herrn behält den Sieg! war mein Thema. I. So erscheint der Sieg, den wir heute feiern, denn a) was auch mächtige, tapfere und fromme Menschen dafür gethan — Gott hat Alles gethan; b) wie mächtig auch der Feind und wie tapfer sein Widerstand war. — Die Rechte des Herrn hat ihn besiegt. II. So feiern wir ihn, indem wir a) uns seiner freuen, b) darauf vertrauen, c) seinen Segen treu bewahren, und zu künftigen Siegen dieser Art mitwirken. — Nach der Predigt verlas ich den Aufruf des Königs an uns, und that nun an

alle Versammelte die dreifache Frage: ob sie dem Rufe des Königs folgen, ob sie keine Opfer scheuen, und nicht wanken wollten in dem Vertrauen auf Gott, dessen Rechte den Sieg behält? — Bei dem dreimaligen Ja wurden draußen von den Schützen die Salven gegeben. Das Ganze machte einen unaussprechlichen Eindruck! Hierauf fiel bei dem Gebete für König und Vaterland Alles auf die Knie und das Lied: Nun danket Alle Gott! beschloß die Feier. An den Kirchenthüren standen die Becken zur Einsammlung einer Collekte zum Besten der Verwundeten, und Nachmittags wurden die Naturalien für dieselben zusammen gebracht, und nach Halle gefahren. Diese arme, geplünderte, ausgefogene Gemeinde war eine der Ersten, die ihre Gaben auf den Altar des Vaterlandes niederlegte. Sie that fast über ihre Kräfte und blieb bei keiner Gelegenheit zurück. Es forderte die Zeit und der große Zweck noch schwere Opfer. Die Errichtung der Landwehr insonderheit kostete viel. —

Einem sehr gebildeten Preussischen Offiziere, welcher meine Siegespredigt, die in Magdeburg gedruckt war, gelesen, hatte diese so sehr gefallen, daß er mir zuredete, mich zu dem Amte eines Brigadepredigers zu melden. Ich schrieb deshalb an das Gouvernement und an den Feldprobst, und bekam von dem Letzteren unter dem 1. Januar aus dem Hauptquartiere der Garden zu Basel die Antwort: Es solle auf mich reflektirt werden, und bei nöthig werdender Anstellung eine Empfehlung an die berechtigten Behörden und Chefs ergehen. Auch wurde ich oft aufgefordert, den in der Gegend abgesondert stehenden Truppen Vorträge zu halten. Doch kam der erste Pariser Friede herbei, ohne daß ein Ruf zum Felddienste an mich ergangen wäre. —

Den Winter über hatten wir, außer der Compagnie Landwehr, die am Orte errichtet und eingeübt wurde, russische Landwehr, zum Theil sehr weit her. Täglich besuchte mich damals ein Quartiermeister, welcher Rektor zu Rastroma an der Wolga war, ein sehr gebildeter

und unterrichteter Mann, denn er sprach deutsch, französisch, lateinisch und griechisch. Auch donische Kosacken standen hier; ein verwundeter Capitain ward in meinem Hause drei Mal operirt. Diese Kosacken waren ein lustiges, unruhiges Volk; Musketen liebten sie leidenschaftlich. Mein ältester, damals achtjähriger Sohn, der ihnen einige Märsche auf dem Claviere vorspielte, ward ihr Liebling. Alle Wege machten sie zu Pferde, und mein Sohn mußte als Wegweiser auf dem Handpferde mitreiten; sie überließen dem Knaben die Sorge, wie er sich auf dem wilden Thiere festhalten wollte, wodurch der besorgten Mutter mancher Schreck verursacht ward. Oft stimmten sie ihren, sich meist in Molltönen bewegenden Gesang an; ihre Lieblingspeise war Sauerkraut. (Kopusti.)

Die Wechselfälle, welche nach dem 3. Februar in Frankreich Statt fanden, ließen eine so schnelle und vollständige Entscheidung, als durch den Zug der Verbündeten nach Paris herbei geführt wurde, nicht hoffen. Um so größer war die Freude, welche die Botschaft von der Einnahme von Paris erregte. Sie traf am Charfreitage in Halberstadt ein; von Ort zu Ort tönte Abends das Freudengeläute. Am ersten Ostertage früh zeigte mir der Major des damals im Orte kantonirenden Bataillons an, er werde Kirchenparade halten, um seine Leute auch kirchlich an der Siegesfeier theilnehmen zu lassen. Ich rebete über l. Corr. XV., 57: »Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Heiland Jesum Christum!« und stellte dar: wie sehr das Siegesfest des Vaterlandes mit dem Siegesfeste Jesu Christi heute zusammenstimme. Und zwar I. in seinem Gegenstande, und II. in seinem Eindrücke. —

Wir Prediger hatten kurz vorher die Anweisung erhalten, in dieser Zeit allen unseren Vorträgen eine patriotische Richtung zu geben. Darunter verstand ich kein Politisiren, welches durchaus nicht auf die Kanzel gehört, sondern einfach religiöse Richtung auf König und

Vaterland. Ich habe jener Aufforderung mit größter Freude ein Genüge zu thun mich bestrebt; es war die Periode meiner besten Lebenskraft in Verbindung mit genügender Übung; denn ich war damals etwas über dreißig Jahre alt, und etwas über zehn Jahre im Amte. Eine Sammlung der damals von mir gehaltenen patriotischen Predigten ist gedruckt. \*) Sie weisen die patriotischen Feste dieser Zeit nach. —

In Folge des Pariser Friedens ward endlich Magdeburg übergeben. — Ich wohnte dem Einzuge bei. — Das war ein herrlicher Tag für ein patriotisches Herz! Die Woche vorher waren die Franzosen bis auf die Kranken abgezogen. Schon früh Morgens wogte der breite Weg von zahlloser Menge. Die Behörden und Corporationen, welche Lizenzen empfangen sollten, konnte man als bestimmter geordnete Gruppen erkennen. — Zuerst erschien in einfach prächtiger Uniform: Fische General Flourens II. mit zwei Pulks donischer Kosacken, nach allen Seiten hin freundlichst grüßend. Und wie schön war diese Truppe! Pferde und Menschen wie für einander geschaffen, und in einander gewachsen, so leicht und sicher die Haltung, die langen Lanzen alle in gleicher Richtung, Wucht und Gewandtheit zugleich andeutend! Darauf der kommandirende General, begleitet vom Militär- und Civil-Gouverneur des Landes. Dann die Generale Hirschfeld, Wobsee, Horn u. s. w. mit der Cavallerie, Infanterie und Artillerie. Jedem Fremden kündigte sich Magdeburg durch Alles, was man sah und hörte, als eine Preußenstadt, voll des höchsten Patriotismus an! Die Truppen marschirten nach dem Domplatze und Fürstenwalle; auf ersterem Platze war eine Kanzel errichtet, von welcher herab Westermeyer eine sehr schöne, ansprechende Rede über die Worte hielt: Je-

\*) Der Titel heißt vollständig: Patriotische Predigten. In der großen Zeit gehalten von J. F. W. Godlar bei Kircher. 1815.

Isaia XXVI., v. 2: »Thut die Thore auf, daß hereingehe das gerechte Volk, das den Glauben bewahrt!« Den Abend sahe ich die imposante Erleuchtung der Stadt; die Inschriften oft sehr ansprechend. Über Westermeyers Thore brannte das eiserne Kreuz mit der Inschrift:

Dies Kreuz, das einst erlöst die Welt,  
Hat unser Heil jetzt hergestellt.

Dieser Tag realisirte meine schönsten patriotischen Hoffnungen, und ich sprach zu mir, nachdem ich dies erlebt: Sei nun wieder zufrieden, meine Seele! —

Da wir über ein Jahr mit Preußen in gar keiner Kommunikation gestanden hatten, so kam nun erst, da Magdeburg wieder offen war, Alles zu uns, was dort während des Krieges im Drucke erschienen war. Unter Allen waren mir die Predigten von Hanstein, Ribbeck und Eylert lieb. Diese Männer hatten den großen Kampf mitgekämpft mit dem Schwerdte des göttlichen Wortes. Auch ich durfte mir das Zeugniß geben, daß ich das Feuer auf dem Altare des Vaterlandes nicht einen Augenblick hatte erlöschen lassen. —

Der Sommer des Jahres 1814 verbreitete ein schönes, langentbehrtes Gefühl der Ruhe auch über unsere Gegend. Der Bote des Friedens und die aus Paris heimkehrende Siegesglorie mit ihrem Biergespann, welche Napoleon vom Brandenburger Thore entführt hatte, veranlaßte Auftritte eines freudigen Enthusiasmus. Konnten auch für jetzt, besonders auch für Prediger und Schullehrer, die Lasten noch nicht, wie es das väterliche Herz des Königs wünschte, erleichtert werden: so wurde doch Alles leichter getragen und geleistet, weil man vorwärts in bessere Tage blickte. Aber in den Ton Derer, auch unter den Predigern, welche während der Fremdherrschaft ängstlich geschwiegen, nun aber Napoleon nach seinem Falle, welcher doch nur durch Aufopferung von Gut und Blut von ganz Europa bewirkt war, so verächtlich behandelten, daß sie ihn gleichsam von heiliger Stätte herab mit Roth bewarfen, konnte ich so wenig

einstimmen, daß ich vielmehr auch an das Gute erinnerte, welches er entweder gewollt, oder als Werkzeug der göttlichen Vorsehung, selbst wider Willen, vollbracht hatte. Auch die großen Lehren, die im Steigen und Fallen, im Glück und Ende des merkwürdigen Mannes lagen, brachte ich zur Sprache, indem ich sein Schicksal im Lichte der heiligen Schrift nach Jesaia XIV. v. 4—12—16 und 17—19. und nach Luc. I. 49—52 darstellte. Es empföhrte mich, wenn ich hörte, wie man den großen Gegner herabwürdigte, und ihm nun auch das absprach, was wir doch genug gewahr geworden waren. — Zwar während des Kampfes durfte man es so genau nicht nehmen; denn der gemeine Mann kämpft muthiger, wenn er sich seinen Gegner kleiner denkt, als er ist. Vielleicht findet Napoleons eigne Unart, nie einem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, darin allein Entschuldigung, daß dies zugleich in der Seele der selbstgefälligen Franzosen und seiner Soldaten geschah. Ich buldete alle die ekelhaften Karikaturen nicht in meinem Hause, die auf ihn gemacht wurden, und so wenig ich während der Fremdherrschaft die Bilder unsers geliebten Königspaares weggenommen, nahm ich jetzt einen Kupferstich, welcher Napoleon nach Isabey darstellte, weg, soviel auch darüber gesprochen wurde. — Immer stiller wurde es; ungestört konnte ich mich meinem Amte, insonderheit auch der Schule und dem Privatunterrichte meiner Kinder widmen. Aber ich ahnte, Frankreich, dieser Vulkan, sei noch nicht beruhigt; was in seinem Innern siede, werde bald wieder zerstörend hervorbrehen; wenn ich gleich nicht glauben konnte, daß die Engländer Napoleon auf Elba so unbeachtet lassen werden, daß ihm die Ausführung einer förmlichen Expedition möglich sei. Daß Napoleon nach Frankreich gehen konnte, mußte Jeden wundern; daß ihm aber das Heer und seine Beamtenwelt wieder zufiel, als er einmal da war, war natürlich. Als die Nachricht von seiner Landung in Frankreich zu uns kam, war ich in einer Gesellschaft, wo der Wirth meinte, was

denn der Inselkönig noch wollte; er werde nichts mehr ausrichten. Ein sehr braver Offizier, \*) der zugegen war, sagte: Man wird nicht glauben, daß ich sehr furchtsam sei; aber ich sehe diese Nachricht für die Schrecklichste an, die nur kommen konnte. Unsere Blutarbeit wird von vorn beginnen. — Ich brachte, wie im vorigen Jahre, den Gegenstand des Osterfestes in Beziehung auf die Lage und Stimmung des Vaterlandes, indem ich die Worte Jesu, Matth. X., 28, betrachtete als einen Zuruf des Auferstandenen an fromme Krieger, welche an ihn glauben.

#### Fünfte Lebensperiode.

##### Der Feldzug und das Amt des Brigadepredigers. 1815.

Als von allen Seiten der Aufruf des Vaterlandes auf Neue erscholl, erging auch an mich abseiten des königlichen Gouvernements die Anfrage: ob ich noch, wie ich im vorigen Jahre geäußert, bereit sei, das Amt eines Brigadepredigers zu übernehmen? Nachdem ich zugesagt, erhielt ich die etatsmäßigen Mobiliarmachungsgelder, und vom Feldprobste Offelsmeyer die Instruction über die Pflichten der Militärprediger. Das Gouvernement beschied mich gegen Ende Mai's zur Armee des Niederrheins als Feldprediger der 8ten Brigade abzugehen, und dazu zwei königliche Dienstpferde in Empfang zu nehmen. Da es mir freigestellt war, ob ich reiten oder fahren wollte, kaufte ich mir einen Wagen, weil ich kirchliche Geräthe, als ein Kreuz, eine große Bibel und

\*) Er hatte das eiserne Kreuz erster Klasse.

die Kirchenbücher bei mir zu führen hatte. Ich kaufte einen überbauten Stuhlwagen, der groß genug war, wenn ich den Sitz abschaltete, darin zu liegen, und ich führte deshalb eine große wollene Decke und ein Kopfkissen bei mir. Ich habe während der Campagne nur zweimal davon Gebrauch gemacht; aber ich billige diese Maßregel noch heute. Wieviel ist es werth, sich vor Mäße schützen zu können!

Ehe ich jedoch abreisen konnte, hatte ich die Angelegenheiten der mir und meiner Familie bleibenden Civilparre und ihre Verwaltung zu ordnen. Ich machte mit dem Rektor aus Stadt Hadmersleben den Vertrag, daß er gegen eine Entschädigung die Predigten einen Sonntag um den andern halten sollte. Die übrigen Verrichtungen übernahmen zwei gefällige Nachbarn. Gehalt bekam ich nicht, sondern nur Feldzulage, Rationen und Portion, und einen Trainsoldaten, welcher zufällig bei mir in S. in die Schule gegangen war.

Am ersten Sonntage nach Trinitatis hielt ich die Abschiedspredigt. Ich gebrauchte die Worte Jesu Joh. XIV. v. 18: »Ich will euch nicht Waisen lassen; ich komme wieder zu euch!« welche ich in Verbindung mit Philipp. I. v. 27.: »Wandelt nur würdiglich dem Evangelio Christi, auf daß, ob ich komme und sehe euch, oder abwesend von euch höre, daß ihr stehet in Einem Geiste und Einer Seele, und sammt uns kämpfet,« und zwar als 1) meine Bitte und 2) als meine vertrauensvolle Zusage, darstellte. Der Superintendenten ließ mich einstweilen aus meinem Amte, und forderte die Gemeinde auf, sich in allen Fällen, wo sie des Rathes bedürfen werde, an ihn zu wenden. Ich reiste am 4ten Juni von Halberstadt ab. Die Marschroute erhielt ich für jetzt bis Cassel, wo ich weiter dirigirt werden sollte. Mein Begleiter war ein invalider Trompeter, welcher den Feldzug nach Rußland mitgemacht hatte, und mir als Feldkünstler beigegeben war. Obgleich er sehr unruhigen Gemüthes, und in Folge der erlittenen Strapazen bisweilen sogar geisteskrank war, so ging es doch noch besser, als ich geglaubt hatte. —

Man kann denken, wie nun mir, der ich in meinen zwölf Amtsjahren kaum einige kleine Harzreisen gemacht, Alles vorkam. Der Gedanke an Gott und Vaterland half mir über die allzugroßen Schmerzen der Trennung von den Meinigen hinweg. Ich hatte damals vier Kinder, von denen das Jüngste ein halbes Jahr alt war. Die Liebe zu meiner Familie nahm durch meine Stimmung einen fast heiligen Charakter an.

Da ich mit offenen Augen reiste, und im Durchfluge aufzufassen suchte, was möglich war, so theile ich hier meine kleinen Erlebnisse nach den Briefen, die ich damals an meine Frau geschrieben habe, mit. —

Nach zwei Märschen langte ich über Osterwiek und Goslar in Seesen an, von wo aus ich unter dem 5ten Juni die erste Nachricht von mir den Meinigen sandte. Der Weg von Goslar über Langelsheim nach Seesen war sehr beschwerlich. Ich bedauerte nichts mehr, als daß ich die herrliche Harzgegend nur durch zerrissene Nebelwolken erblickte. Der Weg führte bald durch traurige Schiefer- und Schlackenberge, bald wieder durch Kornfelder und Wiesenmatten. — Mein Quartier, obgleich in einem Wirthshause, war gut, und das Reisen schien meiner Gesundheit sehr gut zu behagen.

Von Cassel aus, den 7ten Juni, meldete ich meiner Frau, daß sie mir durchaus nicht eher schreiben könne, als bis ich bei der Armee angelangt sei, weil ich nicht wußte, wie ich bei dem Marsche der Truppen von der Route vielleicht würde abweichen müssen. In den letzten drei Tagen war ich durch herrliche Gegenden gekommen; Göttingen sahe ich nur flüchtig, weil ich nur füttern ließ; die Stadt hatte heitere Umgebungen, und eine schöne Lindenallee führt hinein; sie erschien mir mehr wie ein anspruchloses, angenehmes Mädchen, als wie stolze Dame. Doch ward ich bald inne, daß ich hier in einem deutschen Athen sei; denn ich zählte auf Einer Straße fünf große Buchhandlungen. Es war mir freilich, als ob mir die Mufen von allen Seiten zugerufen

hätten, hier zu weilen; aber hätten sie auch Sirenenstimmen gehabt, ich mußte vorwärts. Die Göttinger Studenten hatten sämmtlich ein gefälliges, anständiges und doch freies Ansehen. Die Dörfer der Umgegend sind sehr gut gebaut, und liegen zum Theil überraschend schön. Links hat man die Berge des auslaufenden Harzes, rechts hin die weiten Ebenen längs der Leine. Ich kam durch Hannöversch-Münden, einer alten, finstern Stadt in einer unbeschreiblich schönen Gegend, noch belebter durch die Schiffswimpel, die man überall erblickt. Von hier aus steigt man den steilen Mündener- oder Lutterberg heran. Der Kamm der Berge trennt nicht nur das Hannöversche von Hessen, sondern auch den platten niedersächsischen Dialekt von Hochdeutsch. Von oben genießt man einer herrlichen Aussicht auf die hohen Bergparalelen, welche in Gestalt eines Dreiecks die Werra, Fulda und Weser in ihrem Laufe verfolgen. Der Übergang über den Berg muß im Winter für schweres Fuhrwerk nicht ohne Gefahr sein. Alle Wagen führen Hemmschuhe; ist man hinüber, so erblickt man Cassel. Das Wetter begünstigte mich so, daß die Natur nicht nur unermessliche Schönheiten vor mir entfaltete, sondern daß ich sogar den Herkules auf dem Winterkassen mit bloßen Augen als scharf begrenzte Figur, in einer Entfernung von vier Stunden, sehen konnte. Weiter hin sahe ich den hohen Meißner. Kurz, eine neue Welt that sich mir auf.

Cassel gehört zu den neuern Städten Deutschlands; bei allen Annehmlichkeiten fehlen auch ihr, wie den Meisten dieser Art, die hohen imposanten Kirchen und Thürme, welche am Körper einer Stadt gleichsam Haupt und Glieder bilden. Zur Zeit der Jerome'schen Wirthschaft soll der Ort viel belebter gewesen sein. Ich besah das Drangeriehaus, die Aue, die drei schönsten Plätze, das Museum Friedericianum und die neuen Casernen. Dann ließ ich mich die Straße hinauf fahren, welche nach Wilhelmshöhe führt, und besah dort das Schloß,



die Löwenburg, den Winterkasten und die Kasuben. An keinem Punkte Deutschlands haben wohl Natur und Kunst so innig gemeinschaftlich zur Verschönerung gewirkt, als hier. Was ich sah, übertraf meine Vorstellung. Wohl möchte ich hier sein, wenn die Wasser angelassen werden; sie gewähren gewiß ein prächtiges Schauspiel. Auf dem Schloßplatze sah ich die Parade der hessischen Garben. Es war Infanterie und Cavallerie. Ich wunderte mich sehr, die alten Bäume wieder zu sehen. Es äußerte sich Alles in Cassel sehr patriotisch, besonders sehr preussisch gesinnt. Letztere Stimmung fand ich nicht so allgemein im Hannöverschen, wo man die Occupation von 1806 noch nicht vergessen zu haben schien. —

Am 8ten Juni kam ich nach Friglar, einer vormals Mainzischen, alten katholischen Stadt. Ich logirte bei einem gebildeten Manne, der Bürgermeister gewesen war, welcher mir manches Interessante über die Schicksale der Stadt mittheilte. Wenn es wahr ist, daß man dem einzelnen Menschen, oder der einzelnen Familie die Religion ansehen könne, daß es also eine katholische Physiognomie gebe, so auch einem ganzen Orte, so zeigt sich dies wohl nie frappanter, als in diesem katholischen Stiftsorte Friglar, welches mitten in dem protestantischen Hessen gelegen, sich abweichend ankündigt. — Wäre es wahr, daß die Reformation sich bloß auf demokratischen Wegen von Ort zu Ort fortgepflanzt habe, wie hätte dieser Ort bei solcher Nachbarschaft katholisch bleiben können? Vielmehr ist die Veränderung, die wir Reformation nennen, meist unter obrigkeitlicher Leitung, nach dem Willen der Machthaber und Landesherren, erfolgt, und daß das hürmainzische Friglar mitten in Hessen katholisch geblieben ist, beweist de facto den Satz: *cujus est regio, ejus est religio!* \*)

Von hier ging der Marsch durch das Gebirge auf sehr schlimmen Wegen über Wiltungen nach Frankenau

\*) Nach der Religion des Landesherren richtet sich die des Landes.

und von dort noch nach Luisendorf, einer Colonie französischer Refugees. Die Einwohner dieses Ortes schienen alle eben so einfach, fromm und gutmüthig, als arm zu sein. Der Vorsteher führte mich zu dem Prediger; aber »Monsieur le Ministre« war nach einer entlegenen Filial-Colonie gereist. Schon wollte ich zum ersten Male die Nacht im Wagen zubringen, als ich von einem bejahrten, treuherzigen Manne deutsch angerebet ward. »Ich bin,« sagte er, »der hier wohnende Förster, und gehöre nicht zu der Colonie. Ich komme eben aus dem Walde, und höre von meinem Weibe, daß ein Preussischer Prediger hier angekommen sei, den man nicht unterbringen könne. Mein Weib sagte: Hole den Mann, den schickt der liebe Gott! Kommen Sie mit, wenn Sie vorlieb nehmen wollen. Auch für Ihre Pferde habe ich Gelaß.«

Ich fand eine patriarchalische Wirthschaft und ein Paar, wie Philemon und Baucis. Nach so großer Anstrengung an einem sehr heißen Tage bekam uns diese Aufnahme sehr gut. — »Nur ein halbes Stündchen noch,« sagte der alte Mann, »dann sollen Sie zu Abend essen. Meine Brackchen haben einen jungen Hasen gefangen, den bratet mein Weib. Es thut mir nur leid, daß das Bier nicht gut ist; wir haben aber hier Wasser, so schön, als das Wiltunger \*) und ich habe noch eine Flasche Wein stehen, davon will ich Ihnen sogleich etwas in das Wasser gießen.«

Die Freundlichkeit des hessischen Forstmannes rührte mich sehr. Ich unterhielt mich gern mit ihm über die Colonie und Landesart. Nach dem Abendessen führte er mich in ein Gaststübchen, mit einem bequemen, reinlichen Bette, worin ich bis um 6 Uhr Morgens sanft schlief. Als ich erwachte, saß der Alte schon vor meinem Bette; er brachte Kaffee und Frühstück, und fragte mich, wohin heute mein Marsch gehe? In meiner Marschroute steht Frankenberg, antwortete ich; da ich aber ge-

\*) Wiltungen ist ein Waldeck'scher Bitterbrunnenort.

stern nicht in Frankenu geblieben bin, so kann ich heute bis Battenberg gehen. Nachdem ich mich an Kaffee und Frühstück erlabt hatte, erbot er sich, mich bis an die Eder zu begleiten; Sie könnten, sagte er, die Furth verfehlen, was heute nicht gut wäre, da es gewittert hat, und der Fluß gewiß sehr angeschwollen ist. Ich nahm sehr dankbar sein Anerbieten an; er sah uns nach, als wir die Eder, welche über die Ape ging, glücklich passirten; dann winkte er uns noch ein Lebewohl zu, und kehrte um. —

Ich gelangte über Battenfelde schon um elf Uhr nach Battenberg, einem Hessen-Darmstädtischen Städtchen, hoch an der Eder gelegen. Mein Quartier bei dem Oberförster lag auf der höchsten Spitze, und hatte eine herrliche Aussicht nach Süden hin. Ich fand auch hier eine freundliche Aufnahme. Das Haus war natürlich vornehmer, als das Vorige. Die guten Leute hatten vor Kurzem ihren einzigen Sohn durch einen unglücklichen Schuß auf der Jagd verloren. Ich hatte Gelegenheit, ihnen einigen Trost zuzusprechen, und es schien derselbe wirklich Anklang und Eingang zu finden. Sie entließen mich am andern Morgen mit gerührtem Herzen. — Dieselbe gute Aufnahme fand ich bei dem Fürstlich Witgensteinischen Forstrentmeister in Hofmannshausen, einem Dörfchen, eine Stunde jenseits Laasphe; hierher wies mich der Herr Bürgermeister von Laasphe, eine Person, die mich sehr in Verwunderung setzte. Als ich in die Stube trat, erblickte ich einen ehrbaren Schuhmacher in voller Arbeit. Ich fragte nach dem Herrn Bürgermeister; sogleich stand der Mann von seiner Arbeit auf, warf rasch einen Oberrock über, und sagte dann: »Zu dienen, mein Herr, der Bürgermeister bin ich selber.« Er führte mich hinter einen Wandschirm, wo sein Bureau und seine Registratur war. Er signirte meine Marschrouten, gab mir mein Billet und sogar einen Durschen zum Führer. —

Die Natur nimmt an der Oberlahn einen sehr ma-

lerischen Charakter an. An dem Fuße der Gebirge, welche dem Laufe dieses Flusses folgen, läuft die Straße hin, jedoch so, daß der Fluß noch tief unten in einem mäßig breiten, mit schönen Wiesen bedeckten Thale fließt. Hoch über dem Städtchen Laasphe liegt das Residenzschloß Witgenstein. Es ist mir in dieser Gegend öfter die Endung an den Namen der Orte aufgefallen, p h e z. B. in Laasphe, Nettphe u. s. w. Was bedeutet sie wohl und von welcher Völkerschaft mag sie herrühren? —

Der Weg durch die halbkahlen Berge und Hochplateaux war allerdings sehr schlimm. Zum Glück hatte sich hier einiges leichte Armeezugwerk zusammengefunden, so daß nun ein Wagen dem Andern forthelfen konnte. Auf das Äußerste erschöpft und von Regen durchnäßt, kamen wir in Nieder-Nettphe an, wo wir zu Mittag aßen. In der Gaststube traf ich einen sehr honett aussehenden Mann, welcher über Politik und sogar über Religion sich sehr geschickt äußerte. Ich hielt ihn für eine Magistratsperson oder für einen Schulmann aus Siegen; aber ein Mitglied der Gesellschaft sagte mir, es sei ein Schuhmacher aus dem Orte. Das war also der zweite vornehme Cellularier dieser Art, den ich in wenigen Tagen kennen lernte. —

Nachmittags kam ich nach Siegen, einer jetzt Preussischen Mittelstadt. Sie liegt in einem weiten, schönen Thale, welches der Sitz großer Industrie ist. Alles ertönt von den Hämmern der Hüttenwerke, und überall sieht man baumstarke Hüttenarbeiter und Fuhrwerke mit Kohlen oder Erzeugnissen der Hütten beladen. Mein Wirth, der reformirte Prediger, hatte die Güte, mir die hiesigen Schlösser zu zeigen, und bei näherer Ansicht der Umgegend fand ich Ähnlichkeit mit der Physiognomie der Gegend von Goslar. —

Ich nahm meinen Weg von hier durch das Sauerland, die Grafschaft Mark und das Bergesche. Die Sauerländischen Berge unterscheiden sich von der Gegend, die ich in den letzten Tagen durchreiste, durch eine ge-

wisse Ibe, traurige Monotonie. Ich kam nach Olpe, einer kleinen katholischen Stadt, blieb aber nicht da, sondern ging noch bis Meinerzhagen in der Grafschaft Mark, wo Alles reformirt, und sehr patriotisch gesinnt ist. Es giebt keine besseren Preußen, als diese Markaner. —

Über Meinerzhagen öffnet sich dem Auge eine unermeßliche Aussicht; als ich von dort abreiste, war es anfangs sehr trübe, dann fiel es nebelhaft nieder, und ich konnte nun sehr weit hinabsehen. Die Gegend ward fruchtbarer, von schönen spiegelhellen Teichen und Bächen bewässert. Die Dörfer werden immer belebter durch Industrie, und die Häuser immer schöner. Man merkt an Allem, daß man der frequentesten und fleißigsten Gegend der Monarchie nahe ist. Die größte Reinlichkeit und selbst eine gewisse massive Wohlhabenheit zeigt sich überall. Ich kam durch Wipperfurth, und erreichte Mittag's Hülfswagen, wo ich bei dem Landrentenmeister von Berges zu Mittag speiste, welcher mir eine kurze Anweisung gab, wie ich in möglichster Kürze das Merkwürdigste in Cöln sehen könne. Es gefiel mir inmitten dieser gebildeten Familie sehr wohl. Am andern Tage stellte sich mir in der Morgensonne Cöln in seiner weiten Ausdehnung längs des Rheines mit seinen zahlreichen Kirchen und Thürmen, und dem alles überragenden Dome in wunderbarer Herrlichkeit dar. Der Dom erhebt sich auch in seiner unvollendeten Gestalt über alle Gebäude der Stadt. Herr von Berges hatte mir gesagt, das Innere der Stadt entspreche durchaus nicht der Erwartung, welche der Anblick rege gemacht habe; ein Engländer, der dies gewußt, habe daher die Stadt bloß von ferne betrachtet, und sei, um die Illusion nicht zu zerstören, nicht hineingegangen.

Die klare, lebendige Wipper fließt durch ein schönes Thal voll Bleichen und Wiesen. Mit Bedauern, nicht hin zu können, blickte ich rechts hinüber nach Elberfeld und seiner lebenvollen Umgegend. Ich kam durch die hübsche Stadt Mülheim und um 10 Uhr war ich in Deu.

Bis dahin hatte ich nur den Rhein von fern blinken gesehen, jetzt übersehe ich den herrlichen Strom in seiner ganzen imposanten Breite. Was ist es doch, was ihm auch hier noch, wo seine Ufer schon flach sind, so großen Reiz verleiht? — Nicht bloß seine Fülle und Breite ist es; vielmehr seine Lebendigkeit, die gerade hier noch groß genug, und doch schon zu einer festen, gleichmäßigen Strömung geregelt ist. Der Rhein gleicht hier dem gesetzten, kraftvollen Manne, während er oben dem brausenden ungestümen Jünglinge, und leider — man denkt wirklich ungern daran, — endlich, wo er im Sande sich verliert, dem Greise in seiner schleichenden Mattigkeit gleicht. Aber auch seine überaus schöne Farbe ist es, in welcher das Blau des Himmels mit dem Grün der Erde sich verschmilzt, wahrscheinlich ein Erbtheil der Gletscher, welche ihn erzeugten, und des Bodensees, welcher seine Jugend abkühlte. Wahrlich, ich schwelgte recht in seinem Anblicke, als ich auf der fliegenden Brücke hinüberging; es kam mir vor, als wollte der Strom, furchtbar auf uns eindringend, wie eine Riesenschlange, uns überwältigen! Ich sprach kein Wort, hätte aber den Eindruck gern mit einem lieben Menschen getheilt. —

In Cöln hatte ich wieder ein sehr gutes Quartier bei einem Weinhändler, der hinter seinem großen Hause einen geräumigen Garten und Weinberg, früher zu einem Kloster gehörig, besaß, von wo aus man die vier Thürme der Apostelkirche sieht, welche mich an die der Liebenfrauenkirche zu Halberstadt erinnerten. Ich hielt hier den 15. Juni Ruhetag, und gewann daher Zeit, die Stadt genauer zu sehen. —

Bekanntlich hieß Cöln seit lange das deutsche Rom, weil hier fast Alles katholisch ist. Ich theilte mein Quartier mit einem Hauptmanne aus Oberschlesien, einem sehr umgänglichen Manne. Dieser bot mir an, mit mir in seinem Wagen eine Tour durch die Stadt zu machen, um mir die Hauptmerkwürdigkeiten derselben zu zeigen. Ich nahm das sehr dankbar an. Wir fuhren zuerst

nach dem Dome. Es war Gottesdienst darin, wenn ich nicht irre, zu Ehren des heiligen Vitus. Zuerst besahen wir das Gebäude von außen; welche Harmonie, und welcher Maassstab, wenn es vollendet wäre! Der hohe Thor ward am 25ten September 1322 eingeweiht, und bildet an sich eine Kirche, ein Wunder der Baukunst! Drittehalbhundert Jahre baute man mit mehrern Unterbrechungen an der Masse, welche dasteht, und welche noch nicht die Hälfte des projectirten Ganzen beträgt. Noch stand auf dem östlichen Thurme, zum Zeichen der Nichtvollendung, der Kranich, der die Mauerstücke hinauf hob. Der Grundriß bildet ein lateinisches Kreuz. Ich konnte mich nicht satt sehen; das Mauerwerk, wie aus einem Stücke, krystallrein und wie aus Marmor geschnitten! Es wäre vergeblich, wenn ich als Unkundiger, nach flüchtigem Anblicke, auch nur die Eindrücke beschreiben wollte, die die Betrachtung des Domes auf mich gemacht hat. Das Farbenspiel, die Figuren und Gruppen der zauberartigen Glasmalerei der Fenster, die Freskogemälde (die andern habe ich nicht mit Ruhe betrachten können) überfüllten fast meine Seele. Dazu der überaus prächtige Cultus! —

Die Kirchenschätze des Domes, insonderheit die Särge der heiligen drei Könige, konnten wir nicht sehen. Der Riß des Baues, welcher früher im Archiv aufbewahrt gewesen, und abhanden gekommen war, soll wieder aufgefunden sein. —

Wir sahen dann einige Überbleibsel der Römerbauten, als einen Theil des Rathhauses, das Capitol und den Baienthurm. Ich bin nicht fachverständig genug, um in dem Thurme ein Römerwerk zu erkennen; Viele setzen seinen Ursprung in spätere Zeiten. Das Jesuitercollagium sahen wir nur von außen an, weil wir gern noch den Hafen besuchen, und uns doch auch zu rechter Stunde zu Mittag einsinden wollten. Die Bauart ist im Einzelnen schlecht; keine einzige schöne, breite, regelmäßige Straße; aber das Ganze ist doch imposant, weil

Styl und historisches Andenken zusammen passen; man sieht es dem Orte an, daß er auf die ganze christliche Ara herabsieht. —

Erst am 17ten Juni reiste ich früh Morgens bei starkem Regen von Köln ab. Nach einem langen und einsörmigen Wege durch die weite fruchtbare Ebene — unferer Börde vergleichbar — kam ich nach Düren, einer hübschen Stadt an der Röhre. Vor dem Thore dieser Stadt erblickte ich etwas, was ich von fern für eine Nichtstätte ansah. Aber was erblickte ich, als ich näher kam? — Einen Christus, völlig als Hingerichteter dargestellt, mit flatternden Haaren, um ihn her alle Werkzeuge der Marter und der Hinrichtung. Dieser Anblick machte einen grellen Eindruck auf mich; ich habe schöne Gemälde des Gekreuzigten, und in Quedlinburg und Blankenburg die bekannten Crucifixe mit ganz andern Empfindungen angesehen! Dieser Anblick rief mir Remers unförmig klingende Ausrufung zurück, daß der Gott am Kreuze auch nicht überall als würdige Darstellung erkannt sein möge. \*) In Düren fand ich, wegen vieler Einquartierung, kein Unterkommen, sondern ich mußte weiter fahren bis auf das nächste Dorf, wo ich bei einem etwas derben Bauer logirte. Der Weg nach Aachen führte mich durch herrliche, fruchtbare Gegenden. Ich begegnete einem Husarenoffizier, welcher mir sagte, daß sich seit dem 16ten die Armeen schlugen. Man kann sich die Spannung denken, unter welcher ich in Aachen anlangte! Gottlob, sie ward bald durch die gewisse Siegesnachricht gehoben! —

Die Umgegend der Stadt ist ein paradiesischer Garten, und die Stadt selbst, obgleich sie auch sehr alt ist, (sie hieß bei den Römern Aquae Sextiae), hat doch ein freundlicheres Ansehen, als Köln. Ich besah den Dom, welcher aber an Größe gar nicht mit dem Kölner verglichen werden kann. Er ist im römischen Style erbaut;

\*) cf zweite Periode. Seite 38.

das Rathhaus mit dem Grannusthurm ist ein großes altdeutsches Gebäude, vor welchem Carl des Großen \*) Standbild zu Mos über einem Springbrunnen aufgestellt ist. Eben so vergaß ich nicht, die heißen Quellen zu besuchen, durch welche Aachen als Badeort berühmt ist; doch waren des Krieges wegen nur wenige Badegäste hier. Die Sprache des gemeinen Mannes ist zwar deutsch, aber schwer zu verstehen; die Gebildeteren sprechen fast alle deutsch und französisch. —

Am 21ten Juni passirte ich die Grenze des Preussischen Staates und der deutschen Sprache, und war nun auf Niederländischem Boden. Hier kam ich zunächst nach Herve, wo Alles französisch spricht, nur nicht der ganz gemeine Mann, der sein Wallonisch redet, ein schwer zu verstehendes Patois. In Rücksicht politischer Nachrichten behalten die Einwohner dieser Gegend unter allen Umständen eine gewisse Ruhe, während die Unterhaltung darüber so lebhaft wird, daß sie sich als halber Bant anhört; ich war selbst Zeuge davon in einem Kaffeehause, wohin mich mein Wirth mitgenommen hatte. —

Am 22ten Juni kam ich nach Lüttich (Liège), einer großen Stadt, aber eben so schlecht gebaut, als Köln; sie hat herrliche Kirchen, wovon eine auf einer Insel in der Maas liegt. Ich ergötzte mich an dem schönen Glockenspiele derselben. Die Bevölkerung ist nach Verhältniß viel stärker, als die von Köln, eine Folge des großen Fabrikwesens. Aber der hiesige Pöbel tritt halbnackt dem Fremden überall so entgegen, daß er glaubt, Schaaren von Lazzaroni's vor sich zu sehen. In ihrer Bettelerei sind sie sehr unverschämt, und mit ihren Titeln sehr freigebig. Am ärgsten war dieser Unfug in der letzten Straße der westlichen Vorstadt, welche die Pauverie hieß. — Sowohl der Niederländische, als der Preussische Offizier, welche meine Marschrouten signirten, sagten

\*) Karls sterbliche Ueberreste ruhen bekanntlich im dortigen Dome.

mir, als sie hörten, ich gehe zur Armee, daß ich in diesem Augenblicke nicht dahin könne, und daß ich einige Tage warten möchte, bis daß der Horizont sich erst aufhellen würde. Ich erfuhr nun erst alle Details der Schlacht, und ward in Sleessin bei einer freundlichen alten Dame einquartirt, wo ich mich sehr wohl befand. —

Auf dem Wege von Lüttich kam ich in das merkwürdige Maasthal, welches bei mäßiger Breite von beiden Seiten von Bergen felsamer Formation begrenzt wird. Die schönste Chaussee läuft dicht unter den Bergen, zum Theil unter überhängenden Felsen die Maas entlang. Die Berge bilden oft thurmartige Spigen, und auf den überhängenden Felsen stehen, wie in der Luft schwebend, hier und da Burgen und Gebäude. Hopfenpflanzungen und Weinberge scheinen von den Bergen herabzuhängen.

Seit der großen Siegesnachricht athmete Alles freier, und die Gewitterschwüle, welche auf der ganzen Gegend geruht hatte, hatte sich nun in eine behagliche Ruhe und erquickende Kühle verwandelt.

Am Johannistage ging ich das schöne romantische Maasthal entlang nach Huy, einer nicht unbeutenden Stadt mit einer hohen Brücke. Ich hatte auch hier das Glück, ein sehr gutes Quartier bei einem wohlhabenden Weinhändler zu erhalten. Vielleicht wollte mir die Vorsehung es vergelten, daß ich meine Gäste immer gut, und selbst aufopfernd behandelte. Eine bewegte Zeit, wie die damalige, bringt einigen Stillstand in die Geschäfte; aber die Menschen schließen sich mehr an die Menschen an, und behandeln sich untereinander theilnehmender. Dies erfuhr ich auch hier; mein Wirth und seine gebildete Frau baten mich, im Kreise ihrer Familie zu bleiben. In dieser Zeit pflegte sie sich in einem großen Saale zu versammeln; erst gegen Abend ging jeder auf sein Zimmer. Es überraschte mich sehr, hier als Lectüre viele Übersetzungen von Lafontaine's und Rocabue's Werken vorzufinden. Die Wirthin bekannte mir

ihre große Vorliebe für den Erstern. Ich sagte ihr, daß ich Lafontaine persönlich kenne, und daß ich auf derselben Schule gewesen, die er etwa zwanzig Jahre früher besuchte. Sie erkundigte sich sehr genau nach seiner Lage und nach seinen persönlichen Eigenschaften. Dieselbe Vorliebe für diesen Schriftsteller fand ich nachher noch bei mehreren französischen Damen. So hat jeder Schriftsteller seine Zeit, und dieses Interesse des Auslandes möchte für Lafontaine kein unbedeutendes Zeugniß sein. —

Ich hörte in Huy traurige Nachrichten, wie es vor und in Namur her gegangen sei. Noch, hieß es, sei dort nicht aufgeräumt; man beschäftige sich mit den vielen Verwundeten, mit der Reinigung der Straßen, und der Beerdigung der Gebliebenen. Erst den 26ten Juni erhielt ich Nachricht, daß die Stadt wieder zugänglich sei, und machte ich mich sogleich dahin auf den Weg. Wirklich sahe es in Namur noch sehr traurig aus; Blutspuren an den Brücken, Häusern, Fenstern, und die zerstossenen Wände zeugten von den Statt gehaltenen Auftritten. Mein Logis war bei einem pensionirten holländischen Obristen, Herr von Chaveau, der mich sehr herzlich empfing. Die Familie sprach unter sich viel holländisch, und im Munde der schönen achtzehnjährigen Tochter des Hauses gefiel mir diese Sprache besonders wohl; sie beklagte gegen mich, daß durch die ernste kriegerische Zeit der Sommer so weit ohne alles Vergnügen hingegangen sei. Der alte Herr erzählte mir, daß Wandammes auf der Brüsseler Straße nicht weit von seinem Hause verwundet sei. Er bedauerte sehr den Verlust an braven Soldaten, welche besonders von den Pommeranern gefallen seien. Ich hörte, daß der Commandeur der sechsten Brigade, Obrist von Bastrow und der Commandeur des ersten Elb-Landwehregimentes, Obrist von Bismark, sammt vielen andern Offizieren geblieben sei. Die Familie meines Wirthes schien recht gut gefinnt zu sein; denn ich hörte, wie theilnehmend sie sich nach den Verwundeten erkundigte.

Ich besahe mich in der Stadt und ging zunächst zur Cathedral, welche mir von außen sehr gefiel. Wegen der Kuppel erinnerte sie mich an die Peterskirche in Rom, oder auch an die Paulskirche zu London. Da ich sie offen fand, ging ich hinein, und da erschien sie mir leer und kahl. Schon die zahllose Menge beweglicher Rohrstühle statt fester Sitze gefiel mir nicht. Der Ort selbst hat eine imposante Lage, und müßte als Festung sehr wichtig sein, da sie wegen des Zusammenflusses der Sambre und Maas der Schlüssel zum Maas-thale ist nach oben und unten. An Größe erscheint mir die Stadt wie Halberstadt.

Am Morgen des 27ten Juni setzte ich meinen Marsch bis Charleroi fort. Wie sahen die herrlichen, fruchtbaren Gefilde mit dem schönsten Getraide aus! Eine entsetzliche Verwüstung, welche immer nachwies, wie die Massen und Colonnen der Truppen marschirt waren, und die Getraidefelder zertreten hatten! Seit dem 15ten waren hier ohngefähr 300,000 Krieger durchgezogen. Mitten auf dem Markte in Charleroi brannte Stroh, um die Entstehung ansteckender Krankheiten in dieser Hitze zu verhindern. Es lagen viele Verwundete und Kranke daselbst. Mein Wirth war ein bejahrter Deutscher, der in seiner Jugend Regiments-Chirurg bei den Österreichern gewesen war. Er erzählte mir Folgendes:

Am 18ten kam zuerst ein Obrist zurück. Der Commandant hielt draußen in gespanntester Erwartung des Ausganges. Der Obrist, dessen Arm mit Tüchern verbunden war, meldete sich bei ihm, und sagte: »Der Feind läßt uns nicht die Zeit, uns verbinden zu lassen; die ganze Armee wird sogleich hier sein; der Kaiser selbst muß bald hier eintreffen.« Wirklich kam Napoleon denselben Abend etwas spät, in einen Cuirassier-Mantel gehüllt, an, kehrte bei einem Gärtner ein, aß grüne Erbsen und schlief einige Stunden auf des Gärtners Bette.

Diese Mittheilung meines alten Wirthes war mir so merkwürdig, daß ich sie mir sogleich aufzeichnete. —

Ich traf einen Major des zweiten Elb-Landwehregiments, welchen ich kannte. Dieser sagte mir, die achte Brigade habe jetzt die Bestimmung, Philippville einzuschließen, und ich würde den Commandeur derselben, Obrist von Längen, wahrscheinlich in Florennes antreffen. Der Commandant dirigierte mich dahin, und gab mir zwei Uhlanen zur Bedeckung.

Auf dem Wege von Charleroi nach Florennes begegnete mir etwas, was mir für einen Augenblick Schreck einjagte. Als wir uns in einem weiten Hohlwege einem Gebüsch näherten, traten uns Soldaten entgegen, fast alle in rother Husaren-Uniform. Mählich fiel mir ein, was man mir gestern von einigen Corps Francs erzählt hatte, welche die Gegend nach den Ardennen zu noch unsicher machen sollten. Als wir näher kamen, sahen wir, daß sie keine Waffen, sondern nur Knittel führten. Auf den Anruf des einen Uhlanen, sagten sie, daß sie Belgier seien, die bis dahin unter den Franzosen gedient hätten, und jetzt auf dem Wege in ihre Heimath wären. Es waren ohngefähr dreißig Mann.

Als ich nach Florennes kam, war der Stab der Brigade nicht mehr da. Ich blieb in dieser kleinen, aus der Römerzeit stammenden Stadt nur einige Stunden, und erhielt dann einen Führer nach Senzeille. Wir kamen bald auf die Römerstraße, welche nahe an Philippville vorbei führt, und langten gegen Abend in Senzeille an. Ich meldete mich sogleich bei dem Commandeur, Obristen von Längen, welchen ich an einem Stocke (er war bei Eigny verwundet), auf und abgehend fand. Er sagte mir sehr freundlich, daß ich im Orte, oder in der Nähe bleiben, und ihm nur immer anzeigen möchte, wo ich sei. In diesem Augenblicke erlaube der Dienst nicht, an Gottesdienst zu denken; er wolle sehen, ob sich bald einmal Zeit und Ort dazu finden wolle. Am andern Tage machte ich mich mit einem in der Nähe stehenden Bataillon des 1ten Linien-Regimentes bekannt. Ich erbot mich, beim Gebete die

Andacht zu verrichten. Mein Quartier erhielt ich in dem Hause eines Fermier, und war sehr froh, das Ziel meiner Sendung erreicht zu haben. Es war mir nun, als sei ich mitten in meiner Gemeinde. —

In Senzeille, einem kleinen Orte, konnte ich nicht bleiben. Man schickte mich daher zuerst nach Soumois in das Haus eines Baron R.,\*) wo ich auch den Krieges-Commissair unserer Brigade fand. Der Baron war ein sehr geschiedter Mann; seine Frau eine würdige, aber sehr bigotte Matrone, die mit ihrer einzigen Tochter keine Messe versäumte. Wir wurden sehr artig behandelt; aber die Dame hatte erfahren, daß ich ein Prediger sei. Sie kam im Garten zu mir, und fragte mich, ob ich wohl auch die Messe besuche? Wenn Sie, gnädige Frau, mich dahin mitnehmen wollen, erwiederte ich, so werde ich Sie begleiten. Nun wollte sie wissen: ob ich unsern Leuten auch Messe lese? Ich antwortete ihr: »Wir nennen das nicht Messe. Wir halten Gottesdienst, singen, beten, hören die Predigt des göttlichen Wortes, und feiern das heilige Abendmahl.« Diese Antwort veranlaßte sie zu der sonderbaren Frage: ob das die Preussische (!!) Religion sei? »Unseres Königs Unterthanen,« sagte ich, »sind nicht Alle von einer Confession; die Meisten sind wie Er und sein Haus evangelisch; so auch wir; ein großer Theil der Preußen ist katholisch, so wie Sie. In bürgerlicher Rücksicht macht dies keinen Unterschied.« Sie fragte mich weiter, ob ich es mit dem berücktigten Luther halte? Ich antwortete ausweichend: »Wir sind alle Christen; der Apostel Paulus wollte nicht, daß Christen sich nach seinem oder andern Namen nennen sollten; so hat Luther es auch nicht gewollt. Der Grund unserer Religion ist das Wort Gottes, das Evangelium und das Halten daran mit Unterordnung jedes menschlichen Ansehens ist ihr Charakter.« Da brach sie in Thränen aus, beklagte, daß wir

\*) Er hieß Robeaup.

alle zum ewigen Tode verdammt seien, und bat mich inständigst, dahin mitzuwirken, daß alle diese guten Leute in den Schooß der Mutterkirche zurückkehrten, damit sie uns einst im Paradiese wiedersehe.

»Meine Brüder,« erwiderte ich, »zur Seligkeit zu führen, ist mein Amt. Für jetzt aber kommt es uns Allen in Ihrem Hause so paradiesisch vor, daß es wohl verzeihlich wäre, wenn wir darüber auf Augenblicke des himmlischen Paradieses vergäßen!«

Mit diesem Complimente machte ich mich von der Inquisitorin los, und sie nahm es so gut auf, daß sie mich wieder freundlich ansah.

Tages darauf kam noch ein Offizier ins Haus, und da ich die Familie nicht beengen mochte, ich auch in unserem Auditeur einen Universitätsbekannten wieder gefunden hatte, so bezog ich mit ihm ein Quartier, bei einem alten steinreichen Junggesellen, Mrs. Paul. Wir hatten es bei ihm sehr gut. Das Gut, welches er bewohnt (er besitzt deren Mehre,) liegt reizend; Teiche, Kanäle mit krystallhellem Wasser, Wiesen und Hügel mit Birken bepflanzt, bilden eine schöne Landschaft. Der schöne Garten ward leider zu der Zeit sehr verunstaltet, da die Schlächtereien für die ganze Brigade darin etablirt war. Herr Paul besaß eine gute Bibliothek, die ich sehr fleißig benutzte.

Am 1ten Juli erfuhren wir, daß Paris capitulirt habe, und sich die französische Armee unter Davoust hinter die Loire ziehe. Damit eröffnete sich uns die freundliche Aussicht auf eine baldige Beendigung des Feldzuges. — Endlich erhielt die Brigade in der Person des General-Major von Bose einen Chef wieder. Ich meldete mich sogleich bei ihm, wobei ich Gelegenheit hatte, die Commandeurs der zur Brigade gehörigen Regimenter, die Obristen von Wienkowsky, von Neckow und von Mangow kennen zu lernen. Der General unterhielt sich, als die Herren weg waren, über den Feldgottesdienst mit mir. Er fragte mich, ob wegen des Sieges bei la belle

Alliance und wegen des siegreichen Fortschrittes unserer Waffen ein Dankfest gehalten sei. Ich verneinte dies, und er sagte mir, er werde es veranstalten, sobald die Brigade sich concentriren könne. Dieses Fest ward am 20ten Juli gehalten. Es waren zwei Bataillons des 21ten und ein Bataillon des 23ten Regiments gegenwärtig; die andern Truppen kannte ich nicht. Für mich war ein erhöhter Standpunkt von Rasen aufgeworfen, und vor mir standen Trommeln aufgethürmt, eine kunstlose Art von Kanzel. Die Truppen sangen: Lobe den Herrn, den mächtigen &c. Dann hielt ich die Predigt über Spr. Sal. 21, 29 — 31. Ich betrachtete darnach den herrlichen Sieg im Lichte des Textes als eine Offenbarung der göttlichen Allmacht, Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe, welche von uns innigen Dank, neue Liebe und Treue gegen König und Vaterland, Edelmuth gegen die Feinde und frommen Muth in jeder Lage fordern. Darauf sangen die Truppen nach dem Gebete für König und Vaterland: Nun danket Alle Gott &c., und das Ganze schloß mit einem Lebehoch, welches der Herr General dem Könige brachte. —

Unter sehr heftigen Regengüssen brachen wir vor Philippeville auf, um Givet mit der Felsenveste Charlemont, das französische Gibraltar zu nennen, einzuschließen. Dazu war noch beordert das 5te Churmärkische und das Elb-Landwehr-Cavallerieregiment, sowie die Fußbatterie № 12. Das 23te Regiment hatte mit etwa 1000 Mann Franzosen, die aus Givet ausgerückt waren, ein Gefecht, worin es 3 Mann verlor und etwa 15 blessirt wurden; doch wurden die Feinde bald wieder nach der Festung hineingeworfen. —

In dieser Zeit änderte sich meine Lebensweise sehr. Da Alles überfüllt war mit Einquartirung, so erhielt ich in dem Dorfe Baudelée mein Logis bei einem Bauer. Jacques Henson ist der unfreundlichste Wirth, den ich gehabt. Durch die Zeit und ihren Druck verstimmt, sieht er mich stets mit finstern Gesichte an, was mir



sehr leid thut. Ich verlange von ihm und den Seinen weder einen Dienst, noch ein Opfer. Die französischen Bauerfrauen kochen so, daß man es nicht gut genießen kann. Ich kochte daher das, was ich zu meinem Unterhalte bekam, selbst, wobei es freilich bisweilen etwas lateinisch zuging; doch darf ich mich rühmen, daß ich nichts ganz verdorben oder ungenießbar gemacht habe; wir erhielten Rindfleisch, Reis, Butter, Rothwein, Rum, was denn zu Ingredienzen unserer Speisen und Getränke dienen mußte; aber einer gewissen Einförmigkeit kann man nicht entgehen; denn Gemüse ist gar nicht zu haben. Die Zeitungen las ich in dieser etwas unruhigen Zeit täglich bei dem Feldpostsekretair, und fand eines Tages auch die erfreuliche Nachricht, daß Blücher diesmal in Paris sehr energisch aufgetreten sei. Mir brachte das auch etwas ein; denn von den geforderten 100 Millionen Francs flossen mir auch 10 Louisd'or zu, wie mir die Officiere schon angekündigt hatten. Nun etwas konnte Paris von dem, was Alles dahin zusammengeeschleppt war, wieder herausgeben. —

Mit unaussprechlicher Freude empfing ich am 28ten Juli den ersten Brief von meiner Frau, nebst einer Einladung von meinem Fris, und die Nachricht von dem Wohlssein der Meinen erfreute und erheiterte mich sehr. Wie lieb doch Einem in weiter Entfernung von der Heimath ein solches Briefchen ist! —

Am 3ten August hatte ich im Lager zu Douches, vor Givet, zur Feier des Geburtstages unseres Königs Gottesdienst zu halten, wobei die Generale von Kraft und von Bose gegenwärtig waren. Ich redete über I. Kön. VII., 55, 57, 58 und 66. Mein Wort daraus hieß: Der König segnet uns heute: wir segnen ihn wieder! Er segnet uns, denn er gedenkt unserer in Liebe, er betet für uns, und erfreuet uns durch Wohlthaten. Wir segnen ihn als den frommen Gottesverehrer, als den von Gott verherrlichten König und Regenten, als den Vater und Wohltäter seines Volkes, und seiner Krieger insbesondere.

Nach dem Gottesdienste brachte der General von Kraft das Lebehoch des Königs aus, und das Geschütz gab eine Salve. Die Officiere speisten in langen, Tages vorher erbauten Lauben; jeder Soldat erhielt zu seiner Ration eine Flasche Wein!

In dem General von Kraft lernte ich einen wahrhaft deutschen Niedermann kennen, er war bei dem Gottesdienste sichtbar gerührt. Er nöthigte mich selbst zu Tische, und ich fand nur noch den General von Bose und die Adjubanten beider Generale; die Regiments-Commandeure waren bei ihrem Officier-Corps im Lager.

Am 8ten August capitulirte Philippeville, nachdem es stark zuvor beschossen, und zum Theil in Brand gerathen war. Ich fuhr mit noch einigen Officieren hin, und wir fanden ein kleines Nest mit sehr verfallenen Werken.

Die Wirthschaft bei dem Bauer in Baudelle wollte mir doch zuletzt, besonders die lateinische Selbstkochen, gar nicht mehr behagen. Ich sann darauf, ob ich nicht wo anders unterkommen könnte. Da half mir ein glücklicher Zufall. Ich besuchte, wie ich dies dem Herrn Baron von R. in Soumois hatte versprechen müssen, den Sohn dieses Herrn. Ich wurde ausgezeichnet freundlich aufgenommen, und da mir der General gestattet hatte, zu sein, wo ich wollte, so nahm ich die Einladung des Barons und seiner artigen, sehr gut deutsch sprechenden Frau, zu ihnen zu ziehen, mit Freuden an. Bald kamen alle Administrationsbranchen, das Commissariat, das Proviantamt, der Auditeur, die Post theils in das Schloß, theils in das Dorf herüber. In einem andern, dem Baron gehörigen Hause saßen eine große Menge von Schneidern, welche an Montirungsstücken für unsere abgerissene Landwehr arbeiteten. Die Familie flößte uns Allen großes Interesse ein. Herr v. R. ist praktisch herangebildet, ein äußerst gewandter und thätiger Geschäftsmann; er bekleidete das Amt eines Canton-Maire, welches Arbeiten und Lasten auflegte, die kaum zu tragen waren. Er arbeitete unermüdet in seinem Bureau, wel-

ches nie leer ward, theils von solchen, die Anforderungen machten, theils von denen, die Rath und Hülfe suchten.

Die Frau Baronesse war in ihrer zartesten Jugend mit ihren Eltern nach Eresfeld ausgewandert gewesen; sie hatte viel Deutsches in Sitte und Wesen angenommen; dies zeigte sich besonders auch darin, daß sie sich selbst um Wirthschaft, Küche, Keller und Kinderstube weit mehr bekümmerte, als die andern französischen Damen, welche ich kennen gelernt hatte. Auch sie las mit großer Vorliebe die Schriften von August Lafontaine. Die Frau hatte ihre große Last; denn die ganze Administration speiste auf dem Schlosse (versteht sich, daß jeder seine Lieferungsportion abgab); dennoch blieb sie immer heiter, und deshalb behandelten sie alle mit größter Hochachtung.

Von hier aus machten wir, der Auditeur und ich, einen Ausflug nach dem nahegelegenen niederländischen Städtchen Dinant. Der Ort liegt unter hohen, steilen, ja überhängenden Felsenmassen. Die Kaufleute daselbst machten damals sehr gute Geschäfte, weil sie den Franzosen die meisten Lieferungsgegenstände, besonders den Taback, verschafften. Wir speisten in Dinant an Table d'hôtes mit mehreren Herren und Damen aus Namur und der Umgegend. Sie erzählten sich viel von den Truppen unseres sechsten Armee-Corps, welches nach und nach durchpassirt war. Ein Herr war ganz entzückt von der Haltung und dem Aussehen des Regiments Constantin. Die müssen etwas besser aussehen, dachte ich, als unsere arme abgerissene Elb-Landwehr!

Ich wurde heraus- und in das Zimmer einer sehr blaß aussehenden Dame gerufen. Sie fragte mich, ob ich der Stabsarzt vom dritten Elb-Regiment sei, wie man ihr gesagt hatte. Ich verneinte dies, setzte aber hinzu, daß ich den Herrn Doctor Hase kenne, und gern etwas an ihn ausrichten wolle. Sie dankte, und versicherte, sie wolle ihn selbst auffuchen, weil er ihr als ein Mann genannt sei, der ihr von einem langjährigen

Leiden helfen werde. So machte sich die Kunst dieses genialen Arztes selbst im fremden Lande geltend. —

Doch unsere Herrlichkeit in Sürice, so hieß unser angenehmes letztes Quartier, sollte auch ein Ende nehmen; denn am 22ten August erschien ein Offizier vom Prinzen August, und machte für dessen Umgebungen hier Quartier. In einer Stunde hatte ich das gastliche Haus geräumt, und zog nach einem Gute, welches l'Autinne la Ferme hieß, und dem schon erwähnten reichen Junggesellen M<sup>rs</sup>. Paul gehörte. Ich fand auch hier eine kleine Bibliothek des Wirthes vor, der ich manche Erheiterung verdankte. Der Obst- und Küchengarten war sehr schön; er lieferte herrliches Gemüse und Franzobst. Hier sah ich zum ersten Male stark beschnittene Nußbäume, und die Früchte hatten eine außerordentliche Vollkommenheit. Außerdem war ein sehr großer Grasgarten dabei, welcher wegen seines Ertrages an Heu ein Hauptgrundstück des Gutes ausmachte. Eben wollte der arme Pächter das Gras in demselben mähen lassen, als ihm angekündigt wurde, daß das für das Magazin bestimmte Vieh hineingelassen werden sollte. Der Mann klagte weinend dem Kriegs-Commissair seine Noth, und meinte, das Vieh träte das Gras nur nieder, ohne es zu fressen; er hingegen dächte mit dem Ertrage seine Kinder, Schafe und Pferde zu ernähren. Jener empfand Mitleiden mit dem Manne und sagte: »Haben Sie Arbeiter und Wagen genug, so lassen Sie sogleich das Gras abmähen und wegfahren, um es an einem andern Orte zu trocknen.« Das that der hoch erfreute Fermier und war seitdem gegen uns Alle sehr freundlich. —

Die meisten Festungen waren nun schon gefallen, als: Landrecy, Mariembourg, Maubeuge, Rocroy, Philippeville; nur Sivet und Charlemont widerstanden noch. Weiter in den Ardennen war Charleville und Mézières von dem Norddeutschen Armee-Corps unter General von Haak eingeschlossen. Die oberste Leitung der Belagerung dieser Festungen war dem Prinzen August übertragen. —

Es begegnete mir in diesen Tagen ein Fall, der sehr verdrießlich werden konnte. Mein Bursche hatte bei Gelegenheit des Schwemmens die Pferde, welche bei vieler Ruhe und gutem Futter sehr unbändig geworden waren, laufen lassen. In einer fremden, zum Theil wilden Gegend, wo es an Wölfen nicht fehlt, konnte ich sie leicht verlieren; aber die Bauern hatten sie eine Stunde von meinem Quartiere aufgefangen, und brachten sie, auf Veranlassung des Herrn v. Robeauly, in Sürice mir wieder; ich gab ihnen mit Freuden 10 Francs und dankte ihnen für ihre Bemühung.

Seit Daubelée interessirte es mich sehr, die Sitten der französischen Landleute zu erforschen. Selbst der Bauer hat hier eine gewisse Façon. Jeder Franzose wird in seinen Briefen immer gewisse Wendungen nehmen, die das Bestreben nach Höflichkeit beurkunden. Aber diese Formen sind stehend, und nicht leicht wird sie Jemand versäumen; aber selten läßt er sich dabei von eigenen, wirklichen Gefühlen und Gesinnungen leiten. Und wie in den Briefen, so ist es auch im Leben des Landmannes und in seinem Umgange. Bei dem Willkommen und Abschiede, bei dem Essen und Trinken immer dieselben verbindlich klingenden Worte, und dem, der nicht tiefer blickt, erscheint das Alles als Seele; so viel Accent wissen sie hineinzulegen; besonders ist dies bei dem weiblichen Geschlechte der Fall.

Schulen, wie wir sie haben, so zahlreich, so auf organische Durchbildung hinarbeitend, gab es damals in Frankreich gar nicht. Ich fand nur in den Städten Schulen, aber auch hier weniger Elementar-, als vielmehr mehr Gewerb- und Central-Schulen. In den größten Städten giebt es eine Menge Privatanstalten, Pensionen und Treibhäuser. Das männliche Geschlecht wächst auf dem Lande meist ganz unwissend auf; denn unter den Conscriptbirten kann kaum der Dritte lesen und schreiben. Einige suchen sich selbst zu helfen, indem sie ihre Kinder eine Zeitlang in die Stadt oder zu einem Pfat-

ter bringen; dies ist besonders bei den Töchtern der Fall, woher es kommt, daß diese besser, als ihre Mütter, außer den herrschenden Wallonischen, auch französisch sprechen. — Der Sammelplatz bei den meisten Familien ist nicht, was wir die Stube nennen, sondern die Entrée, wo die Kamine sind und gekocht wird. Hier werden Besuche gegeben und empfangen, sehr lebhafte Unterhaltungen geführt, auch wohl Geschäfte abgemacht. Die Gestalt der Häuser und Höfe weicht ganz ab von der unserer ländlichen Etablissements. Eigene Schlafkammern habe ich nicht oft gefunden; in der Regel ist neben der Stube eine Nische, worin ein Bett steht. Die Unterbetten der Landleute sind oft mit Haferspreu und Heu ausgestopft; die Wohlhabendern schlafen auf Matratzen; eine wollene Decke vertritt die Stelle des Deckbettes. Das ist gewiß recht gut, und dem Klima angemessen. — Die Lebensart der meisten Landleute ist sehr mäßig, ja fast einförmig; unsere Landleute würden bei der leichten Kost der hiesigen nicht bestehen. Das Brod essen sie meist, nachdem sie es zuvor geröstet haben. Die beste Nahrung besteht in Geflügel und Eiern. Des Abends giebt es in ganz Frankreich Salat. — Für Politik ist der Landmann weit weniger empfänglich, als der Städter. Die älteren Bauern, welche die Revolution und die Kaiserzeit durchlebt haben, sind verschlossen und mißtrauisch. Ich möchte die herrschende Gesinnung materiell nennen; aber auf der andern Seite hat der französische Landmann jetzt weit mehr Ernst, als ehemals. Wir Deutschen sind gewohnt, uns die ganze Nation als höchst leichtsinnig, ja sogar als lasterhaft und an Körper und Seele vergiftet zu denken, und einige deutsche Schriftsteller haben in diese Anklage eingestimmt. Was ich bis dahin gesehen hatte, bestätigte dies gar nicht; insonderheit dürfte sich dem weiblichen Geschlechte ein solcher allgemein herrschender Leichtsinns nicht nachweisen lassen; denn unsere Soldaten machten, wie ich hörte, selten eine Eroberung. Dagegen kam an eines unserer Regimente aus dem Can-

tonnement, in welchem es vor dem Selbstzuge gestanden, ein großer Sack voll — Liebesbriefe an, wie mir der Selbstpostmeister, ärgerlich über die Mühe, sie zu sortiren, klagte.

Die Tracht der französischen Landleute ist nicht steif und plump. Im Sommer gehen die meisten Männer in zierlich gesteppten Blousen und in Schuhen; Leinwand wird weit mehr getragen, als Wolle. Die wirthschaftliche Einrichtung weicht auch von der unseren Bauern weit ab; es werden hier, nach Verhältniß auf eine Wirthschaft, weit mehr Pferde gehalten, als bei uns. Der Garten der Bauern ist meist nur Grasgarten, welcher den Pferden, die nicht arbeiten, zum Aufenthalte und zur Weide dient; zu demselben Zwecke dienen noch andere Einsperchungen und Verschlüsse. Haben sich die Pferde ausgeruht, so müssen sie die Andern bei der Arbeit ablösen; wirklich gefüttert werden sie im Sommer nur in Zeit strenger Arbeit, und im Nothfalle. — Was die Dörfer selbst betrifft, so haben sie ein anderes Ansehen, als die Unserigen; sie sind nämlich in ununterbrochenen Reihen gebaut, wie die Städte, seltener in einzelnen isolirt stehenden Gehöften. Die Gärten der Franzosen sind entweder Obstgärten, in der Regel mit Spalieren an den Mauern, mit steifbeschnittenen Büschen, Hecken und Weinanlagen; oder sie sind Küchengärten, worin ich fast überall eine Menge Artischocken fand; denn Zwiebeln und Knoblauch sind eine Hauptnahrung und Würze der Bauern; oder endlich sie sind Grasgärten, von denen ich vorhin erzählte. Gemüse bauet der Landmann wenig, zum Verlaufe höchst selten. Bei den größeren Gütern traf ich vortreffliche Kohlrarten, besonders Blumenkohl von nie gesehener Größe und Schönheit.

Wir sehnten uns oft nach den Fleischtopfen Agyptens, nämlich nach vaterländischen Würsten und Schinken. In l'Autinne hatten wir den Wirth, uns für Geld eine Mettwurst und einen Schinken zu schaffen. Er

that es. Wie freuten wir uns darauf! Der Schinken sahe auch wirklich sehr schön aus, war aber mit Steinkohlen geräuchert, und die Wurst bestand halb aus Knoblauch. Beides war für uns ungenießbar.

Die Biere waren in Frankreich weit besser, als ich es erwartet hatte. Es sind aber Lagerbiere, die gemeinschaftlich von den Gemeinen, gegen Erlegung der schweren Abgaben, gebrauet, und dann von Jedem für das ganze Jahr eingelegt werden. Die Landleute tragen diese Biere in zierlichen Porcellankannen auf, und trinken sie sehr gern, so daß ein Jeder seinen Gast damit bewirthet. Viele Belehrungen über Sitten und Gebräuche des Volkes verdanke ich der Mittheilung des Baron von Ro-beaufr und seiner Gemahlinn. —

Was das Umgangsleben der höheren Stände betrifft, so ist die Zeit der Revolution und des Kaiserreichs demselben nicht günstig gewesen, weil nur in Folge von Geschäften in dieser Zeit ein gewisser Umgang Statt fand. Es versteht sich übrigens von selbst, daß der Ton höherer Stände nach einer gewissen Universalbildung sich überall mehr gleich ist. Im Äußeren der Sitte und in den Formen des Umganges stehen die Franzosen keinem Volke nach; nach tieferem Grunde aber darf man in der Regel nicht forschen. —

Zu Ende des Monats August hatte ich abermals Gelegenheit, mit einer adlichen Familie bekannt zu werden, welche mir das Bild der Verschmelzung der alten und neuern Zeit darstellte. M<sup>rs</sup>. Paul, welcher damals in Dinant wohnte, hatte erfahren, daß wir seine Gäste aus Valemprie, von Surice nach seinem Landgute l'Autinne gekommen seien, und somit aufs Neue seine Gäste geworden wären. Eingedenk unserer alten Gemeinschaft ließ er uns durch seinen Bruder M<sup>rs</sup>. Etienne de M., welcher in dem eigentlichen Herrschaftshause l'Autinne le Chateau weiter in den Ardennen hinauf wohnte, einige Flaschen guten Wein und einen großen herrlichen Fisch schicken, mit der Bitte, doch seinen Spalieren und Auf-

büßchen unseren Schutz angedeihen zu lassen. Wie hielt er es für schicklich, daß Einer von uns der Familie für die Aufmerksamkeit persönlich danke, und ich ward mit diesem Gesandte beauftragt. Der Weg nach Autienne le Chateau war interessant; er führte einen Bach entlang durch ein tiefes Thal. Zuerst berührten wir eine Meierei; dann kamen wir zu einer Marmormühle; beides gehörte zu Autinne le Chateau, wohin wir endlich gelangten, ein altes spanisch-gebautes, thurmartiges Haus aus Alba's Zeit. Von dem Ansehen französischer Häuser wich dies Gebäude gänzlich ab; die Fenster gingen nach allen vier Seiten; oben hatte es eine Glaskuppel, über welcher sich vier Schornsteine, wie vier kleine Thürme, erhoben.

Der Fermier, welcher mich hierher begleitet hatte, meldete mich der Familie. Der Wirth empfing mich mit französischer Höflichkeit. Ich traf die aus dem Vater, der Mutter, zwei Töchtern und zwei Enkelinnen bestehende Familie bei dem Frühstück, an welchem ich sogleich Antheil nehmen mußte; es bestand in Kaffee, in großen Portionstassen präsentirt, schönem Weißbrot, geröstetem Fleische, Eiern und einem großen Kettig. Ich erinnerte mich sogleich, den Wirth schon in Sürice im Bureau des Baron de Robeaup, und zwar in demselben Anzuge, gesehen zu haben. Er trug schwarz seidene Beinkleider, Strümpfe, Schuhe mit Schnallen und einen feinen braunen Frack. Er, etwa ein Sechziger, war gerade so feist, als die Herren bei uns vor dreißig Jahren. Kurz, er hatte ganz das Ansehen eines vornehmen vornehmen französischen Edelmannes. Die Damen waren alle vom Kopfe bis zum Fuße in schwarze Seide gekleidet, und die Mutter sagte mir nachher, daß die Familie um den einzigen Sohn, der in Antwerpen bei der Armee, und um den Schwiegersohn, der etwas später auf einer Reise in der Schweiz gestorben sei, traure. Die ältere Tochter (sie war Witwe und Mutter der beiden Enkelinnen von 8 und 6 Jahren) war eine

sehr lebhaft, hübsche Blondine; die Jüngere, etwa 20 Jahre alt, war brünett, schlank und sehr schweigsam. Die Ältere übernahm es von Anfang an, mich zu unterhalten. Sie und ihre Töchter gingen mit mir nach dem Birkenwäldchen hinter dem Hause, und zeigten mir von dort die besten Ausichten. Jemehr ich die junge Frau ansah, jemehr war es mir, als hätte ich sie und auch ihre Schwester schon wo gesehen. Endlich erinnerte ich mich, daß Mr. Paul die Bilder der beiden Schwestern besaß, und mir sie mit den Worten gezeigt hatte: Voilà mes nièces! —

Die Familie, erzkatholisch, wie mir Alles im Hause sagte, schien doch tolerant und an den Umgang mit Nichtkatholiken gewöhnt zu sein. Die Witwe fragte mich, ob nicht die meisten Preußen Bekenner der Augsburgischen Confession seien? — Ich sagte ihr ohne Hehl, daß ich ihr selbst angehöre. Sie antwortete mir: feu mon mari avait deux soeurs à Sedan, mariées à des hommes de votre culte. \*) Sie sagte mir dies so freundlich, daß ich ihre Absicht, mir zu erkennen zu geben, daß unsre Religionsverschiedenheit mich nicht ängstlich machen dürfe, nicht verkennen konnte. Wahrlich ein zartes Benehmen in einer so zarten Sache! Bei Tische führte fast immer die Mutter das Wort. Fräulein Clementine, die schöne Brünette, sprach kaum wenige Worte, wenn sie mir etwas anbot. Die Mutter, eine Dame von fünfzig Jahren, war noch fast blühend und äußerst männlich. So bewegt auch ihr Leben gewesen war, und so viele Drangsale sie in ihrer Jugend hatte erdulden müssen, schien Alles doch nur gewirkt zu haben, um sie zu kräftigen. An Lebenskraft kam keine ihrer Töchter ihr gleich. Sie erkundigte sich viel nach den deutschen Sitten, und sagte, sie habe ein großes Verlangen gehabt, Deutschland einmal zu sehen, da so

\*) d. h. mein seliger Mann hatte zwei Schwestern zu Sedan welche an Männer Ihrer Confession verheiratet waren.

viele ihrer Verwandten, welche von dorthier zurückgekehrt seien, das Land so sehr gelobt hätten. Die ältere Tochter stimmte darin mit der Mutter überein, und sagte, daß bei ihr der Wunsch, Deutschland zu sehen, noch gesteigert sei durch die Schrift der Madame Staël über Deutschland.

Der Brünnette schien etwas schwer auf dem Herzen zu liegen, während ihre Schwester immer mehr ihr sanguinisches Temperament und die heitere Grundstimmung der Seele an den Tag legte. Sie äußerte sich treffend, geistreich, sogar witzig, und wußte in ihre Worte unter allen Französinen, die ich bis dahin gehört hatte, die schönste Melodie des Accents zu legen. Auch die beiden Kinder kamen zu mir, und zeigten mir ihre Heiligenbilder und Kreuze. Ihre Mutter freute sich über die Art und Weise, wie ich mich mit den Mädchen unterhielt, und nahm davon Gelegenheit, sich sehr theilnehmend nach meiner Frau und meinen Kindern zu erkundigen. Die Kleinen sahen mich sehr groß an, weil sie nicht daran gewöhnt sein mochten, daß ein Geistlicher Frau und Kinder habe.

Die Familie bezeugte mir so viel Aufmerksamkeit, daß sie mich eine Strecke auf dem Rückwege begleitete. Die Witwe that die Frage an mich, ob ich mich nicht sehr nach den Meinigen sehne? Ich erwiderte ihr: das verbietet mir jetzt meine Pflicht, die mich hierhergeführt hat. Heute aber habe ich meine Frau an meine Seite gewünscht, damit sie sähe, wie freundliche Familien es in diesem Lande gebe, und wie vorzüglich gut ich aufgenommen sei. Beim Abschiede boten Mutter und Tochter, daß ich recht bald wieder kommen möchte, wenn ich noch länger in ihrer Gegend bleibe.

Ich schied von der lieblichen Erscheinung dieser Familie entzückt, deren Bild noch jetzt lebhaft vor mir steht. Als ich mit dem Fermier allein auf dem Rückwege war, trieb mich das Interesse, welches ich heute für diese Familie gefaßt hatte, über die Lage und Verhältnisse

derselben etwas Näheres zu erforschen. Er erzählte mir darauf:

Msr. Paul ist der klügste Mann in der ganzen Gegend. In der Revolution wanderte er nicht aus, sondern warf Alles von sich, und schloß sich der Revolutionsparthei an. Dadurch rettete er seine Güter, und hat noch viele Nationalgüter zugekauft. Sein Bruder dagegen, Msr. Etienne, der auch große Güter im Departement du Nord besaß, verlor Alles und mußte auswandern. Msr. Paul erstand seine Güter, zahlte den Überschuss seinem Bruder heimlich aus, und dieser ernährte sich in Holland vom Handel, den vorzüglich seine kluge Frau trieb. Später bewirkte Msr. Paul, daß der Name seines Bruders von der Proscriptionsliste gestrichen wurde. Msr. Etienne hat Handelshäuser in Dinant und Mons. Die ältere Tochter war an einen sehr reichen Seidenhändler verheirathet, der im vorigen Jahre auf einer Reise in der Schweiz starb; er hieß Basier. Seine Geschäfte hat sein jüngerer Bruder übernommen, und dieser möchte die junge Witwe seines Bruders heirathen. Aber sie will ihn nicht, weil er jünger ist, als sie; Fräulein Clementine aber hat dieselbe Neigung zu Msr. Basier gefaßt, wie er zu ihrer Schwester. Merken Sie nun wohl, warum sie so still ist? —

Dieser Bericht gab mir über manches Licht, und es zeigte sich mir in diesem Familienbilde, daß allerdings auch alte adliche Familien sich dem Handels- und Gewerbestande angeschlossen haben. —

Am 29ten August verließ die achte Brigade das Lager vor Givet, um sich an das norddeutsche Corps bei Charleville anzuschließen. Der Weg durch die Ardennen führte nach dem Städtchen Fumay. Der Pfarrer daselbst, ein gutmüthiger Alter, war mein Wirth. Als ich meinem Burschen etwas sagte, fiel die ältliche Schwester des Pfarrers über unsere Sprache vor Lachen beinahe in Krämpfe; sie hatte noch nie einen Deutschen sprechen hören. Was uns fremd erscheint, erscheint uns oft komisch!

Am 30ten August gingen wir bei 22° Wärme über Rocroy nach Charleville. In Gesellschaft von wenigstens 20 Wagen war ich ausgefahren, und Nachmittags war ich ganz allein; die Andern waren zurückgeblieben, um die kühleren Stunden abzuwarten. Von der Hitze betäubt, war ich in meinem Wagen eingeschlafen, als ich plötzlich durch die Ausrufe französischer Gensd'armes geweckt wurde, welche Briefe von dem französischen Generale in Metzjères an unsern General bringen sollten, und nach dem Letztern fragten. Weiter hin stellten sich mir zwei Städte dar, die Eine links, die Andre rechts, und mein Bursche fragte: wohin er fahren solle. Mein Ziel war Charleville, und ich wußte, daß diese Stadt und Metzjères dicht beieinander liegen; aber ich kannte ihre Lage nicht. Metzjères hatte zwar capitulirt, war aber von den Preußen noch nicht besetzt. Ich befahl dem Burschen, nach dem Orte rechts zu fahren. Ich saß sehr ermüdet, von Staub und Hitze ganz betäubt, in meinem Wagen, und ward nicht gewahr, daß an dem Thore, durch welches ich einfuhr, die französische Wache armes au bras spazierte. Noch mehr zeigte sich dies, als ich über mir die hohe Citadelle gewahr wurde. Auf dem Markte sahe ich vor dem Rathhause eine Anzahl französischer Gensd'armes. Ich war in größter Verlegenheit. Da erschien der Maire und fragte mich, wer ich sei, und was mich herführe? Ich sagte ihm kurz, daß ich nach Charleville gewollt, und beide Städte verwechselt habe, und wer ich sei. Er überschüttete mich mit französischer Höflichkeit, und gab mir einen Führer bis vor das Thor von Charleville. Die Preussischen und Hessischen Officiere, welche ich auf der Commandantur traf, lachten und wunderten sich, daß ich in Metzjères gewesen.

Ich erhielt in Charleville ein Quartier, wie ich es noch nie gehabt hatte, in dem Collège central, einem vormaligen Kloster. In dem ganzen, wahrscheinlich zum Fremdenlogis eingerichteten Flügel wohnte ich allein. Mein Wirth war ein sehr vornehmer und ausgezeichnet

Geistlicher, der Abbé Delvincourt. Er war Archidiacre des Ardennes, Provicaire-General de l'Evêque et Chanoine honoraire de Metz. \*) Er war ein nicht bloß allgemein geachteter, sondern fein gebildeter, kenntnißreicher und überaus schöner Mann, einer der ersten Geistlichen, und der trefflichsten Kanzelredner. Das Collège central war sein Eigenthum, die Anstalt jedoch gehört dem Staate. Unter ihm standen neun Lehrer, und die Erziehungsanstalt hatte damals Zöglinge aus den ersten Häusern des Landes. Außerdem ist ein Seminar damit verbunden, welches ebenfalls unter seiner Leitung stand. Man kann wohl denken, daß die Direction dieser Anstalten, so wie die Verwaltung seiner hohen Kirchenämter den Mann immerfort beschäftigten.

Der Abbé empfing mich sehr artig, entschuldigte sich, daß seine Geschäfte ihm nicht Zeit ließen, sich mir zu widmen und versicherte, daß er sich sehr darauf freue, sich Mittags und Abends bei Tische mit mir zu unterhalten. Wenn es mir Vergnügen machen sollte, setzte er hinzu, die Bibliothek und Kunst- und Naturalien-Cabinet zu sehen, so wolle er dem Bibliothekar sagen, daß er mir Alles zeige. — Ich besah nun zunächst die Gebäude der Anstalt und den Garten. Dann durchblickte ich die wahrscheinlich für Fremde bestimmte kleine Handbibliothek neben meinem Zimmer, in welcher ich viele Journale fand. Am meisten amüsirten mich die Nachrichten über die evangelischen Länder, besonders Preußen. Wie erschien doch hier Alles den lieben Leuten durch ihr gefärbtes Glas! Müßte ich umgekehrt glauben, daß ich auch ihre Angelegenheiten so ansähe, wahrlich, ich könnte zweifelhaft werden, ob es eine Wahrheit gäbe.

Herr Delvincourt brachte unsere Religionsverschieden-

\*) Unter dem Ministerium Martignac ward er als Mitglied des geistlichen Ministeriums in Paris genannt.

heit durchaus nicht zur Sprache, und das schon war ein Zeichen seiner hohen Bildung. Nur nach der Einrichtung unseres Feldministeriums und Feldgottesdienstes erkundigte er sich, und ob die Armee auch katholische Feldprediger habe. Ein Vicaire aber, den ich im Garten sprach, unterhielt mich mit der allerliebsten Nachricht, daß man Hoffnung habe, unsern König zu bekehren. Der Mann war so unverschämt, mir zwei Gründe zu nennen, die er einem sehr berühmten Journale verdanken wollte, worin die höchste Beleidigung für unsre Confession lag. Der erste Grund sei der, daß sich nicht leugnen lasse, daß der König von Preußen wahrhaft fromm sei. Dies könne man aber nur sein, sofern man der wahren Kirche angehöre, und ein wahrhaft frommer Mann werde, wenn die äußern Hindernisse hinwegfallen, alsbald zu ihr übertreten; denn extra ecclesiam sei nur Scheinfrömmigkeit, und eine organisirte Gottlosigkeit könne keine wahre Gottseligkeit erzeugen. Der andere Grund liege in der Ordnungsg- und Gerechtigkeitsliebe des Königs. Er könne es also nicht mit einer Parthei halten, welche ihr Entsetzen jener revolutionären Bewegung verdanke, die allen Revolutionen noch jetzt zum Vorbilde diene. \*) Dann habe auch der König mitgewirkt, daß der von Napoleon gemißhandelte Papst wieder in alle seine Rechte eingesetzt sei, also habe er auch seine Bedeutung für die Christenheit anerkannt, und mithin sei gewiß der Zustand nicht mehr fern —

»Wo,« fiel ich ihm in das Wort, »Ein Hirt und Eine Heerde sein wird. Nun mir ist im Herzen so schon so, ohne daß ich hoffe und wünsche, daß der König von Frankreich oder der Kaiser von Oesterreich Protestanten werden.«

Ich sahe es dem Herrn an der Verflückte und an

\*) Dieses liebevolle Urtheil über die Reformation ist von G. Willems in seiner Preisschrift über den Einfluß der Reformation auf die Politik, und später von Bretschneider mehrfach widerlegt.

den Kirschroth werdenden Backen an, daß es nicht gut sei, sich weiter mit ihm darüber einzulassen, und verließ ihn. Ich ging lieber zum Bibliothekar. Aber wie groß war mein Erstaunen! Wie hätte ich hier eine Bibliothek von wenigstens 30,000 Bänden erwarten können, alle aufs Beste conditionirt, ja zum Theil im Prachtbande mit königlichen oder andern fürstlichen Wappen geziert! Hier hätte man für sein ganzes Leben genug gehabt zu studiren. Das Kunst-Cabinet enthält vorzügliche Kupferwerke, und eine große Anzahl der feinsten Gyps-Copien der berühmtesten, im Pariser Museum aufgestellten Statuen; auch Apparate und Instrumente, Modelle und andere Kunstfachen waren in großer Menge da; ich dachte mir, daß Charleville ein sehr geeigneter Universitätsort sein müßte. Die Stadt empfiehlt sich durch ihre schöne, gesunde Lage, durch ihre regelmäßige Bauart; denn man sieht vom Markte aus allen vier Thoren, und durch die Bildung seiner Bewohner, deren es an 8000 damals zählte. Handel und Industrie sind nicht unbedeutend, aufwärts mit dem nahen Sedan, wo große Tuchfabriken sind, und abwärts mit Dinant, Namur, Lüttich und den ganzen Niederlanden. —

Bei dem Herrn Delvincourt traf ich eines Abends dessen Schwester, welche an einem dortigen reichen Handels Herrn verheirathet war. Eine schöne, kräftige Frau. Madame le Chanteur, — so hieß sie, — bat mich höflich, ihr Haus zu besuchen, da ihr Bruder für seinen Gast leider so wenig Muße habe. Ich versprach das, und ging schon den andern Tag hin. M<sup>r</sup>. le Chanteur und seine einzige, sehr schlanke achtzehnjährige Tochter empfingen mich so freundlich, daß ich bald mich wohl fühlte. Ich mußte selbst zu Abend bleiben, was, wie sie sagten, schon mit dem Abbé abgemacht sei. Die Mutter schien mich besonders mit ihrem Vertrauen zu beehren, und entdeckte mir, daß ihre Tochter mit einem jungen Manne verlobt sei, den jetzt ein recht trübes Schicksal getroffen habe. Er sei Districtsnotar und habe



als solcher nicht vermeiden können, seinen Namen bei der Nationalgarde einschreiben zu lassen, weil es alle jungen Staatsdiener gethan hätten. Aber ihr Schwiegersohn habe nur das Amt eines officier payeur übernommen, und nie die Bestimmung gehabt, die Waffen zu führen. Da sei nun das Unglück dadurch über die Stadt gekommen, daß ein Nationalgardist einen Parlementair, welchen der hessische General abgeschickt habe, den Platz zur Übergabe aufzufordern, erschossen habe. Das habe dann die Erstürmung und die theilweise Plünderung der Stadt zur Folge gehabt. Die sämmtlichen Nationalgarden-Officiere seien, auf Befehl eines preussischen Generallieutenants (ich hörte nachher des Fürsten Blücher), nach den preussischen Rheinfestungen abgeführt. Sie richtete hierauf die Frage an mich, ob ich wohl glaube, daß sie sich dieserhalb an den Prinzen August wenden dürfe? —

Ich erwiderte nur, daß ich mir über solche kriegsrische Maßregel kein Urtheil erlaube; indessen sei ja bekannt, daß der Prinz, wenn gleich streng und energisch, doch auch wie alle preussische Prinzen, leutselig und gnädig sei. Ich habe später nicht erfahren, ob sie sich an den Prinzen gewendet habe.

M<sup>r</sup>. le Chanteur, ein recht gemüthlicher Mann, nimmt an den Geschäften nicht mehr Antheil, als seine Frau. Sein Hauptgeschäft ist Nägelfabrikation; er beschäftigt, wie er sagte, viele Effen an der Maas. Er zeigte mir das Magazin in seinem Gehöfte, wo unzählige Fässer mit Nägeln, von den kleinsten Pinnen bis zu den größten Schiffsnägeln hinauf zu finden waren. Er hatte in seinem Bureau auch einen Deutschen und einen Holländischen Commis. —

Die junge Dame, Clotilde, heftete sich über die zu hoffende Hülfe sehr auf, und ward so gesprächig, daß sie mir einen an ihre gewesene Erzieherinn zu Rheims geschriebenen Brief vorlas, worin sie das Schicksal Charlevilles berichtete. Es kam darin die naive Stelle vor:

enfin, malgré les efforts de nos braves les barbares du Nord y sont entrés. \*) Ich wußte nun, daß die Franzosen, wie einst die Griechen, alle übrigen Nationen Barbaren nennen, als ob sich das von selbst verstehe; jedoch ganz ungerügt konnte ich es nicht hingehen lassen. Ich fragte daher: ob denn nicht die H<sup>er</sup>sen Charleville eingenommen hätten? Als sie dies bezahete, fuhr ich fort: ob denn auch ihre Nationalgarde-Officiere zu den Tapfern gehörten, die so große Anstrengungen gemacht hätten? Sie biß sich verlegen über diese verhängliche Frage auf die Lippen. Was aber die Lage Hessens gegen Norden hin betreffe, fuhr ich fort, so liege es ohngefähr mit Charleville unter demselben Grade der Breite. Die kluge Mutter stand von der Seite, und hob drohend den Finger gegen die Tochter auf. Ich aber reichte ihr freundlich die Hand zum Zeichen, daß ich ihr den Ausdruck weiter nicht anrechne.

Bald darauf wurde ich von dem Herrn le Chanteur zu einem glänzenden Diner gebeten, wozu er viele Preussische Officiere geladen hatte, und wobei er die schönsten Spanischen und Portweine zum Besten gab. Auch Herr Delvincourt traktirte öfter; es that ihm nur weh, daß ich aus Vorurtheil und Abneigung an seinem Lieblingsgerichte, den Froschkeulen, keinen Antheil nehmen wollte. Auch einen französischen Capitain lernte ich kennen, der mich zu seiner Frau führte, welche mich kennen zu lernen wünschte, weil sie aus Hannover gebürtig war, und zu der Zeit sich verheirathet hatte, als Hannover von den Franzosen occupirt war. Soviel erkannte ich wohl, daß die Frau, welche die Fortdauer der Napoleon'schen Herrschaft gewiß gewünscht hatte, mit ihrem Herzen und Sinne auf keine angenehme Weise zwischen dem alten und neuen Vaterlande in der Mitte stand. —

\*) d. h. Kurz, trotz der Anstrengungen unserer Tapfern, sind die Barbaren des Nordens doch eingedrungen.

Für mein Amt hatte ich nun wieder etwas mehr Raum und Gelegenheit; wo ich konnte, wohnte ich dem Gebete der Truppen bei. Bei dem Einzuge in Mezières redete ich über Ps. 108, v. 11—14. Bald darauf predigte ich in der Parochialkirche zu Charleville, welche uns Herr Delvincourt einräumte, nachdem er das reservirte Sanctuarium hatte verhängen lassen. Der Gegenstand dieser kirchlichen Feier war die Nachricht, daß sich Napoleon den Engländern ergeben habe. Ich wählte zum Gegenstande der Betrachtung Offenbarung Joh. XII, v. 10 und 12. Ich stellte die gänzliche Befestigung Napoleons dar, als einen Sieg des Christenthums und seiner Anstalten, indem ich nachwies, 1) daß es dadurch wieder frei und wahr, 2) und eben deshalb wahrhaft bildend und beseligend geworden sei. —

Wir hatten um diese Zeit im hôtel de Dieu viele Nervenfieberkranke. Da der Lazarethprediger sehr weit entfernt war, so hielt ich es für meine Pflicht, die Reconvalescenten zu besuchen. Über den Betten schwebte immer eine Wolke von Essigräucherung, überhalb welcher man athmen mußte, wenn man nicht angesteckt sein wollte. Der Prinz besuchte dies Lazareth oft, und ich ward mehrmals von Ihm freundlich angerebet. —

Sehr interessant war es mir, hier dem französischen Gottesdienste beizuwohnen, und besonders den Herrn Delvincourt zu hören. Er hielt einen sehr zeitgemäßen, ansprechenden Vortrag über Jesajas 30, 15: Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein! Den Text verlas er erst lateinisch nach der Vulgata, und dann sagte er ihn französisch. Der Styl ist bei ihm meist rhetorisch-poetisch; der Vortrag würdig. Es sind von ihm mehrere Reden gedruckt. \*) Auf jeden Fall gehörte er zu den ausgezeichnetsten Kanzelrednern des Landes.

\*) J. B. seine oraison funèbre, oder Gedächtnispredigt auf Ludwig XVI, welche er vor Civil- und Militairbehörden seines Sprengels im Jahre 1814 zu Charleville gehalten.

Im Allgemeinen steht der französische Gottesdienst an Gravität und Feierlichkeit dem Deutsch-Katholischen weit nach. —

Da ich, um zu den Truppenabtheilungen, welche nicht in Charleville standen, zu kommen, sehr beschwerliche Gebirgswege zu passiren hatte, so kaufte ich mir ein Reitpferd und das dazu gehörige Reitzeug, und benutzte zugleich diese Acquisition dazu, um täglich wenigstens eine Stunde zu reiten, welches mir sehr gut bekam. —

Am 8ten September erhielten wir Befehl, nach Stenay sur Meuse zu gehen. Nachdem ich von meinem lieben Wirthe, dem Abbé Delvincourt, und dem Hause des M<sup>rs</sup>. le Chanteur Abschied genommen, reiste ich am 9ten sehr frühe von Charleville ab. Wir gingen an Mezières vorbei, und kamen durch schöne Gegenden und ganze Obsthäuser nach dem großen Dorfe Warg. an der Aisne. Ich fand mein Quartier bei einem achtzigjährigen Greise, welcher mit seiner Enkelin ein einfaches, aber schönes Landhaus in einem Weinberge bewohnte, von wo man meilenweit den Lauf der Aisne übersieht. Sobald wir das Flußgebiet der Maas verließen, stellte sich eine ganz andere Natur ein. Die Ufer der Aisne sind flach, und mit Wiesen umgeben. Es ist ein schöner Anblick, wie der lebendige, klare Fluß durch diesen grünen Teppich, der nur von der Nordseite von mäßigen, waldbewachsenen Bergen umgeben ist, welche gleichsam den Rahmen der Landschaft bilden, dahin eilt. Am andern Morgen marschirten wir westwärts durch einen Theil der aus dem Feldzuge von 1792 bekannten Champagne pouilleuse, \*) die ihren Namen von ihrer Unfruchtbarkeit hat, nach Stenay. Ich kam wiederum zum Pfarrer in's Quartier, der zwar von imposanter Person, aber sonst dem Herrn Delvincourt ganz unähnlich war. Über die Bewirthung konnte ich nicht klagen; diese ist überhaupt bei den katholischen Geistlichen gut; denn sie

\*) Die Laufe-Champagne.

sind der Leibespflage nicht abhold. Unter drei Gerichten gab es selten, und die Speisen waren fast immer sehr schmackhaft und nährend. Der Wein aber, der getrunken ward (Champagnermost), erfordert andere Eingeweide, als die Unsrigen, und sieht aus, wie Dinte. Dennoch muß er sehr gesund sein; denn der Herr Pfarrer und seine beiden bei ihm wohnenden und speisenden Vicars hatten Bonzenköpfe und rothe Hangebacken. Soviel ich aus dem Treiben der Herren ersah, war dies eine Art von Canton-Pfarre, welche die umliegenden Orter durch Vicars besorgt.

Mein Herr Wirth erschien gegen mich nicht sehr belustigt; denn schon am zweiten Tage meines Aufenthaltes bei ihm, fragte er mich: ob ich lange bei ihm bleiben würde? Es wollte ihn Jemand besuchen. Ich erwiderte ihm: »Herr Pfarrer, es ist weder meine, noch Ihre Schuld, daß ich zu Ihnen gekommen bin; Ihr Jemand wird also wohl warten müssen, bis ich abgezogen bin.« Diese etwas derbe Abfertigung hatte zur Folge, daß er sogleich höflich wurde. Aber seine trübselige Schwester schalt den ganzen Tag auf meinen Burschen, welcher ihr am meisten im Wege war. Ich fand hier auch einen angehenden Geistlichen, gleichsam einen Lehrling des geistlichen Handwerkes; denn da es in Frankreich damals keine Universitäten gab, wie die Unsrigen, auch nur wenige Seminare bestanden, in welchen Pfarrer sich bilden konnten; so nehmen die Pfarrer häufig junge Männer zu sich, um sie anzulehren. Man kann wohl denken, was das für eine einseitige Bildung giebt! Der Pfarrer verschonte mich mit Gesprächen über Religion, welche die katholischen Geistlichen selten ohne Schärfe führen können; entweder scheute er sich, oder er war zu materiell dazu gestimmt. Aber der junge Geistliche wollte gar zu gern seine Weisheit anbringen, und fragte mich sehr indiscret über Manches. Ich fertigte ihn sehr kurz ab, und ließ ihn fühlen, wie er zu einer solchen Unterhaltung noch nicht reif genug sei. Um ganz von dem

Gegenstände abzukommen, wandte ich mich an den ältern Vicar; allein dieser hatte wieder etwas Politisches auf dem Herzen. Er beklagte sich nämlich, daß unsre Truppen fortführen, die festen Plätze zu erobern, und wollte wissen, mit welchem Rechte sie Munition und Unterhalt nähmen, und setzte hinzu: »Wenn man dies Alles gewußt hätte, würde man Ihnen gewiß nicht gestattet und erlaubt haben, in Frankreich einzudringen.« Ich erwiderte: Ob er denn Nachricht habe, daß vor dem Einrücken unseres Heeres die Erlaubniß dazu eines Theiles erbeten, und andern Theils ertheilt sei? — Auf diese Frage schwieg er beschämt. —

Um diese Zeit hörten wir von der Einnahme von Médybas, bald aber, es sei von Montmedy aus in Brand geschossen, und die Unseren hätten die Unterstadt verlassen müssen. Es kamen sehr betrübende Nachrichten von dem Verluste, den das Füsilier-Bataillon des 21ten Regiments erlitten; endlich kamen wirklich einige Wagen mit Verwundeten in Stenay an. Ich ging an sie heran; Einer erkannte mich und sagte: da ist ja unser lieber Herr Feldprediger! Wir haben wohl behalten, was sie uns gesagt: »Seid getroßt und unverzagt, und weicht nicht!« —

Ich besuchte sie nachher im Lazareth, und hörte von dem Tode manches braven Soldaten. —

Ich sahe fast täglich viele Truppen vom Norddeutschen Armee-Corps, die heffischen Jäger, ein statliches Corps; die Regimenter Weimar, Anhalt, Schwarzburg und das Meklenburgische Husarenregiment, alle prächtig gekleidet. Das Regiment Weimar hatte eine Musfel, welche allgemein bewundert ward. —

Nachdem Montmedy capitulirt hatte, hielt ich daselbst vor dem Füsilier-Bataillon des 21ten Regiments eine Rede über Psalm 84, v. 6 und 8, wo die Worte lauten: »Wohl den Menschen, die Dich für ihre Stärke halten; sie erhalten einen Sieg nach dem andern, daß man sehe, der rechte Gott sei zu Zion.« —

Den Champagner ließen sich unsere jungen Herren recht gut schmecken; er ist schön; doch kostet auch hier die Flasche Epernay oder Chateau-Sillery zwei Francs.

\* \* \*

Bis hierher reichen die Nachrichten, die ich in meinen Briefen den Meinigen mittheilte. Am 17ten September verfiel ich plötzlich in eine eben so räthselhafte, als lebensgefährliche Krankheit, und als ich ohne eigentliche Genesung wieder erstand, wollte ich die Meinigen nicht mit der Darstellung meines Zustandes betrüben. Später, als meine Rückkehr ins Vaterland beschlossen war, meldete der Feldprobst meiner Frau meine Erkrankung und bevorstehende Rückkunft. Es stehe hier sein Brief, welcher seine Theilnahme bezeugt.

Potsdam, den 15ten November 1815.

Aus dem letzten hier vorgefundenen Berichte Ihres Herrn Gemahles ersehe ich, daß er schwer krank gewesen, und wegen der Folgen noch für seine Gesundheit sehr in Sorgen ist. Sollten Sie auf indirectem Wege vielleicht Schlimmeres darüber gehört haben, so melde ich Ihnen, daß Dero Gemahl jetzt mit den Truppen zurückkehren wird, und daß Sie überhaupt und in allen Fällen darauf sicher rechnen können, daß ich Alles mit herzlichster Freude thun werde, was zu seinem und seiner Familie Besten beitragen kann. Im Falle Sie bald nähere Nachrichten erhalten, bitte ich mir selbige mitzutheilen.

Dffelsmeyer.

Man denke sich die Empfindungen, welche dieses Schreiben bei den Meinigen hervorbrachte!

Diese Krankheit ist insofern der traurige Wendepunkt meines Lebens geworden, als ich dadurch um die alte Kraft, um allen Frohsinn und auch um die verheißene Beförderung gekommen bin. Ich werde von ihr nur dann reden, wenn ich es gar nicht vermeiden kann; denn Krankheitsgeschichten gehören höchstens für den

Arzt, und können von dem Leidenden ohne Befangenheit nicht leicht mitgetheilt werden. —

Mit Hülfe vieler warmer Bäder und innerer Mittel erhielt ich den Gebrauch meiner Sinne und meiner Glieder wieder, so daß ich nach drei Wochen wieder ausging. Ich that das um so mehr, als ich in freier Luft immer Erleichterung fühlte. In diesem Zustande ging ich am 5ten October von Stenay nach Damvillers, einer kleinen Stadt auf der Straße nach Verdun gelegen. Ich verfahe alsbald, selbst unter heftigen Schmerzen, mein Amt wieder; so besorgte ich die Vertheilung der neuen Militairgefangenblücher; auch einen Sühneverfuch hatte ich in dieser Zeit, ein Geschäft, welches ich im Felde nicht erwartet hätte.

Am 18ten October, als am Gedenktage der Schlacht bei Leipzig, predigte ich über Psalm 103, v. 1 und 2. Um diese Zeit erhielten wir eine Anweisung des Feldprobstes über die Einrichtung des Feldgottesdienstes nach dem Beschlusse des königlichen Feld-Consistorii, damit alles Willkührliche und Unpassende vermieden werde. Das allgemeine Kirchengebet ward vorgeschrieben, und die Einübung des vierstimmigen Gesanges durch die Sängerschaft empfohlen; Beachtung der Militair-Agende ward nur gewünscht.

Ich logirte in Damvillers bei einem wohlhabenden, lebenskräftigen Achtziger, welcher schon unter Richelieu den Feldzug in Deutschland als Militairarzt mitgemacht hatte. Er war so fest, wie eine Eiche, und so mobil, wie ein Jüngling; er besaß jenen glücklichen Humor, der zur Erlangung eines hohen Alters gewiß sehr beihilflich ist. Ich erkannte in ihm einen entschiedenen Materialisten in religiöser, und einen wüthenden Republikaner in politischer Hinsicht; in meinem Schlafzimmer fand ich eine Schrift, und fand eine Sammlung von Schandthaten, die der gute Ludwig XVI. vollbracht haben sollte. Seine Frau, ebenfalls sehr alt, war schwächlich, aber eine sehr gutmüthige Person. Ihre Lebensweise blieb sich jeden

Tag gleich; denn nach dem Kaffee des Morgens betete sie lange vor einem geöffneten Schranke, in welchem sich eine angeklebete weibliche Puppe befand, welche wahrscheinlich eine Madonna darstellte. Dann kochte der Mann, mit Hülfe der Magd, während dessen sich öfter mehrere polstisirende Männer dafelbst einfanden, und die Zeitungen unter heftigen Exclamationen lasen. Nachher kammte und flüfterte die Frau ihr niedliches Bologneser-Hündchen. Die Unterhaltung mit dem Hunde dauerte auch während des Mittagessens fort, wo derselbe auf einem besondern Stuhle neben ihr saß. Nachmittages kamen noch einige ältere Matronen mit ähnlichen Hunden unter den Armen, und nun wurde ein Spazierweg gemacht zu einem alten Pfarrer auf einem nahen Dorfe, wo sie Pilet spielten. — Was mich nun betrifft, so thaten diese Alten Alles, um mir meinen leidensvollen Zustand erträglich zu machen. Der Mann bereitete mir, gegen eine geringe Entschädigung, warme Bäder, die mir wahrscheinlich das Leben gerettet haben.

Unser General von Bose lag hier bei einem sehr reichen Manne und war sehr gütig gegen mich; er bat mich häufig zu sich, um mich zu erheitern, und holte mich selbst zu Spaziergängen ab.

Bald nach dem 18ten October fiel eine kirchliche Feier, welche im Freien vorzunehmen, durch eingetretenes Regenwetter, unmöglich wurde. Der König hatte nämlich die Gnade gehabt, auch den bisherigen Reserve-Regimentern Fahnen zu bewilligen, für deren Verzierung die Prinzessinnen des königlichen Hauses selbst mit gesorgt hatten. Sie wurden für die Regimenter des zweiten Armee-Corps nach Givet an das General-Commando geschickt, wo der Prediger Biehe von der fünften Brigade eine allgemeine Weihe derselben vollzog. Hierauf wurden sie an die Brigaden vertheilt, wo bei den besondern Weißen der Fahnenelb abgenommen ward. Ich erhielt vom General den Auftrag, wegen Eröffnung der Kirche zu unterhandeln. Mein Wirth schilderte mir den Pfarrer

an der Kirche so, daß ich auf einen ultramontanen Reguristen gefaßt war.

Ich ging am andern Morgen zu ihm; aber die Behandlung, welche ich von diesem Priester erfuhr, lag gänzlich außer dem Kreise meiner Erfahrung und Vorstellung. Ich glaube, die fanatischen Priester, welche Huz und seinen Freund verbannten, hätten mich nicht heftiger anfahren und nicht verächtlicher behandeln können, als dieser Mensch. »Wie können Sie glauben, daß ich das Heiligthum den Ungläubigen zur Besudelung eröffnen werde? Die Kirche soll Euch offen stehen, wenn Ihr vorher zur wahren Kirche zurückgekehrt sein werdet!« Damit schloß er seinen beleibigten Wortschwall. »Ich komme,« sagte ich zu ihm ernst, »nicht sowohl in meinem Namen, als im Namen des Generals, als des Chefs der Truppen, welche meine Gemeinde bilden. Ich habe auch hiesige Bürger, selbst den Maire gesprochen; diese finden es nicht unziemlich, wenn wir die Fahnenweihe hier in der Kirche vollziehen. Uebrigens hat mir auch der Abbé Delvincourt, ein so hochstehender Geistlicher und bischöfliche General-Vicarius des Ardennen-Departements, auch seine Kirche geöffnet, und nur das Sanctuarium reservirt; dieses soll auch hier von uns unberührt bleiben. Ist aber die Kirche nicht zur bestimmten Stunde offen, so wird sie der General durch die weltliche Behörde öffnen lassen.« — Damit verließ ich den Ultramontanisten, der mich mit nie gehörten Ansichten von meiner Confession und meinem Amte überschüttet hatte. Die Kirche war übrigens zur bestimmten Zeit geöffnet; meine Rede knüpfte ich an die Worte Ithar's des Hethiter's II. Sam. XV., v. 21; sie lauten: »So wahr der Herr lebt, und so wahr mein Herr der König lebt, an welchem Orte mein Herr, der König, sein wird, es gerathe zum Tode oder zum Leben, da wird auch dein Knecht sein!« Am Orte stand nur das erste Bataillon des 21ten Regiments; am folgenden Tage hielt ich daher dieselbe Weihe vor dem zweiten Bataillon in Dün-

an der Maas, wo ich zu dem Regiments-Commandeur, Obrist von Meckow, eingeladen wurde. Die dritte Feier dieser Art sollte ich in Montmedy halten; ich reiste daher dahin über Stenay, dem Orte meines Leidens. Angekommen in Stenay hörte ich, daß der Feldprobst hier sei, und trotz der Eile, die ich hatte, ging ich doch zu ihm, um ihm, als meinem Vorgesetzten, meine Aufwartung zu machen. Ich lernte in ihm einen einfachen, deutschen Biedermann voll Kraft und theilnehmenden Sinnes kennen. Gegen Abend langte ich in Montmedy an, wo ich mich wegen der Feier bei dem Major von Drostien zu melden hatte. Tages darauf wurde auch hier auf offenem Markte, (denn die Kirche war noch Magazin,) die Fahnenweihe vollzogen. Ich speiste mit den Officieren an Table d'hôte, wo ich einen lieben Schulfreund, damals Premier-Lieutenant, jetzt Major bei der Artillerie, Campe, wiederfah. Unsre Freude, so unverhofft nach 15 Jahren wiederzusehen, war sehr groß, und in den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Frankreich war er es vorzüglich, der mir meine Leiden sehr erleichterte. — Noch an demselben Tage machte ich den weiten Marsch nach Damvillers zurück. Zwei Tage darauf führte mich mein Amt nach Etain, einer schönen Stadt, wo das ganze 23te Regiment stand, und wo ich also die Fahnenweihe für das ganze Regiment auf einmal vollzog. Mir ahnete nicht, daß dies meine letzte Amtsverrichtung im Feldministerio sein sollte. —

Nach dem Abschlusse des zweiten Pariser Friedens kam die Nachricht, daß die Brigade aufgelöst werden solle; doch dauerte es noch einige Zeit, ehe es dazu kam. Meine Freunde veranlaßten häufige Ausflüge während der schönen Zeit der Weinlese; besonders fühlte ich mich sehr nach Etain gezogen, wo ich in dem Ortspfarren einen eben so frommen, als freundlichen Mann kennen gelernt hatte. —

Am 4ten December erfolgte über mich die Bestimmung, daß ich mich entweder zu weiterem Militärdienste

bei dem Herrn Feldprobeste melden, oder in meine Civilpfarre zurückgehen, und eine weitere Beförderung abwarten könne. Ich wählte, was bei meinem Zustande das Natürlichste war, das Letztere. Das 21te Regiment ging nach Mainz, das 23te nach Trier, das 3te Elbregiment ins Vaterland zurück, und unser General kam als Inspekteur der Landwehr nach Cleve. Als ich von diesem Abschied und mein Zeugniß aus seinen Händen im Empfang nahm, meldete sich gerade mein Jugendfreund Campe, um nach Magdeburg, dem Orte seiner neuen Bestimmung, entlassen zu werden. Da ich jedoch immer noch sehr leidend war, so empfahl mich der General der theilnehmenden Fürsorge des Officiers, daß ich in der strengen Jahreszeit nicht noch mehr Schaden nähme. Es versteht sich, daß es dieser Empfehlung kaum bedurfte.

Ich sahe mich nun aber in einer Verlegenheit, die ich kaum Jemandem eröffnen mochte. In Stenay war mir während meiner heftigen Krankheit mein im Nebenzimmer stehender Koffer erbrochen, und all mein Geld, 10 Friedrichsd'or, 8 Carolin und 35 Fünffrankenstücke, gestohlen. Ein einziger Doppellouisd'or, den ich in die Brieftasche gelegt, war mir geblieben. Da half mir mein Freund, indem er die Mühe übernahm, mein Reitpferd, nebst Reitzeuge, zu verkaufen. Ich hatte zwar 80 Thaler Feldzulage und 66 Thlr. 16 Ggr. bewilligtes doppeltes Monatsgehalt an die Hauptkasse des Corps zu fordern; aber ich war von dieser 30 Meilen weit entfernt. Ohne den Rath und Beistand meines Freundes hätte ich meine Rückreise nicht antreten können. —

Am 6ten December erfolgte meine Abreise; die Kälte war empfindlich; aber ich ward wenig davon gewahr; denn ich saß wohl eingepackt in meinem Wagen. Zwar sahe ich die Natur im Winterkleide; aber auch so, und trotz meines Zustandes, blieb mein Blick stets auf sie und die Menschen gerichtet. Mein erster Marsch ging bis Longwy, eins der größten von den festen Nestern, die ich bis dahin gesehen hatte. Mein Quartier war bei

einem ehrlichen und wohlhabenden Fleischermeister, welcher mich reichlich mit Bouillon, dem einzigen, mir jetzt zuzugenden Nahrungsmittel, versorgte. Am folgenden Tage kamen wir durch abwechselnde Gegenden nach Luxemburg. Auf dem Wege dahin offenbarte sich auf eine fast spaßhafte Weise die Abmarkung beider Sprachen. Jenseits Differdange, wo ein kleines, buschbewachsenes Thal der Elz zuläuft, ist die Grenze. Diesseits des Thales sahen wir dicht am Wege einen arbeitenden Landmann. Ich fragte ihn französisch: wie weit es noch bis Luxemburg sei? — *Encore deux lieues*, erwiderte er. Jenseits des Thales sahen wir einen andern, dem nächsten Dorfe angehörigen Landmann, ebenfalls arbeitend, und er schüttelte auf meine gleiche Frage in französischer Sprache mit dem Kopfe. Da fragte ich noch mal deutsch, und alsbald antwortete er freundlich: »Zweitehalb Stond, myn Herr!« Ich mußte lächeln über die sonderbare Sprachform.

In größeren Festungen bekommt man fast immer schlechte Quartiere, und die Verpflegung muß bezahlt werden. Ich logirte in Luxemburg in einem großen Wirthshause, und mußte für eine einfache Mahlzeit und Nachtquartier 20 Francs bezahlen. Die Officiere der Garnison, dachte ich, müssen hier viel Zulage haben, wenn sie bestehen sollen. Die in Luxemburg herrschende deutsche Mundart klingt sehr rothwälsch, und unserem Ohre kaum deutsch. Unvergeßlich ist mir der Anblick der Wälle und Festungswerke geblieben. Welche Höhe der Mauern! In dem einen Walle steht eine Kirche, und es ist, als ob die Brücke über die Thurmspitze wegführe. —

Es war milderer Wetter eingetreten, und der Weg nach Grevenmachern war so schnell zurückgelegt, daß wir beschloßen, noch bis Trier zu gehen. Wir erblickten rechts die herrliche Mosel, deren Umgebungen einen weit freundlicheren Charakter haben, als die der Maas. Diese hat bis über Lüttich hinaus fast überall hohe zackige Felsenufer; die Mosel gleitet mehr zwischen sanft abgerundeten

Bergen dahin, an deren Abhang der Moselwein wächst. Die Dörfer hatten in dieser Gegend zum Theil das Ansehen der Zerfallenheit, welches noch aus den Revolutionskriegen herrühren mag. Auf dem Wege nach Trier erblickten wir auch ein römisches Bauwerk, nämlich den Triumphbogen des Domitian, ein erhabenes Monument der Vorzeit. —

Bei Sternenschein passirte ich den Strom, und kann daher auch von dem äußern Anblicke der alten Augusta Trevirorum (Trier) nichts sagen. Ich ward in eins der besten Wirthshäuser gelegt, wo viele Officiere und andre honette junge Leute speisten. Mehr der Unterhaltung, als des Essens wegen, wohnte ich der Abendtafel bei, und fand sie sehr gut besetzt. Am andern Morgen besahe ich die Stadt, die einen Anblick darbietet, der zu Betrachtungen veranlaßt. Es zeigt sich hier eine Gegenwart, durch welche eine größere Vergangenheit hervorschaute. Man erkennt unter den Gebäuden noch jetzt Römische, unter andern auch ein Thor, welches sich dem Auge sofort als Bauwerk der Römer ankündigt; dann Altdeutsche, wozu besonders die Kirchen gehören, und endlich neuere, meist armselige. Der Eindruck, den ein von seiner vormaligen Größe herabgekommener Ort auf den Betrachter macht, ist wehmutherregend. Immer bleiben Spuren jener vorigen Größe; aber sie dienen nur dazu, die Gegenwart in ein desto greller Licht zu stellen. Dieses Eindrucks konnte ich mich auch in Trier nicht erwehren; eine solche Stadt gleicht einer verarmten Dame hohen Standes, welche nun neben einigen Schmuckstücken vormaliger Herrlichkeit ein verwachsenes Kleid trägt. —

Als wir Trier und seine schöne Gegend verließen, hatten wir anfangs die Mosel links; dann wurden wir auf einer Fähr übergesetzt, und kamen nun auf die Chaussee, welche in einem weiten Halbkreise über die meist nackte, mit einer Lavaruste bedeckte, südliche Abdachung der Eifel führt. Da, wo Bäche von der Höhe

ihren Lauf gegen die Mosel nehmen, ist die öde Fläche von buschbewachsenen Thälern durchschnitten. Ein solches ist das tiefe Marterthal, worin Schinberhannes, der furchtbare Räuber, lange sein Wesen getrieben haben soll. —

In der Gegend von Hezerath blieben wir in einer an der Salm liegenden Mühle, deren Besitzer uns sehr gutmüthig aufnahm. Wir waren froh, unter Dach zu kommen; denn es schneite den Tag unaufhörlich. Das schlechteste Quartier fand ich in Lägerath bei einem Bauer; sein Haus war sehr verfallen, so daß es in der Stube, die man mir eingeräumt hatte, durchregnete, und Decke und Fenster waren so beschaffen, daß man glaubte, auf der Straße zu sein. Freund Campe hatte auch kein besseres Logis; er kam zu mir, um mir Beistand zu leisten. Es dauerte ihn, daß ich durch und durch naß werden sollte. Da machte er eine sonderbare Entdeckung; der lange Tisch in der Stube bildete, wenn man die Platte abhob, unterwärts den Backofen. In diesen legte er Kissen und bettete mich so hinein. Dann schob er den Deckel über mich, so daß er nur einen Spalt offen ließ zum Luftschöpfen. Anfangs wollte mir das Einschlafen nicht gelingen, weil die Tropfen in ganz abgemessenen Zwischenräumen auf die Decke fielen; endlich aber diente diese momentane Musfik dazu, mich einzuschlafen. —

Am andern Morgen hatte es aufgehört zu regnen, und wir setzten sogleich unsre Reise fort, und kamen bei etwas besserem Wetter in Coblenz an. Es war Sonntag, und das ansehnliche Coblenz erschien dadurch noch ansehnlicher. Wir aber blieben nicht in der Stadt, sondern man wies uns nach Thal-Chrenbreitstein. Wer die Reise von Polch nach Coblenz macht, findet sich, wenn er sich dem Rheine naht, durch den Anblick des Rheines, der unterwärts nach Andernach und Neuwied einen weiten See zu bilden scheint, der malerischen Ufer, und ganz besonders des Chrenbreitsteins, der wie ein

Herrscher sich über die ganze Gegend erhebt, sehr überrascht. Die schönste Aussicht jedoch hat man von Ehrenbreitstein selbst auf Coblenz und seine Umgebungen, auf die Mosel, welche sich gegenüber dem Rheine vermählt, deren gelbliches Wasser, so weit das Auge reicht, immer noch von den grünlich blauen Wogen des Rheines an das linke Ufer gedrückt wird.

Am Fuße der Uferfelsen sahe ich eine zahllose Menge von Quellen eines sehr gesunden Mineralwassers, wovon täglich eine große Menge in der Umgegend verbraucht wird. Ich ging hinüber nach Coblenz, um die Stadt näher kennen zu lernen, welche ich schon als Knabe während des Revolutionskrieges so oft nennen hörte. Auch den Ehrenbreitstein bestieg ich Nachmittags, und die Verwüstung erinnerte mich an die Franzosenschmach. Dennoch glaube ich, daß die Ansicht der Ruine malerischer ist, als die der hergestellten Festung sein wird. —

Am 14. December gingen wir durch das an Wald, Getreide, Heilwasser und Wein so gesegnete Herzogthum Nassau, über Montabauer nach Limburg an der Lahn. Ich freute mich, die Unterlahn eben so schön zu finden, als die Oberlahn. Der kurze Lauf dieses Flusses — etwa 30 Meilen — führt überall durch die malerischsten Gegenden; das untere Lahnthale ist reich an Kegelbergen mit schönen Bergruinen. Ich fand in diesem Lande überall eine herzliche Aufnahme, auch bei den Katholiken und viele frohgestimmte Menschen. Am 15ten kamen wir in Wehlburg an; hier sahe ich auf dem Rathhause noch Bekränzungen und Inschriften von der Vermählung des herzoglichen Paares her, von dessen Lebenswürdigkeit Alles entzückt war. Am 16ten gelangten wir über Solms-Braunsfels und Wehlar nach Gießen, wo ich mein Quartier auf der Post erhielt; ich stand am Fenster, als ein Haufen Studenten vorbei ging. Diese Mäusenöhne waren fast Alle auf dieselbe Art gekleidet, eine Tracht, die etwa der Zeit Luther's angehörte. Diese Tracht mußte erst im Laufe dieses Sommers eingeführt sein, denn ich



hatte im Juni, als ich durch Göttingen kam, keinen Studenten so angethan gesehen. Die lang herabhängenden Haare deckten meist ein Barett, bei Vielen mit einer Feder geschmückt. Auf meine Frage über diese auffallende Tracht antwortete mir die Wirthstochter sehr naiv: »Das soll deutsch sein!«

Unstreitig ist dieser Auswuchs des Patriotismus daraus entstanden, daß die Anregung des Geistes sich nicht bei Allen in Thaten, sondern bei Vielen nur in Symbolen offenbaren konnte. Niemand wollte in einer so großen Zeit kalt oder indifferent erscheinen. Da nun diesen Jünglingen die Zersplitterung Deutschlands in viele Staaten, denn in dieser Hinsicht in sich einigen Frankreich gegenüber, die Hauptursache der langen Schmach und Unterdrückung Deutschlands gewesen zu sein schien, (eine Meinung, worin sie durch manche der gelesesten Zeitschriften noch bestärkt wurden:) so wurde die Einheit Deutschlands ihr Lieblingsgedanke. Sehr löblich, wenn sie darunter nur Einheit des Geistes und der Gesinnung verstanden hätten; sehr thöricht aber, und selbst verbrecherisch, sobald sie die Einheit der Verfassung, mit Beseitigung des in gutem Rechte Bestehenden, bezweckten! — Von hier ging ich am 17ten über Staufenberg nach Marburg, wo ich die Nacht blieb; also zwei Nachtquartiere hintereinander in Musensitzen. Die Lage dieser Stadt ist bekanntlich sehr romantisch. Mein Quartier hatte ich bei der verwitweten Frau Commercierräthin F., welche in dem Ruße großer Geschäftsthätigkeit und Einsicht stand. Besonders hat sie mit am frühesten künstliche Blumen verfertigt, und diesen Zweig des Galanterie-Handels zu großer Vollkommenheit erhoben. Also giebt es auch unter den Deutschen solche Frauen, welche an Geschäftstalent jenen Französinen, die ich deshalb bewundert hatte, nicht nachstanden.

Am 18ten verließen wir das Labnthal, und gingen längs der Schwalm durch das Gebirge nach Frislar, einer der weitesten und beschwerlichsten Märsche. Zu Mit-

tag waren wir bei einem ältlichen Dorfpfarrer eingelehrt, dessen Bildungssphäre noch beschränkter schien, als seine Lage. Er wollte gern von dem Fürsten Blücher etwas hören, und mein Freund übernahm es, ihm von dem alten Helden einige Anekdoten aus dem letzten Feldzuge zu erzählen, worüber der Pfarrer sich sehr freute. Ich sahe bei ihm, wie weit ein Mensch am Geiste zurück kommen kann, wenn er gänzlich isolirt dasteht. Seine Erscheinung war tief unter der eines unserer geringsten Schullehrer, und wenn ich mit der Genauigkeit Homer's oder Walter Scott's seinen Anzug beschreiben wollte, man würde erstaunen!

In Frislar war ich nun wieder auf der Straße, auf welcher ich gekommen war. Mein Quartier war indessen dieses Mal weit besser, als im Sommer, ja so gut, als ich es in diesem Orte kaum erwartet hätte. —

Am 19ten reisten wir über Gudensberg nach Cassel; auch in der Winterlandschaft erschien mir Cassel schön. Leider litt ich zu sehr von meinen Schmerzen, als daß ich mich des Aufenthaltes hier hätte sehr erfreuen können. Dazu kam, daß ich anfangs nicht gut aufgenommen wurde. Mein Billet wies mich zu der Witwe eines Banquiers oder (ich weiß nicht mehr recht) eines Buchhändlers. Ich kam sehr ungelegen; denn ich hörte die Dame beim Eintritte sagen: »Da führt der Henker schon wieder Preußen her!« Ein schöner Gruß! Ich wollte sogleich umkehren, und nach meinem alten Quartiere, dem römischen Kaiser, fahren, um dort für Geld zu logiren. Indessen erinnerte ich mich zu rechter Zeit, daß ich als Prediger nachsichtig und sanftmüthig sein müsse. Ich trat daher vor, entschuldigte mich, daß ich ihr, wie ich höre, beschwerlich falle, und gab die Versicherung, daß sie meine Anwesenheit im Hause nicht sehr merken solle. Die Frau wurde sehr verlegen und erröthete, wurde sehr höflich, und ließ mir Alles angedeihen, was mir Linderung meiner Schmerzen gewähren konnte.

Nachher erfuhr ich, daß sie vor Kurzem sehr belästigende Einquartirung gehabt hatte. —

Am 20ten reiste ich über Hannöversch-Münden bis Göttingen, und damit hatte ich meinen Pferden einen sehr angreifenden Marsch zugemuthet. Die Sehnsucht nach meiner Familie wuchs, je mehr ich mich dem ersehnten Ziele näherte. In Göttingen hatte ich diesmal mein Logis bei einem recht gebildeten Fabrikanten in der Vorstadt. Er erzeigte mir so viel Aufmerksamkeit, daß er sich nicht nur meiner Unterhaltung ganz widmete, sondern mich auch in die Stadt, auf die Universitätsbibliothek und zum Hofrath Himly begleitete, an welchem ich eine Empfehlung eines hohen Militärarztes wegen meines leidenden Zustandes abzugeben hatte. Dieser tiefblickende, menschenfreundliche Arzt hörte meinen Bericht über meine Krankheit mit großer Theilnahme und Aufmerksamkeit an, und rieth mir dann, vorzüglich zu Schwefelbädern und zu einem tüchtigen Arzte meine Zuflucht zu nehmen, und alle Säuren zu meiden. Ich freute mich des Rathes des edeln Menschenfreundes, und schied mit aufrichtigem Danke von ihm.

Am 21ten kamen wir den alten Weg über Nordheim nach Gießen, wo ich diesmal bei einer Witwe im Gasthose logirte. Am Abende fand ich hier eine sehr ausgesuchte Gesellschaft; eine Anzahl gebildeter Männer kamen damals alle Woche hier zusammen. Auch die beiden Prediger gehörten dazu, wovon der Eine Superintendent, der Andre Lafontaine's Schwager war. Ich verlebte unter diesen Männern einige sehr heitere Stunden. Ich versäumte nicht, die Jacobson'sche Schule, welche sich hier befindet, zu besuchen. Von hier aus schlug ich diesmal meinen Weg nicht über Goslar, sondern über Lutter am Barenberge, Salzgitter und Schladen nach Osterwieck ein. Gewiß am kürzesten Tage des Jahres ein starker Marsch! Bei einem Verwandten fand ich in Osterwieck die beste Aufnahme und reichlichste Pflege. Blemlich frühe kam ich am andern Morgen nach Halber-

stadt. Ich schickte sogleich einen Boten an meine Frau, und bat, daß sie mich am andern Tage abholen möge, weil ich glaubte, daß ich die königlichen Dienstpferde in Halberstadt würde abliefern müssen.

Am demselben Tage meldete ich mich bei dem damaligen Civil-Gouverneur von Kewitz, und legte mein Entlassungszeugniß vor. Er bewies mir wegen meiner Krankheit sehr viel Theilnahme, und gab mir die Versicherung, daß er mich allen Consistorien des Gouvernements zur Berücksichtigung empfehlen werde. Wegen der Dienstpferde wurde mir eröffnet, daß ich sie behalte, in dem der König die Gnade gehabt, sie den Personen der Administration zu schenken. Dann wurde ich angewiesen, die 80 Thaler Feldzulage und 66 Thaler Friedensgehalt, welche ich noch zu fordern hatte, an die Hauptkasse zu liquidiren. Diese kleinen Vortheile am Schlusse der Campagne wurden aber dadurch aufgewogen, daß ich mit 33 Thalern mich nicht hatte mobil machen, und mit 20 Thalern monatlicher Feldzulage in Frankreich nicht hatte subsistiren können. Ich hatte 20 Louisd'or, die ich als Nothpfennig mitgenommen, zugelegt, und die Meinigen hatten 50 Thaler für die Predigten an den benachbarten Rektor ausgezahlt, und alle Kriegeslasten von der Civilstelle getragen. —

Ich wandte mich nun sogleich an den berühmten Medicinal- und Regierungsrath N\*\* in Halberstadt, den ich seit langer Zeit schon kannte. Dieser schrieb mir nun eine förmliche Kur mit Hausbädern vor, und empfahl mir, die Nerven durch Bewegung in freier Luft zu stärken. —

Am 24ten December kam meine Frau, um mich von Halberstadt abzuholen. Die Freude des Wiedersehens wurde durch meinen veränderten Gesundheitszustand sehr wehmüthig. Welche schöne Weihnachtsbescherung wäre ich selbst meinen Kindern gewesen, wenn ich gesund wieder gekommen wäre! Aber ich erhob den Blick zum Himmel, und ließ es mir nicht nehmen, am ersten hei-

ligen Weihnachtstage vor der Gemeinde meine und ihre Christfreunde zu verkündigen, ausgehend von den Worten Luc. I., v. 46 und 47. »Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes!« Am andern heiligen Weihnachtstage suchte ich mir selbst und der Gemeinde Trost einzupredigen bei Beantwortung der Frage Römer VIII, v. 32. »Wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?« Jung und Alt drückte mir seine Freude aus, daß ich wieder da war; sie hatten sich verwaist gefühlt. Es gelang mir dann, mich in solchen Zustand wieder zu versetzen, daß ich fast unausgesetzt mein Amt verwalten konnte. Wälder habe ich drei Mal besucht; im Jahre 1816 das Alexisbad, im Jahre 1817 den Helmstedter Brunnen, und 1832 das Soolbad zu Sülldorf. —

Ich schliesse diese Periode meines Lebens mit einem Überblick der Länder, durch welche mich mein Weg geführt, und mit einer kurzen Beschreibung ihrer Natur und Bewohner. — Es ist nicht leicht, hier zu treffen, was interessieren kann. Männer, wie Humboldt, Georg Forster und der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, dürfen freilich nur hinblicken, und sie durchschauende Natur und Menschen. Zur leichten und gefälligen Darstellung des Gesehenen und Erlebten, gehört ein Mann, von dem Homer sagen würde: »Vieler Menschen Städte erblickt er und vielerlei Sitten!« Aber wer, wie ich zum ersten und letzten Male einen weitem, und zwar nicht freien, Ausflug in die Welt machte, ohne ein zu solcher Beobachtung vorbereitendes Leben gelebt und ohne tiefere Vorkenntnisse von Natur und Kunst erworben zu haben, was kann der gesehen haben, und was kann er erzählen? — Und dennoch wenn er gesunden Sinn und Aufmerksamkeit besitzt, und was er gesehen, in sich verarbeitet hat, wird mancher Eindruck tiefer und dessen Darstellung frischer sein, als bei dem, der Alles erst durch das geschliffene Glas der Wissenschaft ansieht, oder der alle Winkel durchsucht und sich bis zum Ekel

satt gesehen hat. Ich werde mich hier auf wenige Bemerkungen beschränken. —

Die Beschaffenheit einer Gegend wird von Gebirgen und Gewässern bedingt; wo beide fehlen, hört alle Abwechslung, also auch das Interesse auf, und Einförmigkeit tritt ein; in diesem Betrachte giebt es bekanntlich sehr fruchtbare Wüsten. Die größten Naturschönheiten bot mir auf meinem Wege der Anblick des Oberharzes, die Gegend von Hannoversch-Münden mit dem Blicke auf den Lauf der Werra, Fulda, und nach ihrer Vereinigung der Weser mit ihren malerischen Gebirgsufern, die Gegend von Cassel mit dem Hintergrunde des Habichtswaldes, das herrliche Lahnthal, die Gegend von Siegen, das obere Wipperfthal, der Rhein, Aachen und seine Umgegend, das Maasthal mit seinen hochragenden Felsenzacken und das mildere Moseltal dar. Monotone Berggegenden passirte ich in Hessen längs der Eder und der Schwalm; aber auch die Rothhaar- und Sauerländischen Gebirge, ein Theil der Ardennen und der Eifel gehören hierher. Schöne fruchtbare Ebenen bietet die Leinegegend, die Wetterau, der Niederrhein, besonders das Land zwischen Eöln und Aachen und endlich Südrabant und der Hennegau dar. In Frankreich, so weit ich es kennen lernte, fand ich schöne Ebenen nur in Lothringen.

In Hinsicht der Gebirge hat sich mir die Bemerkung aufgedrängt, daß sie unstreitig im Westen von Deutschland, in der Abdachung gegen die Nordsee hin, viel weiter hinabreichen, als in den östlichen Gegenden. Der Lauf der Weser erscheint bis Minden von Waldbirgen begleitet und gleichsam gepanzert, von welchen man rechts den Solling und Deister, und links die Egge oder den Teutoburger Wald als Binnengebirge ansehen kann.

Die Gebirge, welche den Lauf des Rheines begleiten, enden mit dem Siebengebirge bei Bonn, welches man als eine isolirte Fortsetzung des Westerwaldes anse-

hen kann. Das Hauptgebirge an der Maas sind die Ardennen, von welchen die felsigten Ufer dieses Stromes bis Mastricht fortlaufen. Und nun zu den Völkern und Menschen.

Die Niedersachsen und Westphalen, als Nachkommen der alten Sachsen, sind stammverwandt; ein kernhafter, kräftiger Menschenschlag. Der Unterschied zwischen der Bildung der höheren Stände und des Volkes wird noch durch die Kluft zweier Mundarten größer. Im Hannöverschen besonders wird man eben durch die breite plattdeutsche Sprache, welche auch selbst die Bewohner der Städte sprechen, verleitet, das Volk auf einer niederen Stufe der Bildung zu glauben, als worauf es wirklich steht. Aber wo dem Kirchen- und Schulwesen so viel Sorge und Aufmerksamkeit gewidmet wird, als hier, muß man sich durch den bloßen Schein nicht mit Vorurtheil erfüllen lassen. Bei den Hessen, als Nachkommen der alten Satten, trifft man große Männer mit dem Ausdrucke treuherziger Freundlichkeit. Das weibliche Geschlecht steht aber hier dem männlichen meist weit nach; ich vermuthete, daß das hier übliche Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe der Gestalt und Miene etwas Gebücktes giebt; besonders mag davon die entstehende Anschwellung der Schilddrüse entstehen. —

Der Charakter der Hessen entspricht ihrer äußern Erscheinung; ich habe in ihnen eine große Treuherzigkeit und Wiederkeit gefunden, wie man sie sonst gern den Schweizern beilegte. Natürlichkeit und Frömmigkeit leuchten überall hervor, wo sich das Volk so zeigt, wie es wirklich ist. Der Churfürst zeigte sich auch in den unfruchtbaren Berggegenden als genügsam und zufrieden, und obgleich er ziemlich belastet ist, hängt er doch mit unwandelbarer Treue an seinem Regentenhause. Der Rheinhesse politisirte damals gern.

Gegen den Rhein hin wird der ganze Menschenschlag schöner, stärker und überaus lebhaft. Die Lethargie erzeugenden geistlichen Regierungen haben die Entwicklung

in manchen Gegenden zurückgehalten, und die Franzosenzeit hat Manchen eine verkehrte Richtung gegeben; doch durch Weckung größerer Industrie hat sie dem Schicksale der Kräfte, in welchen viele Orter und Gegenden unter dem Krummstabe versunken waren, ein glückliches Ende gemacht. —

Die Belgier stellen sich als ein Mischlingsvolk zwischen Deutschen und Franzosen nicht übel dar. An Körperlichkeit und Kraft überragen sie die Franzosen. In Rüttich scheint das Fabrikleben den Pöbel häßlich und fleisch gemacht zu haben; die Wohlhabenderen haben fast alle ein blühendes Ansehen.

Unter den Franzosen sind gewiß die eigentlichen Nachkommen der deutschen Stämme, besonders der Franken, viel schöner, als die Nachkommen der Gallier. Erinnern wir uns des großen Unterschiedes an Physiognomie und Wuchs, den wir in Napoleons Heere gewahr wurden, und daß es eine Voltigeur-Physiognomie gab, worin sich Alle glichen, wie die Kinder. Dieses Ansehen haben gewiß die Nachkömmlinge der alten Gallier, während die fränkische Gestalt und Gesichtsbildung weit mehr Gracität ausdrückt. Die Ardennen und Lothringen haben meist schöne Bewohner, besonders ist in letzter Provinz das weibliche Geschlecht vollkommen schön zu nennen. In Etain hatte man den Officieren zu Ehren einen Ball veranstaltet. Einer der Officiere drückte gegen eine Dame von mittleren Jahren, die an Schönheit mit ihren Töchtern wetteiferte, seine Verwunderung aus, hier so viele, ja nur schöne Damen zu erblicken. Mit einem Selbstgefähle, welches sonst nur den Polinnen eigen sein soll, antwortete sie: Des jamais le Sexe a été très-beau ici. \*)

In politischer Rücksicht wegen reger Theilnahme an dem Ergehen des Staates haben die Belgier viel Ähnlichkeit mit den Franzosen. Zu einer gleichmäßigen Na-

\*) Von jeher ist das weibliche Geschlecht hier sehr schön gewesen.

tionalbildung haben letztere sehr viel Anlage, doch fehlt es sehr an gründlicher Charakter- und wissenschaftlicher Bildung; ich fand sie nur in Einzelnen. Deutschland's Universitäten und seine zahlreichen Fürstenhöfe bewahren uns vor Einseitigkeit, vor welcher sich der Franzose nicht schützen kann.

Diejenigen Deutschen, welche unter französischer Herrschaft stehen, hegen meist eine materielle Anhänglichkeit an Frankreich. Sie müssen zur Zeit des deutschen Reiches schlecht regiert sein, daß kein Andenken eine Sehnsucht nach dem alten Vaterlande in ihnen erhalten hat. Zur Zeit des Feldzuges waren sie im Herzen meist Republikaner; sie mochten sich Deutschland als das Land des Druckes und der Feudallasten denken.

Wie die Franzosen gegen uns Deutsche, und besonders gegen die Preußen, damals gesinnt waren, glaube ich erkannt zu haben. Die Royalisten waren nicht besser gesinnt, als die Bonapartisten und Republikaner. Es ist sehr zu wünschen, daß die Parthei, welche der König Louis Philipp repräsentirt, welche die Rechte und selbst die Vorzüge anderer Nationen anerkannt, immer mehr über die Eitelkeit der Revolutionsmänner, welche so gern nach Außen durchbrechen wollen, siegen möge. Die Aufgabe, durch sanfte Strenge und kluges Nachgeben das Gleichgewicht zu erhalten, und immer mehr die Franzosen mit der europäischen Völkerfamilie auszusöhnen, ist eine der größten Aufgaben. \*) Männer, wie Thiers und Guizot, haben erkannt, was die Franzosen von uns annehmen können; es ehrt unser Volk. —

Wohl mir und Allen, die mit inniger Freude das Glück erkennen, unserem Könige und unserem Volke anzugehören! Wahrlich, es kann nirgends besser sein, als bei uns!

\*) Wer hat sie zu lösen, mehr und erfolgreicher gestrebt, als unser Verkärter, unvergeßlicher Landesvater, Friedrich Wilhelm III.?

## Sechste Lebensperiode.

### Von der Heimkehr aus dem Feldzuge, bis zur Versetzung in eine Stadtpfarre. 1819.

Gleich bei Anfang des Jahres 1816 richtete ich, da mir nur ein Vierteljahr zur Vorbereitung der Confirmation übrig blieb, meine ganze Aufmerksamkeit auf diesen Unterricht, und ich wich in der Anordnung von nun an sehr von der bisherigen Weise ab. Ich verband von nun an Glaubens- und Sittenlehre auf das Innigste, um auf der einen Seite dem kalten Moralismus, auf der Andern dem Halten an unfruchtbaren Lehrbestimmungen, welche man früher als die Hauptsache ansah, vorzubeugen.

Ein Mann, der mir trotz seiner Auswüchse, trotz seiner oft gerügten Intoleranz, wegen seiner Kräftigkeit gefiel, war Claus Harms. Seine Sprache nähert sich der Luthers, und selbst in seinen Fehlern steht er dem urdeutschen Reformator und großen Volkslehrer nahe. Auch Hanstein's und Dräseke's »Glaube, Liebe, Hoffnung« leistete mir herrliche Dienste. Das Büchlein von Dräseke rückt die Wahrheiten der Religion im Gewande religiöser Poesie über die Sphäre eines gemeinen Verstandes allen Seelenkräften des Menschen, besonders auch der Phantasie und dem Gefühle nahe, und macht des Friedens theilhaftig, welcher höher ist, denn aller menschlichen Vernunft. Herder's Catechismus, wiewohl ungleich in der Ausführlichkeit, verfährt mit weiser Sparsamkeit und spricht die vollkommenste Sprache für ein solches Lehrbuch. Für Bibelerklärung sind mir die Dinterschen Schriften wichtig geworden, obgleich ich nicht in Abrede stelle, daß seine Schullehrerbibel zuerst allzuviel Aufklärerei

enthielt. Der mehr historische Bibel-Catechismus von Krummacher gefiel mir sehr; dagegen sein Real-Catechismus ermangelt bei vielem guten Materiale des Lichtes und der Ordnung. Der Winter 1816 beschäftigte mich ganz mit Sammlung und Anordnung der Materialien für meinen Confirmanden-Unterricht. Seitdem habe ich diesen Theil meiner Amtsverrichtung mit einer stets wachsenden Begeisterung getrieben, weil ich fühle, daß gerade darin nicht genug geschehen kann, und daß man darin nicht auslernt.

Auch dem eigentlichen Schulunterrichte mußte ich mich widmen, da der im Alter schon sehr vorgerückte Lehrer des Ortes seit einem erlebten Schrecken an einer schmerzhaften Anschwellung der Beine litt. Ich nahm ihm also den Unterricht im Rechnen und in der deutschen Sprache ganz ab.

Mein ältester Sohn, zehn Jahre alt, hatte in meiner Abwesenheit den Unterricht des Rectors in der Stadtschule zu Hadmersleben genossen. Es war nun Zeit, daß er in Sprachen unterrichtet wurde, und ich mußte ihm täglich drei Stunden widmen. Gern hätte ich einen zu ihm passenden Knaben mit unterrichtet; aber es fand sich kein solcher. Im Jahre 1818 ward er in der dritten Classe der Domschule zu Halberstadt aufgenommen. — Das nun folgende Kind, eine sechsjährige Tochter, war seit zwei Jahren in die Dorfschule gegangen. Bald mußte ich sie der Sitten wegen zurückbehalten, und also auch sie selbst unterrichten. Unter diesen Umständen erwachte damals, zumal, da ich noch zwei jüngere Kinder hatte, der Wunsch nach einer Stadtpfarre, damit ich Gelegenheit hätte, meine Kinder in eine angemessene Schule zu schicken; denn der erste Unterricht wird am besten in einer guten Schule empfangen, wo sich die Kinder gleichsam gegenseitig belehren, und wo das bei dem Privatunterrichte so gewöhnliche Überhäufen und Überschütten vermieden wird, weil sich die Thätigkeit des Lehrers theilt. —

Im Anfange des Jahres 1816 ward, nach Allerhöchster Bestimmung, am 18. Januar, als am Krönungstage, das Friedensfest gefeiert. Die Gemeinde hatte schon vor der letzten Campagne eine schöne Friedensfahne angeschafft, und während des Feldzuges durch einen benachbarten Prediger weihen lassen. Diese Weihe fand nun erst ihre Bedeutung. Am Morgen des Festes redete ich über Nahum II., v. 1: »Siehe auf den Bergen kommen Füße eines guten Boten, welcher den Frieden predigt u. s. w.« Ich folgte ganz dem Texte, indem ich darauf hinwies, wie sich diese Friedensfeier als eine frühliche von Allen unterscheide, die wir bis dahin hatten begehren müssen. Ich stellte daher diesen Frieden dar als den langersehnten, als den ehrenvollsten, und als einen hoffentlich dauerhaften. Als solcher fordere er von uns, daß wir ihn recht feiern und unsere Gelübde bezahlen, d. h. die Pflichten erfüllen, welche uns diese Wohlthat vorhält.

Nachmittags predigte ich über II. Thessal. II., v. 16: »Er aber, der Herr des Friedens, gebe euch Frieden alzeit und allezeit und auf allerlei Weise. Der Herr sei mit euch Allen!« — Ich sprach den Wunsch aus, daß mit dem Landesfrieden jede Art des beglückenden Friedens auch in unsere Gemeinde, in jede Familie und in Aller Herzen zurückkehren möge, daß der Herr Alle dazu segnen möge mit seinem Geiste und mit seinem Worte.

Nach der Kirche ward eine Friedensliche gepflanzt, wobei ich über die Worte sprach: I. Mose XXI., v. 33: »Abraham pflanzte Bäume zu Bersaba, und predigte daselbst von dem Namen des Herrn, des ewigen Gottes!« Dieser Baum ist aber, weil vielleicht kein gutes Exemplar gewählt war, oder mit dem Pflanzen nicht umsichtig genug verfahren ist, nach einigen Jahren wieder ausgegangen. Der Friede Deutschlands aber ist zu einer starken vaterländischen Eiche herangewachsen. Er hat Wurzeln geschlagen in der Macht weiser Regenten, und in den Herzen aller Guten; auch unter den schwierigsten

Umständen ist dieser Friede nicht erschüttert, und jeder Verständige preißt sich deshalb glücklich.

In das folgende Jahr 1817 fiel eine andere wichtige Feier, welche mich schon lange zum Voraus beschäftigte. — Das dritte Reformations-Jubelfest. Ich besitze Ernst Salomon Cyprian's Beschreibung des zweiten Jubelfestes der Reformation. Gotha bei Weidmann 1719 in Folio. Das Wichtigste aus diesem historischen Denkmale las ich durch, sowie Marheineke's Geschichte der deutschen Reformation. Wie das Herannahen dieses Festes zum Herzen unsers Königs, als Schirmherrn unserer Landeskirche sprach, so setzte es auch die Geister und Herzen, insonderheit vieler Prediger, in Bewegung. Der König zog den ganzen Zustand der evangelischen Landeskirche in Erwägung, und diese weckte in Seinem königlichen Herzen den Wunsch, daß das kirchlich-religiöse Leben dadurch überhaupt einen heilsamen Aufschwung gewinnen, und daß bei Gelegenheit desselben die schon unter Friedrich Wilhelm I. versuchte Union der beiden evangelischen Confessionen zu einer Landeskirche zu Stande kommen möge. Sein Publikandum sprach diese Wünsche aus, und verordnete, was dazu führen konnte.

Unter diesen Maßregeln stand die Anordnung von Kreis-, Provinzial- und Landes-Synoden obenan, wovon die ersten sogleich beginnen sollten. Die erste Synode unserer damaligen Diöces wurde im September 1817 in Stadt Hadmersleben gehalten. Es wurde zum Voraus schriftlich bestimmt, was dabei geschehen solle; sie hatte das Unionswerk zum Hauptzweck. Daher wollten die Prediger der Synodal-Berathung einen feierlichen Synodalgottesdienst vorangehen lassen, und bei dieser Gelegenheit nach dem Ritus der vereinigten evangelischen Kirche das heilige Abendmahl feiern, um es nun auch am Tage des Jubelfestes so in ihren Gemeinden halten zu können. Ferner wünschten die Meisten, daß unsere Synodalberathungen mit einer lateinischen Rede eröffnet werden möchten, um anzudeuten, daß die evangelische Kirche eine gelehrte Vorbildung anspitze und nie erlasse. —

Die Synodalspredigt hielt der Superintendent über I. Corr. XII., v. 4 — 7. Die Abendmahlsrede wurde von dem Assessor der Synode, Pastor N., mit großer Würde und Herzlichkeit, und weiser Andeutung der beabsichtigten Union über die Worte Jesu, Joh. XVII. v. 11, gehalten. Ich, als Scriba der Synode, hielt die lateinische Eröffnungsrede, und sprach: De iis, quae in deliberationibus nostris de ecclesiae evangelicae et statu et salute caute respicienda sint.\*) Ich warnte darin vor hierarchischen Bestrebungen, welchen der Staat entgegentreten müsse, vor allzu ängstlicher Zurückhaltung, und vor eigensinniger Rechthaberei. Diese Vorträge sind gedruckt. —

Die Union wurde im Geiste des königlichen Wortes, nicht als Verschmelzung der Kirchenlehre, sondern auf den Grund des göttlichen Wortes, und der brüderlichen Liebe beschlossen, das Äußere verabredet, und die Belehrung der Gemeinde darüber durch Vorträge, welche dem Feste vorangehen sollten, für nöthig erachtet, und sodann einstimmig beschlossen, daß am ersten Tage des Jubelfestes das heilige Abendmahl nach dem Ritus der unierten evangelischen Kirche gehalten werden sollte. So ist es in jener Diöces ausgeführt und seitdem geblieben.

Diese erste Diöcesan-Synode bleibt mir unvergesslich, so begeistert war die Theilnahme aller Mitglieder und so würdig und segensreich der Eindruck selbst auf die Gemeinen. —

Das Reformationsjubelfest selbst bereitete ich in meiner Gemeinde auf folgende Weise vor:

Sechs Wochen hindurch benutzte ich den Nachmittagsgottesdienst zu einer schlichten Darstellung der großen Thatfache der Reformation und ihrer Folgen, wie auch des Charakters und Verdienstes Luther's insbesondere. Diese Vorträge, wobei ich, weil im Orte auch eine ka-

\*) d. h. Ueber dasjenige, was in unseren Berathungen über den Zustand und das Wohl der evangelischen Kirche wesentlich zu berücksichtigen sei.

tholische Kirche und so manche gemischte Ehe vorhanden war, alles Scharfe und Verletzende sorgfältig vermied, wurden sehr begierig, selbst von Katholiken gehört. In der Schule ging ich die Geschichte der Reformation mit den Kindern durch, so daß ich voraussetzen konnte, Alt und Jung wisse nun, wovon es sich handle. Die Jugend mußte manches Kraftwort Luthers recitirend dem Gedächtnisse einprägen, und viele seiner schönen Lieder singen.

Dies Letztere und die Erwägung, wie viel Luther auf den Gesang gehalten, bewog mich, statt des alten Halberstädter Gesangbuches das neue Magdeburger einzuführen. Ich sprach mit den Verständigsten in der Gemeinde darüber; sie ließen einige Exemplare des neuen Gesangbuches circuliren, und brachten mir den Bescheid, die Gemeinde sei bereit, das neue Gesangbuch anzunehmen. Dennoch gab es Hindernisse; denn zuerst mußten den Armen die Bücher unentgeltlich gereicht werden können, und dann gab es einige alte Leute, welche mit den Gesängen des alten Gesangbuches so vertraut waren, daß sie die Meisten derselben auswendig wußten; sie waren ihnen also sehr lieb geworden. Dennoch fanden sich Mittel, beide Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Zuerst brachte ich bei den Wohlhabendern durch eine Hauscollekte so viel zusammen, daß 200 Exemplare an die Armen oder allzuzahlreichen Familien vertheilt werden konnten. Darauf ging ich mit einem schriftlichen Namensverzeichnis, worin eingetragen wurde, wie viele Exemplare jeder für sich und die Seinen anschaffen wolle, zu deren Bezahlung er sich durch seine Unterschrift verbindlich machte, von Haus zu Haus. Ich erbat mir den Betrag vierzehn Tage vor dem Feste, und ich hatte die Freude, daß fast Alle noch früher kamen, und willig ihre Beiträge bezahlten. In der Woche vor dem Feste wurden 600 Exemplare durch die Kirchväter den Familien eingehändigt. Für die Bejahrteren waren Exemplare mit größerem Drucke besorgt. Es erhöhte den feierlichen

Eindruck sehr, als die ganze Gemeinde mit den neuen Gesangbüchern erschien. Das Königl. Consistorium der Provinz Sachsen antwortete auf meinen deshalb abgesetzten Bericht durch eine belobende Anerkennung. —

Am ersten Tage des Reformationsfestes predigte ich Morgens über Colosser I, v. 12—14. Ich stellte, dem Texte genau folgend, dar: wovon uns die Reformation habe erretten und wozu sie uns habe verhelfen wollen?

- 1) Von der Drigkeit der Finsterniß — zum Erbtheile der Heiligen im Licht.
- 2) Von dem Joche der Menschenmacht in Sachen des Glaubens — zu dem Bürgerthume im Reiche des Sohnes Gottes.
- 3) Von aller bangen Furcht und den Qualen eines bösen Gewissens — zu dem Glauben an die Erlösung durch das Blut Jesu Christi und die deshalb zu hoffende Vergebung der Sünden.

Am Nachmittage berücksichtigte ich das eigenthümliche Verhältniß, worin unsere Gemeinde zu der Katholischen stand, um gegen diese in den Mitgliedern unserer Kirche die rechte Gesinnung und Stellung zu bewirken. Ich sprach daher über Röm. XIV, v. 4 und 23. Ich stellte darnach den Zustand jener Kirche, von welcher wir ausgetrennt sind, 1) als einen solchen dar, in welchem jetzt zwar Vieles besser ist, als zu der Zeit, wo die Reformation begann; aber 2) doch auch als einen solchen, der das Werk der Reformation nie als überflüssig, und das Halten an ihren Zwecken nie als unrecht erscheinen läßt.

Die Feier des zweiten Tages sollte vorzugsweise die Jugend berücksichtigen. Ich führte daher die Schulkinder, unter dem Geläute der Glocken, aus der Schule in die Kirche. Nach der Liturgie trat mein damals zwölfjähriger ältester Sohn vor, und erzählte aus dem Gedächtnisse Luthers Jugendschicksale; ein anderer Knabe sprach Gramers Ode auf Luther. Darauf predigte ich über Joh. VIII, v. 31 und 32. Ich stellte die darin enthaltenen



Worte Jesu dar als eine Forderung, die er an die Jugend an diesem Feste richte, und als eine Verheißung, die er ihr gebe. Er fordere nämlich von den Kindern, daß sie bleibend sollten an seiner Rede in völligem Glauben, in kindlichem Gehorsame und in standhafter Treue unter allen Versuchungen und Insechtungen im Leben und im Tode. Dafür verheißt er ihnen: sie werden die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit werde sie frei machen von Unwissenheit, Irrthum, Aberglauben, von Unsittlichkeit und Sünde, von banger Furcht vor Gott, Tod und Gericht, und von aller Menschenmacht in Sachen des Glaubens und des Gewissens. —

Schon vor dieser Zeit hatte ich zufolge einer sich immer mehr befestigenden Ansicht, und angeregt schon durch die Zuschrift des königlichen Feld-Consistorii, welche wir im Oktober 1815 in Frankreich erhalten hatten, so wie durch die Nachricht, daß der König in Berlin eine Commission niedergesetzt habe, welche sich über die Verbesserung der Liturgie berathen sollte, darüber nachgedacht, wie ich zunächst nur mir eine feste Ordnung und Regel für den Gottesdienst, ohne in Buchstäblichkeit und Einerleiheit zu verfallen, schaffen könnte. Wenn sich mir auf der Einen Seite der Gedanke entgegenstellte, daß ich damit in meiner Kirche isolirt dastehen werde, so kam ich doch auch wieder zu der tröstenden Betrachtung, daß, wenn je eine Übereinstimmung in den Gebräuchen und in der Form des Gottesdienstes in der evangelischen Kirche bewirkt werden sollte, dies durchaus nicht dadurch geschehen könne, daß Alle ein und dasselbe moderne Gewand anzunehmen, sondern daß Alle, zu dem christlichen Alterthume zurückkehrend, die biblischen Stücke der Liturgie als etwas Gegebenes und Stehendes beizubehalten und herzustellen sich entschließen möchten. Diese Stücke bilden dann den bleibenden symbolischen Charakter. Aber es kann dabei auch nicht gleichgiltig sein, in welcher Ordnung und in welcher Einkleidung sie sich darstellen. Je einfacher, desto besser. Die Verschönerungen des Gottes-

dienstes, wovon das Hufnagelsche Magazin so viele Versuche enthält, und zu deren Bezweckung Busch seine ganze Agende herausgegeben hat, können wohl frappiren, aber sie werden nicht erbauen, weil sie der evangelischen Einfachheit ermangeln. Ich fand mit großem Mißbehagen, wie man im Gegensatz gegen die Stabilität des katholischen Kultus, und des früheren evangelischen, wie er noch in manchen protestantischen Ländern besteht, zuletzt in der evangelischen Kirche fast alle Regel und gemeinschaftliche Ordnung verlassen, und sich einer völligen Willkühr und Ungebundenheit überlassen habe. Ich hatte recht wunderliche Feierlichkeiten und Gebräuche beschreiben gehört, auch während der Fremdherrschaft selbst von mehreren modernen Agenden Gebrauch gemacht, von der Seiler'schen, Adler'schen, Mugenbecher'schen, Frosch'schen, Sintenis'schen und keine derselben hatte mir genügt; bei jeder hatte ich mehr oder weniger das Gefühl gehabt, was sie gebe, sei dem allgemeinen kirchlichen Sensus nicht entsprechend. Dies veranlaßte mich, die alte Magdeburger und die weit bessere Halberstädter Agende durchzusehen; von da ging ich in meinen Forschungen immer weiter zurück bis in's Reformationszeitalter, welches in seinen kirchlichen Ordnungen noch viele päpstliche Missalien aufbewahrt hat. Da fand ich nun, daß in den alten liturgischen Büchern Geist und Sprache weit mehr Erbauung erzeuge, als fast alles Neuere, welches meist rhetorisch abgefaßt, der Würde und Harmonie des göttlichen Wortes ermangelt. In den neuern Formeln für die Verwaltung der Sakramente sind nicht die Bibelstücke die Hauptsache, sondern das moderne Menschenwort, und in den Gebeten wehet nicht der Odem einer ungeschminkten Frömmigkeit, sondern es wird darin docirt. Die Sächsischen Agenden, woran der verehrte Rosenmüller den meisten Antheil hat, soll eine rühmliche Ausnahme machen; ich kenne sie leider nicht. —

Ich ließ mir nun ein Buch in Quartform kirchlich anständig einbinden, um in demselben für den kirchlichen

Gebrauch einzutragen: 1) die alten biblisch-kirchlichen Antiphonien und Kollekten, 2) die Kanzelgebete für Sonn- und Festtage, 3) die Formeln für Verwaltung der Sakramente und anderer allgemein eingeführten kirchlichen Handlungen. Ich behandelte Alles mit großer Schonung, änderte nur da, wo Sache und Ausdruck dunkel, oder auffallend und störend erschienen, und schuf mir so, aus Allem das Beste nehmend, eine neue Agende. Stehende Gefänge gab es bei mir nicht, wenn gleich die Anfangslieder öfter wiederkehrten. Das Eine aber erkannte ich deutlich, daß eine Agende kein geschlossener Canon, am wenigsten des Glaubens, sein könne. Sie enthält immer auf Gotteswort gebautes Menschenwort, und ist in dem Grade gut, als das Menschenwort vom Geiste des Göttlichen durchdrungen, denselben athmet. Ist dies nicht, so sei eine liturgische Leistung noch so erhaben, rhetorisch oder gar poetisch, sie wird dennoch kalt lassen, und nie ganz verstanden werden. Das aber ist gewiß, daß die eigenthümliche Stimmung und Begeisterung der Reformatoren, und der ihnen zunächst stehenden Männer sie auch vorzüglich befähigte, das zu sagen und auszusprechen, was lebendiges Gotteswort genannt zu werden verdient. Luther sagt, er habe das Buch geschrieben zu einer Hilfe für einfältige Pfarrer, aber Niemand werde es stolziglich verachten. — Ich habe dies Alles hier erwähnt, weil ich künftig in der Agenden-Angelegenheit darauf zurückkommen werde. —

Für meine Fortbildung war es ungünstig, daß ich den mir so theuren, unvergeßlichen Freund und Nachbar, Pastor N. in dem Anhaltischen Dorfe Miskendorf, zu Ostern 1816 verlor, indem er in die Gegend von Wörlitz versetzt wurde. Damit hörte auch meine Theilnahme an der Pastoralbibliothek und an den Pastoral-Conferenzen der Anhaltiner auf. Aber ich fand wieder einen jüngeren Freund, der sich eng an mich angeschlossen und mir drei Jahre lang jenen Verlust erträglich machte; denn auch er besaß ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes und

Gemüthes, gründliche philologische Kenntnisse, sehr liebenswürdige Sitten und vielen Frohsinn, wodurch er oft den bösen Geist der Krankheit von mir bannte. Er war damals Hauslehrer in einer benachbarten adlichen Familie und ist jetzt Direktor eines Preussischen Gymnasiums. Er hat mich nicht vergessen. —

Im Ubrigen war mein Umgangskreis derselbe geblieben, außer daß das Kloster jetzt seinen ehemaligen Administrator, Urtmann H., zum Pächter hatte, der, obwohl Katholik, mir stets sehr viel Wohlwollen erwies, und durch sein Zutrauen gegen mich die Religionsverschiedenheit, die uns hätte trennen können, vergessen machte. — Um diese Zeit lernten wir auch eine unserer liebsten Freundinnen in der Stieftochter meines jetzigen Kollegen kennen, welche sich vier Jahre lang in der Familie des Oberamtmann N. aufhielt. Sie zeichnete sich vor vielen jungen Mädchen durch einen stillen, frommen Sinn, durch große Gemüthlichkeit und durch Geistesbildung aus. Sie schloß sich sehr freundlich an meine Frau, und wurde stets für sie eine zärtliche Freundschaft gehegt hat. Durch mich lernte diese unsre Freundin einen Mann kennen, welcher die allgemeinste Anerkennung des Charakters, der Kenntnisse und Berufstreue gefunden hat, den Pastor Dr. H. zu L., dessen Gattin sie ward, und der nun nach einer von mir dankbar anerkannten Fügung der Vorlesung, als Pastor und Superintendent zu S., mein Nachbar geworden ist. —

Wenn ich nun gleich jenen Verein von vier Freunden, der mich in den ersten Jahren stets umgab, nicht so bald vergessen konnte, als die Vorlesung sie Alle, Einen nach dem Andern, von meinem Wohnorte abrief, so hatte ich doch wieder so viel gewonnen, daß ich an Geist und Herz in einem solchen Umgange nicht Noth leiden konnte. Außerdem beschäftigte ich mich viel mit Lektüre. Jean Paul zog mich immer an; seine *Levana* und *Vorschule zur Ästhetik* beschäftigten mich in dieser Zeit; von Göthe las ich: aus meinem Leben. Wahrheit

und Dichtung, die Schriften von Ernst Wagener und Agathokles von Caroline Pichler. Beschäftigt mit der Erziehung meiner Kinder, las ich nochmals Niemeyers und Schwarz's Pädagogik. Auch die dramatischen Schriften von Müllner und Grillparzer lernte ich kennen, und die Dichtungen von Ernst Schulze. Im Umgangskreise einiger jungen Damen las ich Strauß Glockentöne vor, und bemerkte, wie sehr diese Darstellung das religiöse Gefühl anspricht und weckt. —

Von Predigten las ich vorzüglich von Dräseke sowohl die, welche er in der großen Zeit der Errettung Deutschlands gehalten, als auch die, welche er in der Sammlung mit Eilert und Hanstein herausgegeben. Der Thesenreißer von Harms, Ammon, Schleiermacher interessirte mich außerordentlich, und ich folgte jedem dieser Männer in den Kampf. — Die schiefe Richtung, welche der Patriotismus nahm, hatte ich geahnet; viele Aufsätze in dem rheinischen Merkur und im Oppositionsblatte beurkundeten sie deutlich. Ich war sehr verwundert, daß die geistreichsten Männer unserer Nation sich so weit vergessen konnten, den flüchtigen Spiritus junger Brausköpfe und Schwärmer mit Flammen, wie die des umgekehrten Kuto da se auf der Wartburg anzuzünden, und Sand's Handlung und Selbstaufopferung kam mir nicht unerwartet, wenn mich gleich diese Richtung mit tiefem Schmerze erfüllte. Man hat immer gesagt, jene Jünglinge, die den Kampf für das Vaterland mitgekämpft hatten, brachten, nachdem sie auf die Hochschule zurückkehrten, um ihre unterbrochenen Studien zu vollenden, jenen Geist mit. Dies halte ich für unwahr; denn wer wirklich für das Vaterland gekämpft hatte, war durch diesen Kampf ernst, aber auch ruhiger geworden. Diejenigen schienen es nur zu sein, welche nicht mit Thaten, sondern nur mit dem Munde mitgewirkt hatten, und die ihrem Thatendränge auf eine sehr verkehrte Weise Luft machen wollten. Der Geist der Mäßigkeit weicht meist, wo sich die Menge an der Menge erhitzt; da will sich

balb Niemand mehr leiten lassen, sondern selbst leiten; da bilden sich Unmündige ein, daß sie das Salz der Weisheit und der heilsamen Wirksamkeit in sich tragen. Jetzt, wo ich dieses schreibe, sind jene Jünglinge nun gereifte Männer, und schon am beginnenden Nachmittage ihres Lebens werden sie mit Beschämung auf den früheren Morgenrausch desselben zurückblicken! —

Auf den Rath meines Arztes ging ich im Sommer des Jahres 1816 nach dem Alexiabade; doch konnte ich hier nicht lange aushalten, weil der Sommer zu kalt und ungestüm war. Im folgenden Jahre ging ich, mit Erlaubniß der Königl. Kirchen- und Schul-Commission, nach Helmstedt. Hier sagten mir Klima und Wetter besser zu, und einige Hauptsymptome meines Leidens, besonders die Lähmung der linken Seite, schwanden hier gänzlich. Die schöne, mir seit meiner Jugend lieb gewordene Gegend, und die Gesellschaft mehrerer meiner Jugendfreunde trug sehr viel dazu bei, mich aufzuheitern. Der Anblick von Henke's Grabe, zu welchem ich wanderte, erfüllte mich mit höchster Wehmuth. Mit ihm war die Julia Carolina dahingesunken, wie er selbst dem Vaterlande nachgesunken war! —

Es vereinigten sich um diese Zeit viele Umstände, welche mir die Versetzung in eine einträglichere Pfarre in der Stadt sehr wünschenswerth machten. Ich hatte noch Nachwehen des Krieges zu tragen, Schulden zu bezahlen, die ich hatte machen müssen, um den ungeheuren Anforderungen während der Fremdherrschaft zu genügen. Auf Herstellung meiner Gesundheit mußte ich bedeutende Summen verwenden, und die Helmstedter Badekur hatte über hundert Thaler gekostet. Meine Kinder wuchsen heran, und mußten erzogen, der ältere Sohn auf eine höhere Schule gebracht werden. Im Frühjahr 1816 brach eine Bande, deren es in unsrer Gegend bei der theuren Zeit mehr gab, bei mir ein, und stahl mir fast alle Wäsche, Kleidung, Vorräthe an Lebensmitteln, und das meiste Silberzeug. Der Verlust

betrug über 200 Thaler. Trotz aller Bemühungen der Ortsbehörden und der Gensd'armes habe ich keine Spur entdecken können. Ich war sehr schlimm dabei weggekommen, denn ich hatte nur einen Rock und zwei Hemden behalten. Es rührte mich sehr, als mir eine Hausfrau an jenem Unglückstage zwei Stiege Leinwand schickte, um dem ersten Bedürfnisse abzuhelpen. Unserer alten Hausjungfer war die Kleidung vor dem Bette weggenommen.

Außer diesem Verluste traf mich noch ein anders Unglück; im Winter 1815 bis 1816 erfror alles Wintergetraide, weil der Frost unmittelbar auf große Nässe folgte. Dieser Umstand und die Verproviantirung des Occupationsheeres in Frankreich erzeugten eine große Theuerung, welche zwar der von 1805 nicht gleich kam, aber auf wirklichen Mangel beruhete. Der Roggen stieg über achtzig Thaler der Wispel. Ich hatte auf das ausgewinterte Roggenfeld Gerste gesät; aber auch diese Aente gingen mir verloren, indem das Feld von einem Wolkensbruche verschlammmt, und das Getraide in Mist verwandelt wurde. Eine längere Sorge hatte sich meiner noch nie bemächtigt, als die war, welche sich mir bei der Frage aufdrängte: Woher nehmen wir Brod? Wie nahe hätte mir, als Prediger, der Trost der Religion liegen müssen! Aber mein Muth war zum Theil schon durch meine Krankheit gebrochen, so daß es mir nicht möglich war, mich sogleich von den harten Schlägen, die mich getroffen hatten, aufzurichten. Meine Stimmung war sehr trübe. Ich überlegte, daß mit etwa acht Scheffel Roggen und einem Wispel Gerste mein dringendstes Bedürfnis auf ein Jahr gedeckt sein werde; Brod aus bloßer Gerste würde wegen der diesjährigen Nässe nicht gerathen sein. Ich hörte, daß ein Ackerbürger noch Vorrath von altem Roggen habe, aber sehr hoch damit hinaus wolle. Ich nahm mein letztes Geld, zahlte ihm den currenten Preis, und er ließ mir den Bedarf. Der Beamte des Ortes hatte an mich einen halben Wispel Deputat-Roggen zu liefern; aber er ärntete nicht ein Korn, und gab

mir statt dessen einen Wispel Gerste. Es gelang mir durch Gottes Gnade, daß ich durch eine kleine schriftstellerische Arbeit das ersetzte, was ich um des täglichen Brodes willen aufgeopfert hatte. — Noch ein wichtiger Grund war da, der mich eine baldige Versetzung wünschen ließ. Das Pfarrhaus, fast 300 Jahre alt, drohte den Einsturz. Die Baubehörde hatte den Neubau für nothwendig erklärt, und ich wünschte, den Unannehmlichkeiten des Baues zu entgehen.

Bald darauf wurde mir auch die durch Hermann's Versetzung nach Erfurt vakant gewordene, während der Fremdherrschaft erst gestiftete evangelische Pfarrstelle zu Heiligenstadt mit der dortigen Special-Superintendentur angetragen. Das Schreiben sagte, daß mit der Stelle ein Fixum von 600 Thalern verbunden sei. Ich sollte mich binnen drei Tagen erklären, ob ich die Stelle annehmen wolle oder nicht? Meine Stelle in Hadmersleben brachte im Jahre 1816 650 Thaler ein, mithin würde ich mich, den weiten Anzug gar nicht gerechnet, verschlechtert haben. Ich fragte sogleich in Heiligenstadt an, wegen der sonstigen Accidenzien und der Wohnung, erhielt aber keine Antwort, und unterdessen ward die Stelle einem Andern verliehen. Ich begriff nun, daß über wirklich gute Pfarren oft höheren Ortes disponirt werden dürfte, und wandte mich deshalb unter dem 29ten April 1816 an die Abtheilung für den Cultus und den öffentlichen Unterricht im damaligen hohen Ministerio des Innern, welches mir unter dem 13ten Mai antwortete, daß meine Beförderung aufs Neue der Königlichen Regierung und dem Consistorio zu Magdeburg, und von dort aus auch den geistlichen Deputationen zu Merseburg und Erfurt empfohlen sei. Dieselbe Empfehlung erging nochmals für mich auf Antrag des Herrn Feldprobstes. Als ich deshalb persönlich bei den Herren Räten mich meldete, behandelten mich die Meisten sehr human, und versicherten, daß meine Angelegenheit ihnen im Gedächtnisse sei; jedoch müsse ich die Gelegenheit abwarten.

Zwei Jahre wartete ich vergebens, ehe ich mich wieder ernstlich bemühte; fünf Mal meldete ich mich vergeblich. —

Endlich ward durch den Tod des Superintendenten und Subitars M. zu Egeln die Oberpfarre vakant, und am Ende des Jahres 1818 meldete ich mich dazu, und hoffte mich etwa um 200 Thaler zu verbessern. Da indessen mein jetziger Colleague und Amtsvorgänger, welcher damals das Diakonat und die Vorstadtpfarr versah, welche an Einkommen der ersten Stelle fast gleich ist, bereits 66 Jahre alt, und es ihm wünschenswerth war, das leichtere Amt mit dem Schwereren zu vertauschen; so eröffnete mir die Königl. Kirchen- und Schul-Commission, daß sie geneigt sei, mir die zweite Stelle mit der Hoffnung der Ascension in die erste Stelle zu conferiren. Da ich nun durch den Abzug hierher dem lästigen Neubau der Pfarre entging, und mich damals wirklich um 200 Thaler verbesserte, zugleich die Aussicht hatte, meine drei jüngeren Kinder in die gute Bürgerschule der Stadt schicken zu können, so beschloß ich, die Stelle anzunehmen. —

Mit blutendem Herzen ging ich von meiner Gemeinde, die mich gewählt, die mir so viel Liebe und Folgsamkeit bewiesen hatte, daß mir in zwölf Jahren von keinem Einwohner auch nur die mindeste Kränkung zugefügt worden war, mit welcher ich eine so schwere Zeit durchlebe, und wo ich zwei liebe Kinder begraben hatte, damit mein Herz dort immer heimisch bleibe!

Am zweiten Trinitatissonntage 1819 ward der neue Prediger (mein nächster Vetter) gewählt, am dritten Trinitatissonntage ward ich in Egeln eingeführt, am vierten hielt ich meine Abschiedspredigt über die Worte: I. Joh. II, 18: »Kinder, es ist die letzte Stunde.« Als solche sei sie 1) schmerzhaft, als Stunde des Abschiedes und der Trennung, 2) ernst und wichtig, als Stunde der Gewissensrechnung und der Besiegelung unseres Herzensbundes auch für die Zukunft und für die Ewigkeit; und 3) stärkend und erhebend als Stunde der Bewährung unseres Glaubens und unserer Hoffnung. —

So groß war die Anhänglichkeit vieler Mitglieder dieser Gemeinde, daß sie Jahrelang den Weg hierher, drei Stunden weit, nicht scheuten, um noch ferner meine Zuhörer zu bleiben. Am Montage nach der Abschiedspredigt ward ich abgeholt, und in derselben Stunde begann die Demolirung meines bisherigen Wohngebäudes. An beiden Orten, wo ich früher gewohnt, stehen neue Häuser, wodurch mir der Anblick der alten befreundeten Stätte entfremdet ist. —

Außer meinem Wirkungskreise als Geistlicher, verließ ich auch einen bürgerlichen, der mir zwar oft sehr lästig, aber als Gelegenheit, wenn auch nicht viel Gutes zu stiften, doch viel Übels zu verhindern, lieb geworden war. Seit 1809 war ich nämlich Mitglied der Municipalität und später des Gemeinerathes gewesen, und hatte alle schriftlichen Arbeiten dieser Versammlung allein besorgt. Ich hatte hier ein doppeltes Ziel vor Augen, theils zu bewirken, daß die Lasten mit gleichen Schultern getragen und vorschriftsmäßig vertheilt, theils zu verhüten, daß keine Communal-schuld aufgehäuft, und so nicht bloß das Einkommen der Gegenwart, sondern die Vermögenssubstanz der Zukunft verzehrt werde. In der ersten Noth der Invasion hatten 2,600 Thaler Communal-schulden contrahirt werden müssen. Bis zum Jahre 1818 waren sie gänzlich getilgt, und das Communalvermögen wieder frei. Dies ist den Einwohnern jetzt bei Separation der gemeinheitlichen Grundstücke sehr zu staten gekommen, und selbst, daß die geistlichen Institute aus diesen Grundstücken einen bedeutenden Antheil bekommen könnten, rührt daher, daß wir damals durch unsere Beiträge die Communal-schulden mit abgéludet haben, während diese Institute an meinem jetzigen Wohnorte wohl nie zum freien Gebrauche ihres Antheils gelangen können, weil die gemeinheitlichen Grundstücke mit Hypotheken belastet und verpfändet sind. Wie erfreulich ist mir die Überzeugung, auch in dieser Stellung meiner Gemeinde nützlich gewesen zu sein! —

Die Preussische Regierung hat übrigens ganz Recht, wenn sie bei der Einführung der Städteordnung die Geistlichen von der Wahl zu Stadtverordneten ausgeschlossen hat, da es unmöglich ist, allen Mitbürgern die Überzeugung zu geben, daß man auch da, wo ein Beschluß nicht nach ihrem Sinne ist, gesetz- und vorschriftsmäßig verfahren sei, und jeder Abbruch von Vertrauen als der geistlichen Amtswirksamkeit sehr nachtheilig angesehen werden muß. Aus eben dem Grunde ist dem Prediger nicht gestattet, Schiedsmann zu werden. Übrigens schließt dies den Prediger nicht aus von den Berathungen, die eigentlich für ihn gehören, wie über Schulangelegenheiten, so weit sie nämlich zugleich Gemeine-Angelegenheiten sind, Versorgung der Armen und Sitten-Polizei. Der erfahrene Prediger wird seiner Gemeine unter allen Umständen, wo sie seines Rathes bedarf, hilfreich zur Seite stehen. —

Am Schlusse dieser Lebensperiode will ich noch einige Erfahrungen über den Werth der Grundstücke, über Steigen und Fallen der Preise des Getraides mittheilen. Während meiner ganzen Amtsführung ist nur zwei Mal eine mit wirklicher Noth verbundene Theuerung des Getraides eingetreten, im Jahre 1805 und 1816 bis Ende des Jahres 1818. Die wohlfeilsten Preise dagegen waren in den Jahren 1810, im Anfange des Jahres 1811, und von 1821 bis 1825. In dieser letzten Periode konnte wenig über die Kosten der Producirung hinaus erzielt werden; es ist in diesen Jahren der Wohlstand vieler Landwirthe untergraben.

Zu der Theuerung des Jahres 1805 wirkte der drohende Ausbruch des Krieges, zu dessen Führung sich Oesterreich und Rußland anschickten, und die merkantillischen Verhältnisse mit England. In den Jahren 1816 bis 1818 entstand die Theuerung besonders durch Mangel, weil in vielen Gegenden, wegen der allzugroßen Mäße, gar nichts gerieth, wozu auch England zu rechnen ist. Außerdem mußten die Bedürfnisse des in Frankreich stehenden Occupationsheeres befriedigt werden; daß dies von

Einfluß war, sahe man deutlich daraus, daß die Getraidepreise um ein Drittel sanken, sobald das Heer, in Folge des Beschlusses des Nachener Congresses, Frankreich räumte.

Nur im schlimmsten Falle entstehen hohe Preise des Kornes durch Mißwachs; ohne politisch-merkantillische Conjuncturen würden die Preise 1816 bis 1818 nie so hoch gestiegen und so stabil geblieben sein. Krieg und Welthandel haben den meisten Einfluß. So herrschten während des Revolutionskrieges bis zum Frieden von Amiens in unsern Gegenden, die doch gar nicht vom Kriege berührt wurden, stets hohe Preise. Das Grundeigenthum stieg auf das Dreifache des früheren Werthes; man bezahlte eine Urnbte mit dem Preise, wofür man früher den Acker, der sie hervorbrachte, kaufen konnte.

Napoleon führte durch sein Continentalsystem die den hohen Preisen günstigen Conjuncturen des Welthandels. Er ließ nur in seltenen Fällen Magazine anlegen, sondern er ernährte sein Heer im Felde stets auf Kosten des Einwohners. Die Preise während seiner Herrschaft richteten sich daher nur nach lokalen und temporären Bedürfnissen.

Seit jener großen Störung unseres Abfages sind in unserm Lande hohe Getraidepreise nur durch Kriege, oder wirklich weit verbreiteten Mangel erzeugt. Letzterer herrschte z. B. im Jahre 1825 in Schweden, dessen Bedürfniß nicht ohne Einfluß auf den Getraidehandel blieb. Die beiden stärksten Beispiele von dem Steigen der Kornpreise erlebte ich 1811, wo, nachdem die Kämpfungen zum Russischen Kriege in's Leben traten, der Roggen innerhalb zwanzig Tagen von 18 Thlr. auf 66 Thlr. der Weizen stieg, und 1828, wo der Russisch-Türkische Krieg und die Mäße den Preis des Weizens auf 84 Thlr. steigerten. Das Jahr 1805 aber muß als gänzlich abnorm angesehen werden. Die höchsten Preise dieses Jahres waren 140 Thlr. für den Weizen, 120 Thlr. für den Roggen, 90 Thlr. für die Gerste und 80 Thlr. für den Hafer! —

Hiernach regelt sich der Werth des Grundeigenthums und des baaren Geldes. Vor 1806 war der Producent in großem Vortheile. Man kann annehmen, daß darnach der jetzige Werth der Grundstücke nur halb so groß sein könne, als damals. Das baare Geld ist in Masse vorhanden; aber man versagt dem Grundeigenthümer den Credit, den er sonst fand, weil der Capitalist weiß, daß das Grundeigenthum nie wieder so hoch rentiren werde, als vormals. Er legt daher seine Capitalien lieber auf andere Unternehmungen, z. B. auf Ankauf von Actien an, oder er kauft Staatspapiere, welche früher in solcher Quantität und mit solcher Garantie nicht zu haben waren. —

Durch Napoleons Continentsystem steigerten sich die Preise der Colonialwaaren in demselben Maße, als die Kornpreise sanken. Der Kaffee galt während der Fremdherrschaft meist über 1 Thlr. und der Zucker im Durchschnitte 1 $\frac{1}{4}$  Thlr. das Pfund. Wein, Rum und andre Spirituosen, welche wir durch den Handel zogen, galten das Doppelte des jetzigen Preises. Auch die Zeuge, welche das Inland nicht fabricirte, waren fast nicht zu bezahlen. Eine Dame kleidet sich jetzt dreifach dafür, was damals ein gutes Kleid kostete. Wahrlich, von allen Seiten betrachtet, war die Zeit zu preisen, die uns Napoleon gebracht hat!!! —

Der meißt von dem Ertrage der Grundstücke lebende Geistliche, besonders der Landgeistliche, kann für sich aus diesen Bemerkungen Manches entnehmen, wenigstens das, daß nach dem Werthe der Grundstücke der Pachtzins immer noch hoch genug steht. \*) Gleichwohl kann ich nach den gemachten Erfahrungen nicht wünschen, daß uns das Grundeigenthum unserer Stellen entzogen und in baares Gehalt verwandelt werde. Wie niedrig würden wir dann bei theilweiser Verklümmung des Fonds zu stehen kommen! Zulegen aber kann uns der Staat in seiner jetzigen Lage nichts.

\*) Der Verfasser schrieb dies 1837.

Eben so wenig kann ich, wenn sich die Persönlichkeit dazu eignet, der Selbstkultur der Grundstücke ihren Werth absprechen. Sie kann große Vortheile und sogar Freuden gewähren, aber nur dem Manne, und dem Hause, die sich darauf verstehen und Kraft genug haben, äußere Lebenshätigkeit mit innerer Geistesbildung zu vereinigen. Wer bei Selbstbetreibung der Cultur seiner Pfarrgrundstücke verhapern kann, ist nie gebildet gewesen! —

### Siebente Lebensperiode.

#### Von der Versetzung in die Stadtpfarre bis jetzt. Von 1819 — 1837.

Am fünften Trinitätssonntage 1819 hielt ich vor beiden Gemeinen über das Sonntagsevangelium von Petri Fischzuge (Luc. 5., 1 — 11) meine Antrittspredigt. Sie war eine freie Homilie, in welcher ich aussprach: was mir heute das Herz schwer, und was es mir leicht mache. Zu dem Erstern rechnete ich, 1) daß ganz gewiß auch meine Arbeit an so Vielen bisher vergeblich gewesen sei, so daß auch ich klagen müsse: ich habe die ganze Nacht gearbeitet, und nichts gefangen. 2) Daß ich mich dabei meiner eigenen Schwachheit und Schuld bewußt sei, also daß ich vor dem Herrn bekennen müsse: ich bin ein sündiger Mensch! Das Zweite setzte ich in die Freude über den Auftrag und die Verheißung des Herrn, daß ich auch hier Menschen fassen solle, weshalb ich denn abermals und immer wieder mein Netz auswerfen werde, weil ich die Kraft des göttlichen Wortes vertraue, welches Viele herziehen werde, und weil ich es thue auf des Herrn

Befehl, nach seiner Anweisung, zu seiner Ehre und auf Hoffnung auf seinen Segen. Wirst dein Neg aus, spricht der Herr auch zu mir, daß du einen Zug thuest. —

Gleich anfangs merkte ich, daß ich kein leichtes Amt übernommen habe. Zwei verschiedene Sonntagspredigten, (denn viele Zuhörer hörten damals beide Predigten), Wochenpredigten, Abendmahl oft in einer Woche in beiden Parochien, im Sommer nach der Nachmittagspredigt Catechismuslehre und Confirmandenunterricht mit Kindern aus sechs Classen — das ist viel, wenn es sich zusammenträngt. Aber ich gedachte meiner Amtsbrüder, welche viele, oft weit entlegene Filiale in jeder Jahreszeit und oft zu Fuße besuchen müssen, und war mit meiner Lage zufrieden.

Die Kirchen des Ortes fand ich schön und freundlich, und den Kirchengesang gut; die neuen Gesangbücher waren auch hier bereits eingeführt. Die unter meiner Aufsicht stehende Vorstadtschule fand ich schlechter, als die Dorfschule meines vorigen Wohnortes. Schon das Äußere dieser Schule schreckte sehr; das Zimmer glich einem dumpfigen Gefängnisse. Der Lehrer dieser Schule, ein ausgezeichnete Sänger und trefflicher Orgelspieler, zeigte sich als Schulmann schwach; er war von einer hohen Schule, ohne Seminarvorbereitung und ohne Kenntniß der Methode, ins Amt gekommen. Dazu schien er den Kindern seine aus Bährdt und Venturini hergeholte Aufklärung mittheilen zu wollen. Kurz, es that Noth, auch hier sogleich mit an das Werk zu gehen. Ich ging deshalb zwei Tage in der Woche in die Schule, um den Kindern einige Vorkenntnisse der Bibel beizubringen, und mir dadurch den Confirmanden-Unterricht vorbereitend zu erleichtern. —

Im Pfarr-Unterrichte thue ich mir selbst nie genug, und die Confirmationstage sind für mich die Tage der höchsten Begeisterung. Aber ich glaube auch fort und fort den Segen meiner Arbeit an denen zu bemerken, die mir anvertraut wurden. Dieser Unterricht war hier

bei der großen Zahl und Verschiedenheit der Kinder unendlich schwieriger, als in meiner vorigen Gemeinde, wo die Anzahl der Confirmanden selten über funfzehn stieg. Ich hatte in meinem Hause kein Zimmer, welches groß genug war, die Kinder alle zu fassen, und mußte in der größten Schulklasse oder in der Kirche unterrichten. Ich theilte die Confirmanden nach dem Standpunkte ihrer Kenntnisse in drei Abtheilungen, und beschäftigte mich mit jeder in einer eigenthümlichen Sphäre und Sprache; ganz Arme und Versäumte habe ich oft Sonntags nach dem Gottesdienste, weil sie nicht anders kommen konnten, unterrichtet.

Im Jahre 1826 starb der Lehrer der Vorstadtschule. Die Kirche verlor zwar etwas, aber die Schule gewann desto mehr in dem neuen Lehrer, einem freundlichen, gemüthlichen, die Herzen der Kinder gewinnenden, sehr achtbaren Manne. — Auf den Wunsch meines betagten Collegen nahm ich demselben zwei Jahre darauf, im Jahre 1828, das Ephorat der hiesigen recht guten Bürgerschule ab. Um dieselbe Zeit mußte der einzige Töchterlehrer hohen Alters wegen emeritirt und statt seiner, dem offenbaren Bedürfnisse gemäß, zwei Töchterlehrer angestellt werden. Diese Anstellungen, wozu kein Fond vorhanden war, heischten ein Schulgeld von den Eltern, woran sie nicht gewöhnt waren, da sie bis dahin eine Freischule gehabt hatten; dieses wurde ihnen durch die Königliche Regierung von dem Magistrate und Gemeinerathe aufgelegt. Da ich nun um diese Zeit das Ephorat übernahm, so bildeten sich viele nicht unterrichtete Gemeindeglieder ein, ich hätte ihnen das Schulgeld aufgebürdet. Viele Jahre hindurch habe ich unter diesem unglücklichen Mißverständnisse, welches wohl von einigen Uebelwollenden noch genährt ward, leiden müssen; keine Belehrung vermochte es zu heben. So leicht kann man Abbruch an Liebe und Vertrauen erleiden, und so schwer hält es, einen Wahn zu zerstreuen, der einmal Wurzel geschlagen hat.



Auf meine Vorstellung und Bitte hatte der König die Gnade, in demselben Jahre der Stadt ein dem Staate gehöriges, sehr festes und schönes Gebäude zur Wächterschule zu überlassen, wodurch einem sehr dringenden Bedürfnisse abgeholfen wurde, ohne der Bürgerschaft neue Opfer zuzumuthen. Es fehlt nichts mehr, als eine Armenthule. Diese würde nicht nur den Armen in soweit zu Statten kommen, als sechs Unterrichtsstunden den Tag für diese Kinder, besonders im Sommer, zu viel sind, und als die Wächterschule durch eine Epuration nothwendig selbst gewinnen müßte, indem die Kinder der Armeren durch leider nicht abzuwendende Versäumnisse die andern Zöglinge der Wächterschule hemmen. Seit Jahren habe ich diesen Wunsch gehegt und ausgesprochen; aber es fehlt an dem dazu nöthigen Fond; vielleicht, daß er künftig auf eine oder die andre Weise sich realisiren läßt. \*)

In Rücksicht des Schulwesens ward mir bald eine sehr willkommene Gelegenheit gegeben, nicht bloß auf die Lehrer des Ortes, — selbst den Katholischen, — sondern auf mehr, als zwanzig Lehrer der Umgegend zu wirken, indem mir seit 1828 die Schullehrer-Conferenzen übertragen wurden. Ich eröffnete sie gewöhnlich mit einer kurzen Rede, welche die Absicht hatte, die Lehrer für ihr Amt mit einer religiösen Begeisterung zu erfüllen. Das Hauptgeschäft in unsern Versammlungen war die Besprechung des Hahn'schen Schulplanes, wobei ich Jeden sich aussprechen ließ, aber nur das Tüchtigste zu Protokoll nahm. Es kam auf diese Weise jede Lection, insonderheit aber die Schulordnung, der Lectiionsplan, die Vereinigung der Nebenbeschäftigungen mit der Hauptlection zur Sprache. Ich äußerte meine Meinung stets zuletzt, ließ aber in den wichtigsten Fällen die Stimme eines

\*) Sollte es doch der verehrte Verfasser erleben, daß nun die Wirklichkeit seines Wunsches nahe bevorsteht, da von der Bürgerschaft, die von einem lothenswerthen Eifer, ihre Schulen zu heben, beseelt ist, 20 Morgen Acker zur Gründung einer Armenthule bestimmt sind!

Berrenner, Dinter, Disteweg, Nebe, Denzel, Otto u. s. w. verlaubaren, weshalb ich mich auf jede Conferenz auf das Sorgfältigste präparirte. Die besten Lehrmittel wurden an-, auch wohl vorgezeigt, und so eine kleine Schulmeister-Bibliothek registrirt mit einem kurzen Urtheile über den Werth und Gebrauch eines jeden Buches. Ich erinnere mich des regen Lebens und der lebendigen Theilnahme in diesen Lehrconferenzen mit großem Vergnügen!

Was meine Kanzelvorträge betrifft, so habe ich sie immer mehr von dem Texte abhängig gemacht. Ich habe im Durchschnitte jährlich 200 Predigten, ohne die anderen Amtsreden, zu halten. Es ist also unmöglich, daß ich jeden Vortrag wörtlich ausarbeiten und memoriren kann. Ich entwerfe aber jeden derselben mit großer Genauigkeit, meditiere nicht bloß über den Stoff, sondern über Gewand und Sprache, über Maaß und Ziel. Ich halte über alle Vorträge ein genaues Amtsjournal, und arbeite von Zeit zu Zeit einzelne Predigten so aus, als ob ich sie zur Prüfung einsenden müßte. Mein Hauptaugenmerk ist auf den Geist, Texterklärung, Text- und Bibelbenutzung bei der Ausführung, Sprache und Individualisirung gerichtet.

Jeder Vortrag gehört ganz speciell der Zeit und der Gemeinde an, so daß er anderswo nicht gehalten werden kann. Ich habe mich daher sehr weit von Denen entfernt gehalten, welche nach einem gewissen Leisten und Schematismus abhandeln. Die innere Natur jedes Gegenstandes, der zur Sprache gebracht wird, muß uns nicht auf dem Wege der Reflexion und der Schulweisheit, sondern im Lichte des göttlichen Wortes und frommer Erfahrung klar geworden sein, wenn wir ihn dem religiösen Gesamtleben Anderer nahe bringen wollen. Ich glaube, daß der Kanzelvortrag, welcher sich wahrhaft an die Bibel anschließt, auf keinerlei Weise nach einem heutigen Systeme schmeckt, und weder kirchliche Orthodorie, noch rationalistisch-philosophische Ansicht zur Schau trägt. Eine innere Wahrheit, wie sie uns das

Wort Gottes erkennen und fühlen läßt, so daß wir nichts dagegen aufbringen können, ohne uns selbst zu verwerfen, gläubige und innige Liebe zu Christus, und wahre Liebe zu den Brüdern, sind mir die Merkmale, daß Christi Geist in einer Predigt wehe. Dieser ist oft am wenigsten da, wo man glaubt, durch dogmatisch-polemische Vertheidigung und Voranstellung des athanasianischen Lehrbegriffes recht zu bezeugen, daß man in Christo sei. Unsere Predigten sind nicht bloß Belehrungen, sie sind Erbauung bezweckende Ansprachen, sie sind Förderungsmittel des göttlichen Lebens, sie sind in der christlichen Gemeinschaft ein Theil der Gottesverehrung. Wir stehen predigend nicht bloß vor Menschen, sondern vor Gott, dem großen Familienvater, vor dem wir keinen unserer Brüder des Irrthums anklagen und zeihen sollen, wenn wir nicht im Innern die göttliche Antwort und Weisung vernehmen wollen: Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest! Wo finden wir, daß unser Herr wegen einer bestimmten Vorstellung von göttlichen Dingen, wenn sie nicht erheuchelt ward oder verderblich war, irgend Jemanden angreift! Sobald ein Prediger das Schwerdt des Partheikampfes, worin doch keiner ganz Recht hat, zieht, ist er mein Mann nicht; alles Polemifiren gegen Meinungen auf der Kanzel ist mir ein Greuel. Solcher Kampf ist unter dem Kampfe des Glaubens, den wir kämpfen sollen, nicht gemeint. Ich sehe bei Andern auf die Gesinnung, und diese kann bei jedem Systeme gut sein. Ich habe in Henke, wie in Knapp, in Harms, wie in Ammon, in Schleiermacher, wie in Dräseke acht christlichen Sinn erkannt; nur die Ultra's der Partheien verleugnen ihn in dem Augenblicke, wo sie sich auf der Kanzel als solche zeigen.

Ob meine Predigten den bezeichneten Geist athmen, mag man aus denen sehen, welche seit zehn Jahren im Euphron erschienen sind, und welche nicht ohne Anerkennung beurtheilt sind, wie wohl in dieser Beziehung weder Menschenlob, noch Menschenadel, sondern allein der Wille des Herrn mein Leitstern ist. —

Den Partheienkampf in der Kirche betrachte ich als unvermeidliches Ringen des Geistes und gemischter Elemente im kirchlichen Leben, die sich streitend sondern wollen, wiewohl dies nicht ganz geschehen wird und kann. Aber das Heil in Christo berührt jene Extreme nicht, warum es sich handelt. Dieses Urtheil deutet nicht auf Indifferentismus oder auf ein ängstliches Streben nach einer rechten Mitte; es ist Resultat meiner Erfahrung und Ergebnis meines individuellen religiösen Lebens. —

Redet der Prediger immer nur nach dem Texte, nach dessen klaren, nicht mühsam hineingelegten, Sinne: so wird vor dem Lichte des göttlichen Wortes auch menschlicher Irrwahn fliehen und schwinden. Dann aber kämpfen und siegen nicht wir, und unsre Meinung, sondern der Spruch und die Kraft des Herrn und seine ewige Wahrheit. Männer, wie Hüffel und Heidenreich, welche ich nach derselben Regel und auf demselben Pfade einhergehen sahe, vermute ich in diesem Urtheile auf meiner Seite zu haben. —

Eine Feier, welche die Aufmerksamkeit und Thätigkeit des Predigers in hohem Grade in Anspruch nahm, war das dritte Jubelfest der Überreichung der Augsburgerischen Confession am 25. Juni 1830. Ich bereitete dieses Fest durch mehrere Vorträge in Kirche und Schule, worin ich theils die Veranlassung des Ereignisses historisch entwickelte, theils mit dem Geiste und Inhalte der Bekenntnisschrift bekannt machte, vor, und predigte an dem Tage selbst über Röm. X., v. 10: »So man von Herzen glaubt, so wird man gerecht, und so man mit dem Munde bekennt, wird man selig.« Mein Vortrag handelte: Von dem hohen Werthe, welchen der Christ auf das öffentliche Bekenntniß seines Glaubens legt. Dieser Werth zeige sich darin, daß der Christ darin 1) ein hohes Recht, 2) eine heilige Pflicht und 3) ein beseligendes Geschäft ausübe. —

Das kirchliche Leben des Ortes schien nach dem starken Kirchenbesuche zu urtheilen, in den ersten acht Jahren meiner hiesigen Amtsführung erwünscht zu sein; aber seit zehn Jahren hat es aus Gründen, die ich nie habe ganz erforschen können, zu meiner größten Betrübnis sehr abgenommen. So starke Versammlungen, als ich anfangs jedes Mal vor mir sahe, sehe ich jetzt nur noch an hohen Festtagen, oder bei außerordentlichen, die Neugierde reizenden Veranlassungen. Ich gab mir zuerst selbst alle Schuld; aber ich konnte nichts finden, was ich verschuldet, und so mag denn auch hier der Mißverstand wegen des eingeführten Schulgelbes theilweise seinen Einfluß offenbart haben. Oder Manche dünken sich klüger zu sein, als der Landmann, und wollen ihre höhere Klugheit dadurch beweisen, daß sie die Kirche entbehren zu können meinen, während doch für den, welcher wirklich mit der Zeit Schritt gehalten hat, die herrschende Periode des kirchlichen Indifferentismus schon vorüber ist. Endlich mag auch ein ganz lokaler Grund darin liegen, daß hier, wo fünf der belebtesten Heerstraßen zusammen laufen, von Außen viele Störung eintritt, weshalb auch die Zahl der Gasthöfe und Gaststuben sehr gestiegen ist. Via publica war immer ein verächtliches Hinderniß des kirchlichen Lebens! Ein Zuredestellen ist in dieser freiesten aller Angelegenheiten völlig wider meine Überzeugung; vielmehr wirke nur die Liebe in Amt und Umgang indirekt, und es wird die Zeit kommen, wo sie wieder durchdringt.

Solche kirchliche Zustände zu erforschen und wo möglich durch Berathung zu heben, sind besonders auch die Kirchen-Visitationen bestimmt, mit welchen jetzt in der Regel auch die Schul-Visitationen verbunden sind.

An meinem vorigen Wohnorte hatte ich keine solche erlebt. Die Fremdherrschaft und der Krieg hatten dieses Geschäft verhindert. Der Superintendent, den ich in hiesiger Diöcese vorfand, und welcher 1823 starb, hielt auch keine. Sein Nachfolger hielt die Erste, die ich je

erlebt. Sie bestand darin, daß er für zwei Predigten Texte vorschrieb, und den beiden Predigten und einer Catechisation zuhörte. Zur Vormittagspredigt hatte er mir Röm. XIV., v. 17 und 18 und zur Nachmittagspredigt Tit. III., v. 14 gegeben. Ich fand den letztern Text für eine Visitationspredigt sehr ansprechend. Die erste Predigt hatte zum Gegenstande die Frage: Worin setzt der Christ seines Lebens Würde, und seines Herzens Seligkeit? Die Predigt ist im Euphron abgedruckt, und hat sich vortheilhafter Beurtheilungen in den kritischen Blättern zu erfreuen gehabt. Da an diesem Tage der neue Lehrer in der Vorstadt eingeführt wurde, so benutzte ich den Text dazu, den Lehrer und die Gemeinde zu ermahnen, sein Schul- und Kirchenamt nach dem Texte zu würdigen. Nachmittags nach dem zweiten Texte schilberte ich den Stand guter Werke, worin alle Glieder der Gemeinde erfunden werden sollen. Ich zeigte hierbei 1) was der Text unter diesem Stande verstehe, 2) von wem wir uns in diesem Stande finden lassen sollen, 3) wie wir das lernen werden, uns also finden zu lassen 4) Was uns ermuntere zu dem Streben, daß wir also mögen befunden werden. —

Anders verhielt es sich mit der von unserem jetzigen Superintendenten im Jahre 1833 abgehaltenen Kirchenvisitation, welcher er die Schul-Visitation vorangehen ließ. Schon vorher erhielt ich den Auftrag, einen genaueren Bericht nach vorgelegten Fragen über das gesammte Kirchen- und Schulwesen des Ortes, so wie über die Personen der Geistlichen und Schullehrer zu entwerfen, und eine genaue Specification des Immobilien und mobilen Inventariums der geistlichen Institute, mit Hinweisung auf die darüber sprechenden Dokumente. Diese Matrifel wurde nun am Tage der Visitation mit den Ortsbehörden und Kirchenvorständen genau durchgegangen, erörtert, berichtigt, am Schlusse von allen Betheiligten anerkannt, und die dreifache Reinschrift für die Registra-

tur des Magistrates, für das Pfarr- und für das Superintendentur-Archiv durch Unterschrift und Besiegelung als ein bleibendes Dokument vollzogen. Eben so wurden die Kirchenbücher und das Pfarr-Archiv genau durchgesehen, von allen wichtigen Papieren eine Designation angefertigt, und ins Pfarrarchiv niedergelegt. Ich hatte dabei eine unermessliche Mühe, mehr als dreißig Bogen hatte ich in der Angelegenheit geschrieben; aber bei so löblichem Zwecke achtet man einer Mühe nicht.

Bei der Kirchenvisitation wünschte der Superintendent, daß ich über das Sonntags-Evangelium (am zweiten Sonntage nach Trinitatis) von dem großen Abendmahl predigen, und über die Epistel Katechisten möchte. Ich redete über den unkirchlichen Sinn, so daß ich ihn zuerst darstellte, und dann beurtheilte. Ich stellte ihn dar in seinem Wesen, in seinen Quellen und Richtungen als Stumpfsinn, als Leichtsinn, als Weltfönn, als Starr- und Eigensinn. Ich beurtheilte ihn als schändlichen Undank, als bedauernswerthe Thorheit, als lieblose Selbstsucht, als ohnmächtige Anfeindung des Reiches Gottes. Auch dieser Vortrag ist im Euphron aufgenommen. — Schulvisitationen hat der Superintendent hier 1830, 1832, 1833 und 1836 gehalten. Außerdem ist unsere Bürgerschule auch im Jahre 1830 von dem Consistorialrathe (jetzigen Probst) D. Zerrenner und 1836 durch den Bischof D. Dräseke bei Gelegenheit der hier am 10ten November 1836 gehaltenen Synode, von welcher ich bald reden werde, visitirt worden. — Auch in hiesiger Diöcese wurden in den Jahren 1819 bis 1825 jährlich einige Pastoralconferenzen bei den Predigern auf der Reihe gehalten, bei denen ich wiederum das Amt eines Scriba versah. Hier interessirte mich vorzugsweise die Deliberation über die vorgelegte Preussische Agende im Jahre 1822.

So viel diese Angelegenheit besprochen und in Schriften abgehandelt ist, so wird es doch manchem meiner lieben Amtsbrüder nicht unlieb sein, hier getreu erzählt

zu finden, welchen Eindruck diese Erscheinung auf mich machte, und welchen Beschluß unsere Conferenz darüber faßte.

Vielleicht war ich, nachdem ich seit sechs Jahren der Liturgie und Ordnung meine ganze Aufmerksamkeit und einen bedeutenden Theil meiner Zeit gewidmet hatte, einer von den Wenigen, welchen die Agende nicht unerwartet kam. Es cirkulirte zunächst nur ein Exemplar, welches ein jeder nur zwei Tage behalten durfte. Darauf sollte sich Jeder mit einem entscheidenden Ja oder Nein erklären, ob er sie annehmen wolle oder nicht. Ich fand außer einigen Stücken durchaus nichts Unbekanntes; von jenen befremdete mich das Wort bei der Taufform: »Der Geist des Unreinen gebe Raum dem heiligen Geiste!« welche mir als halber Exorcismus klangen, und nicht direkt biblisch sind. Ich setzte dafür den apostolischen Segenswunsch: »Der Gott des Friedens heilige dich durch und durch, und dein Geist, sammt Seele und Leib, müsse unsträflich behalten werden bis auf den Tag Jesu Christi!« welches der selige Bischof Westermeyer später billigte. Die alte kirchliche Sprache in der Agende fiel mir nicht so auf, als denen, die seit vielen Jahren an die neologische Agenden gewöhnt waren. Ich finde diese Sprache so wenig unpassend, als ich die Lutherische Bibelübersetzung außer Gebrauch setzen möchte, wenn ich gleich zugebe, daß Manches, unbeschadet des Ganzen, anders sein könnte. —

Das Resultat der Umfrage in der Diöcese fiel so aus, daß nur ein Prediger die Agende unbedingt annahm, aber sie nicht gebrauchte. Einige lehnten sie gänzlich ab; die Meisten aber erklärten sich in Anerkennung des vielen darin enthaltenen Guten für einen ekklesiastischen Gebrauch, und für die Einführung unter der Bedingung der Umarbeitung. Der Hauptgrund aber, warum man sich zur unbedingten Annahme nicht entschließen konnte, war, weil in der Agende von 1822 nicht bloß die Form und die wesentlichen Stücke, sondern Alles vorgeschrieben,

und für das Meiste nur ein Formular, nicht Beispiele, sondern vorschriftsweise gegeben, und darnach Einseitigkeit und Buchstäbetei unvermeidlich war.

Als Militär-Agende war sie wahrscheinlich zur ersten Abhülfe schnell entstanden, und hatte daher in vielen Stücken den knappen Zuschnitt einer Uniform, und das Gemessene eines Reglements, welches der Geist nicht leicht erträgt, erhalten. Dies nun sprach unsere Synode aus, und legte eine im Geiste und mit möglichster Beibehaltung des Gegebenen gearbeitete Agende vor, welche für alle nicht wesentlich stehenden Stücke eine vielfache Abwechselung darbietende Beispielsammlung enthielt. Diese Agende wurde mit dem Berichte und Synodalschlusse eingereicht, blieb aber unbeachtet. Ich selbst hatte diese Umarbeitung, mit Hülfe jener seit Jahren von mir angelegten Sammlung biblisch-kirchlicher Stücke und einer in aller Eile genommenen Abschrift der neuen Agende, zu Stande gebracht.

Trotz aber der von mir abgegebenen Erklärung hatte ich beschlossen, vor der kirchlichen Einführung den Eindruck, den die Liturgie hervorbringen werde, an der Gemeinde selbst zu erproben. Ich ließ daher die Chöre einüben, und hielt die Liturgie früher, als einer meiner Kollegen. Auch band ich mich bei der Verwaltung der Sakramente, bei Ertheilung der Absolution und bei der Confirmationshandlung, ganz an den Inhalt der Agende. Die Gemeinde hörte die Liturgie, wobei ich nach den kirchlichen Zeiten und dem Inhalte meiner Predigten mit den biblischen Stücken abwechselte, sehr gern. Dieses Verfahren machte es mir möglich, nachher die Agende mit eigener Überzeugung anzunehmen, als 1824 deshalb zum zweiten Male Umfrage geschah. Als aber die erweiterte, von den ausgezeichnetsten Geistlichen der Monarchie unterschriebene Provinzial-Agende von 1829 erschien, war ich sehr erstaunt und erfreut, die Stücke, die meine Sammlung enthielt, meist hier wieder anzutreffen. Die Redactoren mußten also aus denselben Quellen, wie ich

früher, geschöpft haben. Es enthält diese Agende für den, der sie kennt und zu gebrauchen weiß, wahre Schätze. So nimmt das Gebet in den Zusätzen bei der Taufform Rücksicht auf die Kindertaufe, während das erste Formular sich so ausdrückte, als würden Catechumenen getauft. Ferner verlangt die Agende von 1829 nicht durchaus, daß alle Stücke der Liturgie an der Stelle bleiben, wohin sie die Agende von 1822 gewiesen hatte. Das Landesgebet schließt sich billig an die Predigt; sehr gewandte und geübte Liturgen würden diesem Gebete bei allem stehenden Inhalte doch die Farbe der Predigt geben können, wie dies Dräseke meist so glücklich gethan hat. Auf der andern Seite bildet das Gebet, als Allgemeines, den Übergang zu den besondern Dankfagungen und Fürbitten, so daß Land, Gemeinde, Individuen, unmittelbar nacheinander Gegenstand frommer Wünsche werden. Diese allgemeinen und besondern Gebete lösen sich dann in das Gebet der Gebete auf. Deshalb bleibt das Unser Vater ebenfalls aus der Liturgie weg, weil es sonst zwei Mal gebetet würde. Nach dem Unser Vater folgen dann, nach uralter Sitte, die Abkündigungen, so weit sie sich für die Kanzel schicken, und zuletzt der Segen.

Unter den Formularen der Agende ist das für die Confirmation in jeder Rücksicht vortrefflich. Es verfehlt nie, einen stets neuen, tiefen und heiligen Eindruck zu machen.

Was nun aber auch über die Agendensache gesagt ist, so werden mir doch die meisten meiner Amtsbrüder darin beistimmen, daß ein solches Buch zu der Zeit, als es erschien, wünschenswerth, ja daß es ein Bedürfnis war. So viele Kirchen, so viele verschiedene Ordnungen und in Vielen gar keine, ein stetes Schwanken. Und welche langgedehnten, alle Geduld ermüdende Gebräuche und Gesänge; ich habe Gemeinen gekannt, wo der Festgottesdienst nicht unter drei Stunden dauerte!

So wenig also diejenigen Recht haben, welche behaupten, die Agende hätte gar nicht erscheinen sollen, eben

so wenig kann ich denen beistimmen, welche verlangen, sie hätte sollen von den Gemeinen ausgehen, oder wenigstens unter deren Mitwirkung entworfen werden. Die allgemeine Mitwirkung abseits der Gemeinen ist undenkbar, und selbst bei guter Vertretung bei der divergirenden Richtung religiöser Bildung und Ansichten unmöglich. Der Zweck der Einheit, der, man mag einwenden, was man wolle, ein christlicher und löblicher ist, wenn er in den rechten Schranken bleibt, wäre nie zu erreichen gewesen. Wenn nun aber auch jetzt dieser Zweck nicht erreicht wird, so liegt es an der Willkühr, welche sich noch immer viele Geistliche gestatten. —

Als ich die Agende von 1824 officiell angenommen hatte und einführte, predigte ich über Römer XV., v. 5 bis 7. Ich redete: über den hohen Werth, welchen christliche Gemeinen darauf legen, daß sie unter einander in der Gottesverehrung innerlich und äußerlich übereinstimmen; ich bezog mich hier auf die Textsworte: daß sie einmüthiglich und mit Einem Munde Gott loben. —

Ich lehre nun zu dem zurück, wovon ich ausging, nämlich zu den Synoden. Es wurde später den Diöcesanen freigestellt, ob sie diese Versammlungen halten wollten, oder nicht, und das kaum ins Leben getretene Institut ging ein.

Nun aber hatte ich viel von den feierlichen Synoden gehört, welche die Generalsuperintendenten bei Gelegenheit der von ihnen zu haltenden Kirchenvisitationen an den Diöcesanorten hatten. Ich hatte noch nie Gelegenheit, einer solchen beizuwohnen, als der Bischof D. Westermeyer im Jahre 1829 zwei Diöcesen zu Wanzleben versammelte; die Eine jedoch nur zu einer Deliberation über ihre Wittwenkassen-Angelegenheit. Zu dieser letztern gehörte auch ich. Von der eigentlichen Synode, welche Tages zuvor mit der Wanzleber Diöces gehalten war, erlebte ich weiter nichts, als daß ich mit den Gliedern derselben zusammentraf. Westermeyer zeigte sich als

ein äußerst gewandter Arbeiter, als ein geübter Geschäftsmann und als sicherer Gesetzeskenner. Er beendete in wenigen Stunden vollkommen gründlich eine Verhandlung, welche bei einem Andern vielleicht einen ganzen Tag erfordert hätte.

Das Wiedersehen so vieler Männer, welche ich auf den Synoden 1817 und 1818 so lieb gewonnen hatte, und das freundliche, höchst liebenswürdige Benehmen des Chefs, weiheten und würzten das frugale Synodalmahl zu einem hohen Genuße. Während war es, das Westermeyer die Oberstelle durchaus nicht annahm, sondern sie einem 95jährigen würdigen Greise, der 70 Jahre Prediger war, dem Senior aller Prediger der Monarchie, \*) einräumte. Er nannte ihn »den seltensten Jubilar« und bat ihn, dem Könige das Lebehoch auszubringen. Westermeyer hatte ein sehr freundliches Gesicht, und wiewohl klein von Person, sehr viel Anmuth und Wohlgestalt, im Umgange mit seinen Amtsbrüdern wahre Brüderlichkeit, eine seltene Umgangs- und Unterhaltungsgabe. Ich kannte ihn seit seiner Berufung an den Dom, und er war gegen mich stets sehr brüderlich, so auch an diesem Tage in Wanzleben, wo ich sein Tischnachbar war. Als er vom Könige zum Bischofe ernannt war, wünschte ich ihm in einem lateinischen Briefe Glück, und äußerte, was ich bei seiner Ernennung gedacht und empfunden habe. Er antwortete mir damals, nachdem er von einer sehr schweren Krankheit, in welche er gleich nach seiner Ernennung zum Bischofe verfallen war, erstand, in den stärksten Ausdrücken des Dankes und der Liebe. Es ist von ihm bekannt, welche sinnreiche und gefällige Toaste er ausbrachte. \*\*) Auch heute sprach er am Schlusse des Mahles das Wort, welches mir immer noch gegenwärtig ist:

\*) Es war der Pastor Meyer in Hohendodeleben.

\*\*) Der Toast, welchen Westermeyer bei der musikalischen Kloster's Jubelfeier in Quedlinburg auf Maria von Weber ausbrachte, ist gewiß noch Vielen im Gedächtnisse.

Des Tages Sinn ist allermeist,  
 Daß bei uns bleibe der rechte Geist  
 Der Wahrheit, der Treue und Bruderliebe!  
 Ein Leib, ein Herz, ein Bruderinn,  
 Nah' oder fern, jetzt und immerhin;  
 O daß es unter uns so bliebe!

Aufgemuntert von dem Superintendenten, erwiderte ich,  
 als sein Nachbar, ihm:

Als Haupt uns ehrwürdig, als Bruder uns theuer!  
 Dem Haupte folgen gern die Glieder;  
 Fort tönt' es in unserm Herzen wieder,  
 Wie Du uns nanntest Deine Brüder;  
 Drum als Haupt uns ehrwürdig, als Bruder uns theuer,  
 (Stoßt, Brüder, an, mit edlem Feuer!)  
 Hoch lebe unser Bischof Westemeier! —

Wenn auswärts diese unschuldigen Synodalsfreunden als  
 Bacchanallen verlästert sind, so hat mein Zeugniß, das  
 Zeugniß eines im Genuße sehr mäßigen Predigers, daß  
 ich Alles sehr würdig, mäßig und wahrhaft geistig ge-  
 funden habe, gewiß Gewicht. —

Er ruht nun von seinem großen herrlichen Tages-  
 werke, wie so viele liebe und ehrwürdige Brüder, die ich  
 dort noch gesund, und doch zum letzten Male sahe. —

In welche freudige Bewegung mußte aber mein  
 Herz gerathen, als mir unser Superintendent im vorigen  
 Jahre (1836) meldete, der Bischof D. Dräseke werde  
 hier am 10ten November, als am Geburtstage Luthers,  
 Synodal = Gottesdienst, wobei er selbst predigen wolle,  
 und Synodal = Conferenz mit allen Predigern und Lehrern  
 der Diöcese, und vorher Schul = Visitation halten. Die  
 Tage, die er hier zubrachte, werden mir unvergeßlich  
 sein! Es wäre überflüssig, über einen Mann, wie Er  
 ist, zu berichten. Er hat einen mehr, als Europäischen  
 Ruf. Aber nicht Allen ist bekannt, wie Er auch außer  
 der Kanzel in seiner großen Provinzial = Gemeinde wirkt,  
 mit welchem Geiste, mit welcher verehrungswürdigen

Thätigkeit, und mit welchem Segen. Dessen bin ich  
 nun Zeuge geworden. Montag Abends, sogleich nach  
 seiner Ankunft, empfing er uns Prediger und dann die  
 Lehrer des Ortes, um sich mit ihrer Persönlichkeit be-  
 kannt zu machen, und wegen der Schul = Visitation, und  
 Lokal = Schullehrer = Conferenz das Nöthige zu bestimmen.  
 Meinem 84 jährigen Collegen sagte er mit größter Hu-  
 manität, daß er bedaure, daß er sich zu ihm bemüht  
 habe; er wolle selbst zu ihm kommen. Ich hatte ihm  
 vorher einen tabellarischen Bericht über den kirchlichen  
 und Schulzustand einreichen müssen, welchen er mit mir  
 besprach.

Am andern Tage, von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr  
 Nachmittags, visitirte er die fünf Classen der Bürger-  
 schule, besonders in Bezug auf den Religionsunterricht,  
 und hielt gleich darauf noch eine zweistündige Lokal = Con-  
 ferenz mit den Lehrern, wobei ich seinen Scharfblick und  
 sein treues Gedächtniß anstaunte, aus welchem heraus er  
 Alles mit den Lehrern besprach, was ihm aufgefallen  
 war. Auch das mußte ich bewundern, daß bei ihm die  
 Gesamtbildung und der hohe Genius die eigentliche  
 Fachbildung des Schulmannes (er ist bekanntlich nie  
 Schulmann gewesen) fast ganz ersetzt. Ein ad omnia  
 magna natus! —

Erst um vier Uhr aß er zu Mittag, und nach Tische  
 hielt er noch eine Conferenz mit den Candidaten des  
 Predigtamtes. Mittwochs Morgens besuchte er die Kirche  
 und Schule der Vorstadt, und hielt hierauf auf dem  
 Rathhause dem Magistrate und den Stadtverordneten  
 einen fast zweistündigen, höchst lichtvollen und eindring-  
 lichen Vortrag über das, was am Orte für Kirche und  
 Schule Noth thun. Alles höchst human, umsichtig, lie-  
 bevoll, jedoch würdig und energisch! Nachmittags brachte  
 er auch einige Stunden bei mir, und dann einige in  
 der Gesellschaft der ihn sehr verehrenden Beamtenfamilie,  
 bei welcher er auf ihre Einladung abgetreten war, zu.  
 Zu frühe mußten wir ihn missen, als er sich auf sein  
 Zimmer zurückzog. —

Am 10ten November hatten sich alle 23 Prediger der Diöces und 42 Schullehrer zum Theil bei mir, zum Theil im Schulhause versammelt, von wo uns der Bischof in Procession in die sehr geräumige, aber doch überfüllte Stadtkirche führte. Der Gesang ertönte voll und gewaltig. Die Liturgie im Inhalte dem Zwecke des Tages ganz entsprechend, hielt ein kräftiger Prediger der Nachbarschaft. Das Hauptlied war in Bezug auf Luther's Geburtstag: »Eine feste Burg ist unser Gott!« Die Predigt hatte zum Texte I. Cor. XV., v. 58. »Darum, meine lieben Brüder, seid fest und unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sintemal Ihr wisset, daß Eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn!« Der Form nach war die Predigt eine Fruchtbarmachung des Textes, aus welchem der Redner (der Text bildete als Zursuf das Thema,) a) eine heilige Erinnerung — an das Werk des Herrn an uns, und an unser Werk am Werke des Herrn. b) Eine heilige Ermahnung: »Seid fest und unbeweglich, und nehmet immer zu!« c) Eine heilige Ermunterung: »Sintemal Ihr wisset, daß Eure Arbeit nicht vergeblich ist,« herausnahm. Welche Textmäßigkeit, welche einfache, ungesuchte Symmetrie!

Der äußere Vortrag setzte mich in die höchste Bewunderung; nie hatte ich eine solche Lebendigkeit, eine solche Genauigkeit der Accentuation, nie eine solche Kraft und Anmuth der Stimme zugleich gehört. Ein Mann von 60 Jahren redete hier mit dem Feuer eines Jünglings, Lebendigkeit des Vortrages und Interesse des Zuhörers steigend bis zum letzten Worte! Die Predigt dauerte über eine Stunde, und doch hätte Jeder so gern noch länger zugehört! — In seinem Gebete zeigte er sich als ein wahrer Priester im rechten Sinne, so viel Weihe und Salbung, so Andacht erzeugend und Andacht beweisend, ein wahrhaftes Zeichen, wie er König und Vaterland, Kirche und Schule, Lehrer und Zuhörer, Hohe und Niedere, Arme und Reiche, im Herzen trage.

Ein Erguß, und doch geregelt und von frommem Takte abgemessen. Selbst das Gebet des Herrn hatte ich noch nie so sprechen gehört.

Die Sprache, in welcher er redete, war so, daß sie alle Modulationen des Eindrucks, welchen das Wort Gottes machen kann, annahm, den starken und den sanften, auf- und absteigend, Friedenshauch und Donnerton zugleich, gewaltig, wie der Hammer, der Felsen zersplittert, scharf und schneidend, wie ein zweischneidiges Schwert, welches nicht abläßt, bis daß es hindurch dringe, bald die weiseste Ökonomie, bald die reichste Fülle, bald die populärste Sprache, bald den Ausdruck der reifsten Bildung darstellend, und von einer Kunst geleitet, von einer Natur ausgehend, welche jeden Ausdruck der Sprache mit gleicher Gewandtheit und Sicherheit handhabt. —

In welchem Zustande würde fast Jeder nach solchem Vortrage die Kanzel verlassen haben? — Er blieb in der Kirche und hielt unmittelbar darauf mit den Lehrern der Diöces die Conferenz und darauf auf einem Saale des Amtes die Synodal-Conferenz mit den Predigern, welche zwei Stunden dauerte, worin er Jeden hörte, sich mit Jedem berieth, immer den rechten Punkt und die Hauptsache treffend. Ich freuete mich bei Anhörung seiner Rathschläge und Wünsche, über die Art, wie die Predigt sich in uns bilden, und aus uns wirksam hervortreten sollte, so Vieles zu finden, was mit dem, was ich darüber schon ausgesprochen, auf das Genaueste übereinstimmte. —

Das Synodalmahl war, wie damals bei Westermeyer, gewürzt durch edle Heiterkeit, welche ein Widerschein war des Geistes und der Liebe, welche Dräseke's Erscheinung umstrahlen. Nur waren hier auch die Mitglieder des Magistrates, welche den Herrn Bischof durch die Schulen begleitet hatten, als Gäste zugezogen. Nur allzufrüh für alle Anwesenden erhob er sich, drückte seinen Dank und seine Freude aus an dem, was er hier erlebt, und stieg sofort in den Wagen, um neuen Arbeiten ent-



gegen zu gehen. Gott erhalte ihn noch lange zum Heile unsrer Provinz und des Landes; seine Arbeit in dem Herrn kann nimmer vergeblich sein! —

Unerwähnt kann ich es auch nicht lassen, daß ich im Jahre 1828 das Glück hatte, die Bekanntschaft eines andern hochstehenden Preussischen Geistlichen, nämlich des Probstes und Generalsuperintendenten, jetzigen Bischofs Noß zu machen, als er in Gesellschaft des Consistorialrathes Mäns hier durch reiste. Er hörte mir in der Vorstadtkirche zu, und den Eindruck, den seine imposante, würdevolle Persönlichkeit und seine Freundlichkeit auf mich machte, ist mir geblieben, wenn gleich ich nicht hoffen darf, ihn je wieder zu sehen. —

In den letzten sechs Jahren habe ich meist immer über freie Texte, und insonderheit über freigewählte historische Abschnitte der heiligen Schrift gepredigt. Theils dem Inhalte, theils dem Texte nach, suchte ich immer eine ganze Reihe von Vorträgen mit einander in solche Verbindung zu setzen, die das Interesse des Zuhörers festhalten und ihn antreiben kann, wieder zu kommen. In der Vorstadtkirche habe ich sogar ein Jahr hindurch fast alle Vorträge, mit Ausnahme der Festpredigten, nach den Jahreszeiten geordnet, und Alles herausgehoben, was in deren Kreislaufe für den frommen Sinn Ansprechendes, Weckendes und Leitendes liegen kann. Dem Kreislaufe des Kirchenjahres und der Perikopen bin ich seit Jahren weniger gefolgt; nur dann gab ich diesen Abschnitten den Vorzug, wenn sie mir Veranlassung gaben, zu predigen, was gerade Noth that. Die Passionspredigten machen auf mich durch ihren Gegenstand jedes Jahr einen neuen, heiligenden Eindruck. Sie werden hier besonders stark besucht, was gewiß ein Zeichen des guten religiösen Sinnes ist, welcher im Allgemeinen in unserem Orte herrscht. Möchten nur die Passionspredigten sich überall ganz bis auf alle Theile seinem historischen Texte anschließen! Die synthetische Predigt ist bei dieser Gelegenheit nicht an ihrer Stelle. Es gehört zur

Ausbildung des religiösen Sinnes auch die Weckung und Heiligung religiöser Gefühle. Dazu bietet die Passionspredigt die beste Gelegenheit dar; aber die kalte Abhandlung taugt dazu nicht. —

Eine andere Richtung, die ich in meinen Vorträgen nicht aus den Augen gelassen habe, ist die Patriotische. Die Zeiten, wo insonderheit, in Erinnerung der großen Zeit des Freiheits- und Errettungskampfes, das Herz sich dem Vaterlande und dem Vater des Landes in Liebe und Theilnahme zuwendet, sind fort und fort von mir benutzt, die rechten Gefühle zu wecken, die rechten Gesinnungen zu erhalten und zu nähren. Wiewohl die Feuer des 18ten Octobers bald erloschen, und der Tage von Leipzig, Paris und la belle Alliance bald von Vielen auf der Kanzel nicht mehr gedacht wurde, so habe ich doch nicht aufgehört, das Feuer der Vaterlandsiebe auf dem Altare des Vaterlandes, als sein getreuer Priester, zu schüren, und nie an jenen denkwürdigen Tagen die Kanzel verlassen, ohne das große Andenken zu erneuern, und es lehrreich und fruchtbar zu machen. Auch des Königs und seines Geburtstages gedenke ich, und der ernststen und frohen Ereignisse in seinem Hause. Es ist mir dies wahres Herzensbedürfnis! Haben wir doch einen Geburtstag mit Pomp feiern müssen, der uns nicht erfreulich sein konnte; warum sollten wir Dessen, den wir lieben, von ganzem Herzen lieben, uns nicht vor Gott freuen? —

Eine neue patriotische Feier haben wir jetzt jährlich in den Städten am Tage der Stadtverordnetenwahl. Da predige ich frommen Bürgerfinn und heilige Bürgertreue. Bei der ersten Feier dieser Art, als die Stadtverordneten und Magistratsmitglieder gewählt werden sollten, rief ich den Bürgern und ihrem künftigen Vorstande zu: Suchet der Stadt Bestes! (Jerem. XXIX, v. 7.) Zuerst entwickelte ich, was das wahre Beste der Stadt sei, und dann, was es heiße, dieses Beste suchen. Dann zeigte ich, daß dieses nur geschehen könne, wenn wahr-

haft christliche Frömmigkeit und Bildung den Bürgern eigen sei; denn nur dann besäßen sie die rechte Weisheit, die ächte Treue, die wahre Gewissenhaftigkeit, und die segensreiche Eintracht in der Liebe. Dieser Vortrag ist ebenfalls im Euphron abgedruckt. Bei den spätern suppletischen Wahlen redete ich über I. Cor. XIV., v. 33 und 40. Cap. XII., v. 4 — 7. Philipp. II., v. 1 — 4. Weisheit Salom. VI., v. 26 und Röm. XVI. v. 19. —

Daß mich nicht einseitiger patriotischer Partikularismus beseele, glaube ich ebenfalls öffentlich bewiesen zu haben. Das Schicksal der Griechen hatte, besonders seit dem Falle von Missolonghi, auch hier sehr rege Theilnahme erregt. Ich brachte die Sache im Jahre 1826 an heiliger Stätte zur Sprache, indem ich nach Galater VI., v. 10 predigte und dabei darstellte: Die Fürsprache der Religion für unsre unglücklichen Griechischen Glaubensgenossen. Die Predigt ist zum Besten der Griechen gedruckt, erlebte zwei Auflagen, und die dadurch bewirkte Sammlung war nicht unbedeutend. —

Jetzt fühle ich mich sogar mit jenem Volke, durch welches Gott uns und fast ganz Europa so lange heimgesucht hat, versöhnt. Ich erkenne seine großen Anlagen, seine Gemüthlichkeit um so lieber an, da es unter Ludwig Philipps Leitung auch uns Anerkennung angedeihen läßt, von Deutschlands Dichtern und Philosophen lernt, und insonderheit Preußens Schulen und Heer zu Nutzern nimmt.

Als im Jahre 1830, am 10ten October, die Heimfahrt des Prinzen Albrecht, mit seiner jungen Gemahlin, einen großen Enthusiasmus erregte, redete ich (es war gerade Sonntag) über die Worte I. Petri II., v. 17: »Thut Ehre Jedermann, habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König!« indem ich die Pflicht, den König und sein Haus zu ehren, aus der Liebe und Gottesfurcht herleitete. Ich fühle noch den Händedruck des freundlichen, huldvollen Prinzen, womit er meine

Anrede erwiedert, und die Herablassung, womit das erhabene Paar unsere Töchter, insonderheit auch meine jüngere Tochter, welche mit kurzer Anrede ein Gedicht überreichte, beglückt hatte, und mein Herz entlud sich bei diesem Vortrage einer großen Empfindung, welche ich in Andern theils fand, theils erhöhte.

Selbst die Durchreise der französischen Prinzen ließ ich nicht unerwähnt. Ich sprach über die Worte Röm. XV. v. 17: »Nehmet Euch unter einander auf, gleich wie Euch Christus aufgenommen hat!« Ich führte meiner Gemeinde zu Gemüthe, wie schön es sei, wenn auch Völker sich immer mehr versöhnen und christlich nähren, die früher so lange getrennt waren. Ein von mir in der Poststube niedergeschriebenes Impromptu, welches diesen Gedanken ausdrückte, ward von einem Freunde zum Einrücken in die Magdeburger Zeitung gesandt. Es lautete:

Il y a trente ans la France guerrière  
Nous porta par ses fils le fer et les forfaits;  
Aujourd'hui des Français et le Roi et le père  
Nous envoie dans ses fils deux anges de la Paix,  
Que les nations vaillantes et éclairées  
De Frédéric le Grand et du bon Henri-Quatre,  
Par la Sagesse même à présent gouvernées  
Doivent s'embrasser et jamais plus se battre! \*)

Und hiermit genug vom Geiste und Ziele meiner Kanzelvorträge. —

In der Seelsorge sind mir nur zwei meine Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nehmende Fälle vorgekom-

\*) Vor dreißig Jahren brachte uns das Kriegsschaubende Frankreich durch seine Söhne Schwert und Kriegesgruel; jetzt sendet uns der König und Vater der Franzosen in seinen Söhnen zwei Friedensengel, daß die tapfern und aufgeklärten Nationen Friedrich des Großen und des guten Heinrich IV., durch die Weisheit selbst anseht regiert, sich umarmen sollen und nie mehr mit einander streiten.

men. Beide betrafen das Leiden von Personen, welche in Folge fester Ideen religiöser Art wahnsinnig geworden waren, und welche in lichten Zwischenräumen meinen Zuspruch wünschten. Eine stille und fleißige Frau hatte das Nervenfieber gehabt; noch sehr schwach, ließ sie, als Zurückkehrende, im alten Gesangbuche das Lied: »O Ewigkeit, du Donnerwort!« welches bekanntlich voll ist von krassen Bildern der Höllestrafen. Vor allen Dingen ergreift die Kranke in ihrem geschwächten Zustande der Nachdruck, der auf die Ewigkeit der Höllestrafen gelegt wird. Sie sinnt und sinnt, und verfällt bei der Erinnerung an ihre Sünden in die Vorstellung, daß sie ewig verdammt sei, und daß ihr schon hier dies Urtheil in diesem Liebe gesprochen sei. Als ich bei ihr eintrat, saß sie auf dem Bette, weinte heftig und rief, die Hände ringend immerdar: »Ewig, ach ewig, ewig!! Es ist keine Zeit mehr für mich! Ewig, ewig, ewig bin ich verdammt!« — Ihre von mir ein Jahr vorher confirmirte Tochter zeigte mir das Lied, woraus ihre feste Idee stammte. Augenblicklich fiel mir ein Mittel ein, sie vom Gegentheile zu überzeugen. Ich sagte ihr nämlich, hier sei die Verdammniß derer geschildert, welche unbußfertig durch Christum nicht wiedergeboren und versöhnt seien. Aber es stehe in demselben Buche ein Lied, welches den durch Christum versöhnten Sündern ihr Schicksal in der Ewigkeit eröffne, es heiße: »O Ewigkeit, du Freudenwort!« Nun las ich ihr das Lied vor, wobei sie immer stiller und beruhigter wurde. Aber ihre Krankheit hatte ihren Sitz nicht bloß im Gemüthe; ihr Gehirn war angegriffen, und das gesammte Nervensystem geschwächt; sie starb bald darauf, von stillem Gram verzehrt.

Der andere Fall ereignete sich 1831 mit einem sehr rechtlichen Bürger, dem das kalte Fieber aufs Gehirn gefallen war, und der die feste Idee aufgefaßt hatte, er sei — Gott der Vater. Bei ihm war gar nichts auszusetzen. Die Douchebäder machten ihn sehr unruhig;

er überließ sich nagenden Sorgen, aus welchen er immer wieder zu dem Gedanken zurückkehrte, er sei selber Gott. Endlich entwich er seinem Wärter, und ward todt im Hofe aufgefunden. —

Ich gehe zurück auf meine wissenschaftliche Fortbildung, und die dazu förderlichen Beschäftigungen seit dem Aufenthalte an hiesigem Orte.

Gott wies mir — seine Gnade sei dafür gepriesen! — auch hier immer wieder Mittel zu, mich vor Stillstand und Rückschritt zu bewahren. Im zweiten Jahre meines Hierseins ward mein Schwager hier Rector, ein kenntnißreicher, gebildeter Mann, ein ausgezeichnete Schulmann; auch er hatte den Feldzug von 1815 mitgemacht. Obgleich mit öffentlichem und Privatunterrichte überladen, konnte er doch dem geistigen Verkehre mit mir von Zeit zu Zeit einige Stunden widmen. Ich hatte viel an ihm, und schätzte sein klares, ruhiges und unbefangenes Urtheil sehr hoch. Auch im Pfarramte wirkte er mit Segen und Anerkennung abseiten seiner Vorgesetzten und Gemeinen. —

Wenn ich gleich mit meinen Nachbarn keine directwissenschaftliche Conferenzen hielt, so war mir doch ihr Umgang auch in dieser Rücksicht förderlich. Später vereinigten sich mehrere Prediger der Umgegend dahin, daß jeder jährlich ein theologisches oder historisches Werk von einem Werthe von wenigstens 2 Thalern anschaffte und circuliren ließ, wodurch wir vieles Treffliche zu lesen bekamen; dieser Verein hielt zugleich die bewährtesten Journale.

Außerdem wurde ich durch das Interesse, welches mir mein seit Michaelis 1825 in Halle Theologie studirender Sohn, und ein Bögling, welcher sich denselben Studien seit Ostern 1833 widmete, einflößten, zur Kenntnisaufnahme der vorzüglichsten Erscheinungen am theologischen Himmel hingeleitet. Ganz Idiot konnte ich bei solcher Theilnahme nicht werden. Es erregte daher Vossens Streit mit den Symbolikern, Eschirners muthi-

ger Kampf für die evangelische Kirche, aber auch der lange, unabsehbare Kampf zwischen den Rationalisten und Supranaturalisten, die Umtriebe des Pietismus und Mysticismus, der Einfluß der Hegelschen Philosophie auf die Theologen, der Abfall der lutherischen Buchstabenmänner von der Union, meine ganze Aufmerksamkeit.

Eine Bemerkung konnte ich nicht zurückweisen; sie drängte sich mir immer wieder auf. Warum hat denn die Befreiung der christlichen Kirche von Napoleon's Drucke soviel Unsinn an das Licht gebracht, der damals sich vielleicht vor ihm verkroch? — Kein Fürst von Hohenlohe wäre unter unter ihm als Wunderthäter aufgetreten! Ist denn der Hauch der Freiheit dem Wachstume des Unkrautes günstiger, als dem der Pflanzen, die der Vater gepflanzt hat? Gewiß, ich ahnte und hoffte 1815 »Besseres!« aber sie irren immerdar in ihren Herzen!

Sodann bin ich von dem Übertritte solcher Männer, in denen ein hoher Genius wohnte, zum Katholicismus mehrmals schmerzhaft berührt. Es gefiel diesen Männern nicht mehr bei uns, weil sie das reine Evangelium nicht kannten und schätzten; weil sie etwas suchten, was sie nie finden werden, und weil sie in unserer Kirche nur das Unersreuliche sahen und fühlten. Ihnen war es theils auf dem Lebenswege dabei zu heiß, weil die am hellen Himmel leuchtende Sonne der Wahrheit auch auf den Scheitel des müden Wanderers ihre Strahlen herabsendet, darum suchten sie die Schatten eines ältern Domes, um in ihm zu ruhen und sich abzukühlen. Theils war es ihnen wieder zu kalt und zu frei; es sollte Alles recht sicher, bestimmt, handgreiflich sein. Lassen wir sie! Ihre Richtung ist nicht allein ihr Werk, sie ist von Vielen in unserer Kirche mit verschuldet. Die mit einem Auge in die Kirche, und mit dem Andern in die Mystiken der Politik blicken, und mit keinem in die Bibel, werden dahin gehen und ruhen, wo sie glauben, daß es gut sei, wie Adam Müller, Haller, Beckeborg. Bestehen wir vielmehr in der Freiheit, und spannen uns nicht

wieder in das schmähliche Joch! »Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!« So rufen wir uns, und so den Unern zu!

Was nun den Kampf des Nationalismus und Supranaturalismus betrifft, so ist er von der Einseitigkeit und dem Mißverständnisse über alle Gebühr hinausgetrieben. Er hat in der Kirche immer bestanden ohne diese Schärfe und Bitterkeit, die er erst in der neuern Zeit angenommen hat. Soll ich bekennen, warum mich das Alles gar nicht befremdet hat, so liegt es darin, daß ich von Jugend auf gewöhnt bin, mit Ruhe die entgegengesetztesten Ansichten zu hören, und die Individuen, welche dieselben aussprachen, nur als die zwei Seiten anzusehen, von welchen sich auch die religiösen Angelegenheiten betrachten lassen. Ich habe keinen Augenblick den Standpunkt verkannt, über welchen hinaus der Glaube Superstition wird, und unter welchem er zum Nihilismus herabsinkt; zwischen diesen Punkten liegt ein großes, fruchtbares Gebiet. Nie habe ich das Recht aufgegeben, die Bibel mit Hilfe der Wissenschaft (grammatisch-historisch) auszulegen; aber nie habe ich gewagt, die Summa aller Wahrheiten, welche die Bibel über die enge Grenze der sinnlichen Erfahrung oder der Verstandesbegriffe hinaus unfeugbar enthält, für ein caput mortuum zu halten. Ich habe nie geglaubt, daß das Dämmerlicht, welches außer Christus geleuchtet hat, das Licht des Gottesohnes entbehrlich mache, sondern nur Morgenröthe oder Abglanz von dem war, der das Licht der Welt für alle Zeiten ward. Ich glaube, daß in den christlichen Lehren und in ihrem Zusammenhange unter einander eine unerschöpfliche Tiefe liege, über welche der oberflächliche Blick hinweggleitet. In diese Tiefe scheint mir Schleiermacher geblickt zu haben. Neander hat mich durch objectiv, historische Darstellung mit dem christlichen Alterthume und mit dem Stufengange der Ausbildung der christlichen Lehren bekannt gemacht, wie ich es früher nicht gewesen bin. Ich bemerke an Bretschneiders popu-

lar klaren Demonstrationen, daß er sich zu leicht macht, indem er Vieles unerlebt läßt, und sein Quasi-Offenbarungsglaube sagt mir nicht zu; identisch mit dem Glauben der Apostel ist er nicht. Ammon in seiner Fortbildung des Christenthumes zur Weltregion, welche einen Kern zeigen will ohne Hilfe und ohne Schaale, ein Resultat, das sich von seinen Ursachen, wie eine reife Frucht vom Baume, auf dem sie gewachsen ist, ablöst, hat mich nicht ganz befriedigt. —

Ich sehe in der Unendlichkeit des Forschens, zu welchem ich mich getrieben fühle, den Grund des Glaubens und der Hoffnung, und glaube nicht, daß durch Stabilität des Begriffes, oder durch Herrnhuterische Zurückweisung des Forschens und Zweifels der Zweifel wirklich gehoben oder gebannt werden könne. Der Christ, der nachjagt dem Ziele, und nimmer sagen kann, daß er es ergriffen habe, darf und soll zweifeln, so lange er nicht im Schauen wandelt. Solcher Zweifel macht nicht unselig, sondern führet zu Gott, in dem allein Ruhe ist und Gewißheit; es ist kein Forschen ohne Zweifel möglich, weil die Wahrheit oft so tief liegt, und unser Blick so beschränkt ist. Solch Zweifeln ist kein Wankelmuth oder Irrewerden an Gott und an seinem Worte, (Jacobi I., v. 6 bis 8), er ist ein Bedenken der Wahrheit, wie wir sie fassen und erkennen wollen in unserer Schwachheit. Das kann ohne ein Ringen unseres Geistes nicht geschehen, in welchem wir oft unterliegen, bis wir endlich obliegen. —

Jeder hat das Recht, sein inneres religiöses Leben, das sich in keines Systemes Schranken flücht, zu offenbaren. Ich thue es ohne Scheu. Nur das im Worte Gottes Selbstgeundene wird unser sicheres Eigenthum; wir können nicht gebrauchen, was Andere uns gegen unsere höhere Natur oder gegen unsern Bildungsgang beibringen wollen. Diesen achte ich in Jedem; denn er nimmt ihn nicht willkürlich; der große Erzieher der Menschheit führt ihn auf demselben. Jedes redliche For-

schon ist Pflicht, und führt früh oder spät zum Gewinn. Ich bin daher duldsam gegen jeden Theologen, welcher der Wahrheit zustrebt, wenn ich gleich zurückweise, was mir nicht zusagt. Das Wissen von Gott ist nirgend vollständig und sicher in der Menschheit, in Christo allein ist alles Wissen von Gott, und wer in Christo ist, der kennet Gott; wer den Sohn siehet, der siehet den Vater! —

Als ich Michaelis 1825 meinen älteren Sohn nach Halle auf die Universität brachte, fand ich Knapp, den ich besuchen wollte, als Leiche; Maas war todt, Niemeyer verreis. Nur Vater und Marks fand ich als alte Bekannte wieder. Ich hatte fast dieselbe Empfindung, die mein Vater hatte, als er mich nach Halle begleitete. Eine Generation war seit meinem Abgange dahin und also meine akademische Welt untergegangen. — An meinem jetzigen Wohnorte habe ich mit großem Vergnügen die Bekanntschaft des von hier gebürtigen Professors und Consistorialraths D. Lücke \*) gemacht. Die tiefe Gelehrsamkeit, der christliche Sinn, die Milde, welche seine exegetischen Schriften auszeichnen, haben immer einen wohlthätigen Eindruck auf mich gemacht. —

Zu meiner Hauptlektüre machte ich hier historische Werke; Johannes von Müller, Heeren, Eichhorn, Niebuhr, Wachsmuth, Kruse, Luben, von Raumer, von Rotteck, Mülinch, Leo, Wolfgang Menzel, und mehres Neue von Barmhagen von Ense haben mir genussreiche Stunden verschafft. Mit Knaben, die ich unterrichtete, habe ich Müllig, Brebow und Rohrausch, mit weiblichen Zöglingen Mößelt und Generich gelesen. Länderkunde und Reisebeschreibungen haben nie aufgehört, mir Unterhaltung zu gewähren. So hat sich auch meine Bekanntschaft mit den besten ästhetischen vaterländischen und auswärti-

\*) Drei jetzt lebende berühmte akademische Lehrer sind von hier gebürtig. Lücke in Göttingen, Hoffmann in Jena und Dietz, der Jurist, in Halle.

gen Produkten in dieser Zeit mehr an das Bedürfnis meiner heranwachsenden Töchter, und an den Umgang mit einer hiesigen gebildeten Beamtenfamilie, welche nie müde geworden ist, das Schöne, Wahre und Gute in ihre Mitte zu ziehen, so wie nach den besten geistigen Genüssen zu streben, und in welcher es ebenfalls erwachsene und heranwachsende Töchter gab, die ich unterrichtete, angeknüpfte. Der Unterricht selbst umfaßte das Wissenswürdigste aus der Geschichte und Erdbeschreibung der deutschen Sprache und vaterländischen Literatur (nach Heise und Sidel) und der französischen Sprache. Am meisten begünstigte ich für Jungfrauen die unschuldige idyllische Poesie, weil sie edle Gefühle weckt, ohne den zarten Grund jungfräulicher Schen zu zerreißen. Unsere idyllischen Epopäen, Louise von Voss, Hermann und Dorothea von Goethe, die Parthenais von Baggesen die Zerkunde von Rosgarten, Hamnchen und die Rucklein von Eberhard \*), die Nachtmahlskinder von Tegner, die humoristischen Idyllen, Quintus Firtlein und der Jubelseniör von Jean Paul und Gessners Idyllen bilden billig die erste ästhetische Nahrung einer Mädchenseele, weil darin selbst das Erotische im Gewande einer unverdorbenen Natur, und jedes Verhältniß unter dem Schutze des friedlichen Familienlebens gestellt erscheint. Mystische oder frivole Sinnlichkeit athmende Schriften habe ich fern von ihnen zu halten gesucht. Auch die neuern Lyriker sagen mir nicht zu. Heine mit seinen Tönen einer zerschlagenen Lyra, welche seine Zerrißtheit und Verfallenheit mit Gott und Welt ausdrücken, gefällt mir weit weniger, als Rückert, obwohl manche gezwängte und neuereschaffenen Sprachformen auch an ihm mir missfallen. Die Schriften der meisten Glieder des jungen Deutschlands würde ich jedem Mädchen zu lesen abrathen. Diejenigen jungen Damen, welche dergleichen ohne

\*) Von demselben Verfasser gehört hierher: der erste Mensch und die Erde.

Schaden lesen zu können meinen, sind meist schon durch Leserei und Überbildung dickhäutig geworden, und empfinden ein Gelüste nach gepfeffelter Geistesnahrung.

Mein jüngerer Sohn entschied sich, nachdem er von mir vorbereitet war, für das Schulfach und vervollkommnete sich während seines Aufenthaltes auf dem Seminare zu Magdeburg im Clavier- und Orgelspiel. Bald nach seiner Entlassung von jener Anstalt erhielt er hier eine Anstellung als Lehrer an der Bürgerschule, welche er vier Jahre lang verwaltete, dann aber niederlegte, um sich auf dem Königl. Musikinstitute zu Berlin, unter des Direktors Bach Leitung, ganz der kirchlichen Musik zu widmen. \*)

Mein älterer Sohn, der zuerst drei Jahre als Lehrer im Regierungs-Bezirk Merseburg gestanden, arbeitete als erster Lehrer an der hiesigen Töchter Schule unter meinen Augen mit großem Fleiße und sichtbarem Segen. —

Was nun meine Lebenslage betrifft, so habe ich bei der größten Einschränkung auch nicht zu dem geringsten positiven Vermögen gelangen können, indem ich die anfangs hier gefundene Verbesserung von 200 Thaler, durch die Abbezahlung der während der Fremdherrschaft Nothgebrungen gemachten Schulden, so wie durch die Erhaltung meiner Söhne auf Schulen und des Altern auf der Universität, ohne die mindeste Beihülfe, nicht bloß darauf gegangen, sondern auch noch die Frucht einer oft sehr peinlichen Entbehrung dazu in Anspruch genommen ist. Dazu kommt, daß die Einkünfte meiner Stelle sich durch viele Local-Umstände, durch Verarmung der durch den Krieg schon um ihren Wohlstand und durch die sonst so heilsame Gewerbefleißigkeit um ihren Hauptnahrungszweig, die Braugerechtsame, gekommenen Stadt, so wie durch die für mich höchst nachtheilhaft ausgefallenen Aker-Separation, wodurch meine Stelle ohne alle Ent-

\*) Der verewigte Verfasser hat leider nicht die Freude erlebt, diesen seinen Sohn wieder angestellt zu sehen. Bald nach seinem Tode ward dieser in Rathenow als Organist erwählt.

schädigung ihre meisten nahegelegenen Acker, und jährlich über 60 Thlr. an Einkommen verloren hat; — so sehr vermindert haben, daß ich mich jetzt kaum so gut stehe, als mein zweiter Nachfolger in der Stelle, welche ich vor 18 Jahren verließ. Auch die verheißene Asension in die erste Stelle, welche übrigens den Einkünften meiner Stelle gleich ist, hat Gottlob! bis jetzt nicht statt gefunden, weil mein College, der mir sehr liebe, lebensfrohe Greis in seinem 84ten Jahre noch fungirt —

Wegen der eben erwähnten Verringerung meines Dienst Einkommens habe ich mich noch einige Male bei der königlichen Regierung zu bessern Stellen gemeldet; allein die Umstände waren mir stets ungünstig. Seitdem habe ich mich bei der Staatsbehörde nicht wieder gemeldet, und in völliger Verzichtsleistung auf Alles, was ich früher angestrebt, in der treuen Pflichterfüllung und in dem Glauben, daß die Vorsehung uns hinstellt und läßt, wo es am besten ist, meine Beruhigung gesucht und gefunden. —

Auch wenn Kränklichkeit mir nicht geböte, alle Bemühungen um Verbesserung, als auf immer geschlossen anzusehen; so kann ich versichern, daß mir mein Wohnort von vielen Seiten her lieb ist. Ich habe schon erwähnt, daß er in kirchlicher Hinsicht jetzt die Gebrechen vieler kleiner Städte theilt; aber seine Lage in einer sehr fruchtbaren Gegend, an der lebhaftesten Poststraße, fast gleich weit entfernt (etwa drei Meilen) von Magdeburg und Halberstadt, auf der einen Seite von abwechselnden Wald- und Wiesengrün, auf der andern von einer frequenten Nachbarschaft umgeben, bietet Vieles dar, was andern kleinen Städten abgeht.

Vor Allem ist mir der Wald lieb geworden, schon deshalb, weil er auf eine Weise dem Orte erhalten ist, welche stets ein Gegenstand dankbarer Freude bleiben wird.

Die Staatsbehörde hatte nämlich beschlossen, ihn, wie viele kleine Waldparcellen, abholzen zu lassen.

Schon war im eigentlichen Sinne den Bäumen die Art an die Wurzel gelegt und schon hatte sich vergeblich die Ortsbehörde für seine Erhaltung verwendet; da wandte sich mein greiser College in einer kurzen Vorstellung an das Herz des Königs, und es erfolgte unter dem 15ten Juni 1827 die Cabinetsordre, daß das Holz bleiben sollte. Der Ort feierte diese Gnade durch ein Fest, und jährlich wird eine Parthie Holz aus dem Walde für die Armen erstanden und unter dieselben vertheilt. Ich selbst habe mir draußen vor dem Holze einen Garten angelegt, und den Boden dazu erpachtet. Wald und Garten gewähren mir die reinste und wohlfeilste Freude.

Die Erziehung meiner Kinder ist beendet, schon beglückt mich der Umgang mit einer vierjährigen Enkelin, dem Kinde meines älteren Sohnes, und ich könnte mit meinem Schicksale zufrieden sein, wenn ich nicht immer wieder von der Krankheit heimgesucht würde. Dieses Jahr wäre ich dadurch in große Noth gekommen, indem meine summarische Schwäche noch durch eine langwierige, bösartige Grippe außerordentlich vermehrt wurde, wenn mir nicht die Hilfe der Freunde, des jetzigen Rectors, eines mir sehr lieben und gefälligen Verwandten, aber besonders meines Sohnes, der bei zehnstündiger täglicher Schularbeit sechs Monate lang wöchentlich zwei bis drei Predigten für mich hielt, zur Seite gestanden hätte. Ich raffte mich aus der Krankheit auf, um in beiden Gemeinden die Confirmanden, welche mein Sohn ebenfalls vorbereitet hatte, zu confirmiren. —

Seit sechs Wochen versetze ich nun mein Amt wieder. Der Wille macht mich stärker, als ich bin. Gott aber, der da wirkt Alles in Allem, ist in mir Schwachen mächtig. —

Ich schließe diesen Überblick, diese Rechenschaft vor mir selbst und vor dem Menschen, mit den Worten, womit Schleiermacher seine Monologen schließt:

»Dem Bewußtsein der innern Freiheit und ihres  
»Handelns entspringt ewige Jugend und Freude. Dies  
»habe ich ergriffen und lasse es nicht, und so sehe  
»ich lächelnd das eigne Haar sich bleichen. Nicht,  
»was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen;  
»frisch bleibt der Puls des innern Lebens bis an den  
»Tod.«

---

---

**Salberstadt,**  
gedruckt bei J. Göring.

---